APROPOSMAGAZIN

Nr. 2

DAS SALZBURGER STRASSENMAGAZIN

DAS APROPOS-MAGAZIN KANN NUR GEMEINSAM MIT DER DEZEMBER-AUSGABE 2015 ERWORBEN WERDEN.

Den VerkäuferInnen bleiben: 2,25 Euro

4,50 Euro

Ihre Apropos-Verkäuferin
Ihr Apropos-Verkäufer:

sagt Danke!

LITERATUR & ICH

Schriftsteller/in trifft Verkäufer/in.

Aus einem Gegenüber wird ein Miteinander.

LITERATURHAUS SALZBURG
www.literaturhaus-salzburg.at

Eine Kooperation von APROPOS und Literaturhaus Salzburg

Gerlinde Allmayer
Manfred Baumann
Zoë Beck
Birgit Birnbacher
Peter Blaikner
Christian David
Beate Dölling
Sarah Eder
Tomas Friedmann
Marjana Gaponenko
Karl-Markus Gauß
Dagmar Geisler
Andrea Grill
Sandra Gugic
Wolfgang Haupt
Christoph Janacs

Vea Kaiser
Mathias Klammer
Robert Kleindienst
Tatjana Kruse
Luka Leben
Hera Lind
Eva Löchli
Petra Nagenkögel
Lisa-Viktoria Niederberger
Sigrid Neureiter
Julia Pettinger
Renate Pixner
Fritz Popp
Christina Repolust
Peter Reutterer
Eva Rossmann

Marlen Schachinger
Gudrun Seidenauer
Brita Steinwendtner
Christa Stierl
Vladimir Vertlib
Christian Weingartner
Wolfgang Wenger
Gerlinde Weinmüller
O. P. Zier

3 **Apropos-Literaturhaus-Interview**
Wenn das Leben zur Sprache kommt

PORTRÄTS Aus einem Gegenüber wird ein Miteinander.

5 **Gerlinde Allmayer & Jürgen Kling**
Was wissen wir schon?

6 **Manfred Baumann & Gabriela Onica**
Das ist mein Platz, für den habe ich gekämpft!

7 **Zoe Beck & Ionica Maruntelu**
Ein Leben ohne Träume

8 **Birgit Birnbacher & Verginia Linguraru**
Eineinhalb Wünsche

9 **Peter Blaikner & Marcela und Nicolae Grozavu**
Brave Leute, die Salzburger

10 **Christian David & Monika Schernthaner**
Eine Frau in einer schönen Stadt

11 **Beate Dölling & Sergiu Burulea**
Mit Autostopp zur Schule

12 **Sarah Eder & Puica und Gheorghe Paun**
„Zwei Leben für die Kinder“

13 **Tomas Friedmann & Robert Pusi**
„Ich vertraue auf Gott“

14 **Marjana Gaponenko & Ionel Barbu**
Von der Schwierigkeit, aufrichtig zu sein

15 **Karl-Markus Gauß & Klaus Kutzler**
Klaus, die Sozialstation

16 **Dagmar Geisler & Gheorghe Puşi**
Kinderträume

17 **Andrea Grill & Kurt Hirscher**
„Kurt kriegt von mir noch eine Postkarte aus Nizza“

18 **Sandra Gugic & Constantin und Marinela Miu**
Schaffen, was uns auferlegt ist

19 **Wolfgang Haupt & Aurel Temelie**
Auf festem Grund

20 **Christoph Janacs & Kurt Mayer**
Es sei denn, es regne

21 **Vea Kaiser & Evelyne Aigner**
Das lebensbejahende Lächeln

22 **Mathias Klammer & Banu Fagaras**
Apropos: Sei doch mal glücklich!

23 **Robert Kleindienst & Bruno Schnabler**
Immer ein Fuß in der Tür

24 **Tatjana Kruse & Viorica und Florin Puşi**
Zu zweit ist man weniger allein

25 **Luka Leben & Simona Onica**
Zwischen den Worten

26 **Hera Lind & Sonja Stockhammer**
„Heute ist ein guter Tag für Sonja“

27 **Eva Löchli & Rolf Sprengel**
Vom Märchenprinzen zum Schriftsteller

28 **Petra Nagenkögel & Elena Onica**
„Jedes nette Wort tut gut“

29 **Lisa-Viktoria Niederberger & Friday Akpan**
Vier Monde in Salzburg

30 **Sigrid Neureiter & Hanna S.**
„Ich bin jetzt reicher als zuvor“

31 **Julia Pettinger & Paul Bentoi**
Schwerer Anfang ... leichtes Ende?

32 **Renate Pixner & Ilie Marin**
Das Herz öffnen

33 **Fritz Popp & Georg Aigner**
„Mich kennt man auf viele Arten“

34 **Christina Repolust & Augustina Cazan**
In ihren Augen schaukelt die Welt

35 **Peter Reutterer & David Pandrea**
Cu dumenzeu – Mit Gottes Hilfe

36 **Eva Rossmann & Luise Slamanig**
Es geht viel schneller, als man glaubt

37 **Marlen Schachinger & Milica Lazic**
Milica bringt niemand und nichts um

38 **Gudrun Seidenauer & Edi Binder**
Keine runde Geschichte

39 **Brita Steinwendtner & Ion Mateiu**
Das Kreuz des Lebens

40 **Christa Stierl & Georgiana und Cosmin Fieraru**
Brücke zum Gestern

41 **Vladimir Vertlib & Erwin Kellner**
Erwins Augen

42 **Christian Weingartner & Bernd Strohbusch**
Hoffnung im Container

43 **Wolfgang Wenger & Halaoui Bogontozen**
Gute Laune ist sein Geschenk

44 **Gerlinde Weinmüller & Thi Nhin**
Verstehen heißt leben oder von Frau zu Frau

45 **O.P. Zier & Dumitru Marin**
Das Weihnachtsschwein, das nicht zum Glücksschwein wurde

46 **Literaturhaus**
Wo das Leben zur Sprache kommt

47 **Team zu Literatur & ich**
Katrin Schmoll
Brigitte Promberger

48 **Team zu Literatur & ich**
Doris Welther
Hans Steininger

IMPRESSUM
Herausgeberin, Medieninhaberin und Verlegerin
Soziale Arbeit GmbH
Gesellschaft mit Gemeinnützigkeitsstatus
Geschäftsführer Alfred Altenhofer
Breitenfelderstraße 49/3, 5020 Salzburg

Apropos-Redaktionsadresse
Glockengasse 10, 5020 Salzburg
Telefon 0662/870795
Telefax 0662/870795-30
E-Mail redaktion@apropos.or.at
Internet www.apropos.or.at

Chefredakteurin & Apropos-Leitung
Michaela Gründler
Redakteurin
Katrin Schmoll
Vertrieb & Aboverwaltung
Hans Steininger
Lektorat Gabor Karsay, www.textpruefer.at
Gestaltung Annette Rollny, www.fokus-design.com
Foto Editorial Joachim Bergauer
Druck Medien-Druck Salzburg GmbH

Auflage 11.000 Stück

Grundlegende Richtung
Apropos ist ein parteiunabhängiges, soziales Zeitungsprojekt und hilft seit 1997 Menschen in sozialen Schwierigkeiten, sich selbst zu helfen. Die Straßenzeitung wird von professionellen JournalistInnen gemacht und von Männern und Frauen verkauft, die obdachlos, wohnungslos und/oder langzeitarbeitslos sind.
In der Rubrik „Schreibwerkstatt“ haben sie die Möglichkeit, ihre Erfahrungen und Anliegen eigenständig zu artikulieren. Apropos erscheint monatlich. **Die VerkäuferInnen kaufen die Zeitung im Vorfeld um 1,25 Euro ein und verkaufen sie um 2,50 Euro.** Apropos ist dem „Internationalen Netz der Straßenzeitungen“ (INSP) angeschlossen. Die Charta, die 1995 in London unterzeichnet wurde, legt fest, dass die Straßenzeitungen alle Gewinne zur Unterstützung ihrer Verkäuferinnen und Verkäufer verwenden.

EDITORIAL

LITERATUR & ICH

Liebe Leserinnen und Leser!

Ich mag Menschen. Und ich mag Bücher. Ich mag Menschen, die Bücher mögen, und Bücher, die Menschen mögen. Und noch viel mehr mag ich Menschen, die Menschen mögen.

Deshalb freut mich unser Sonderheft „Literatur & ich“ so sehr, weil sich darin mehr als 40 Begegnungen zwischen Schriftsteller/innen und Straßenzeitungsverkäufer/innen spiegeln. In den vergangenen dreieinhalb Jahren haben sich jeden Monat mindestens drei Menschen auf einen Kaffee getroffen, um miteinander ins Gespräch zu kommen: ein/e Apropos-Verkäufer/in, ein/e Schriftsteller/in und ein/e Fotograf/in. Bei zahlreichen Gesprächen kam noch Dolmetscherin Doris Welther dazu.

Für alle taten sich neue Welten auf, die niemanden unberührt zurückließen. Manche Verkäufer waren das erste Mal in ihrem Leben in einem Kaffeehaus oder spürten ein Interesse, das nur ihnen galt. Die Schriftsteller und Schriftstellerinnen waren beeindruckt, vielfach auch schockiert und betroffen von den Leben, die sich vor ihnen ausbreiteten. Für einige war es eine der interessantesten Begegnungen, die sie jemals hatten.

Ich habe die Grundidee der Serie vor dreieinhalb Jahren von der Grazer Straßenzeitung Megaphon aufgegriffen und weitergesponnen. Mir war klar, dass ich das Literaturhaus Salzburg unbedingt mit an Bord haben möchte – es bedurfte keiner großen Überredungskunst, im Gegenteil: Ich lief offene Türen ein. Literaturhaus-Leiter Tomas Friedmann und Literaturhaus-Mitarbeiterin Brigitte Promberger waren begeistert, denn dort, „wo das Leben zur Sprache kommt“ – so lautet das Literaturhaus-Motto – verbinden sich Literatur und Straßenzeitung einfach aufs Natürlichste.

Auch Sie, liebe Leserinnen und Leser, fühlten und fühlen sich durch die Serie bereichert. Das haben uns Ihre Mails und Anrufe gezeigt, Ihre Briefe und Sachspenden (wie eine Puppe oder ein Fotoapparat), für die wir uns an dieser Stelle nochmals bedanken.

Danken möchte ich auch Apropos-Redakteurin Katrin Schmoll, die die Rubrik „Schriftsteller/in trifft Verkäufer/in“ seit zwei Jahren umsichtig und mit Herzblut betreut. Sie und Hans Steininger, der bei Apropos für das Verkaufsteam zuständig ist, haben bei jedem Porträt noch einen Gedanken, eine Erinnerung, eine Entwicklung oder ein Statement hinzugefügt – und das Literaturhaus Salzburg lässt auf einer Seite Menschen quer durch die Gesellschaft zu Wort kommen. Zudem haben uns noch Menschen aus Wirtschaft, Sozialem und Politik ihre Lieblingsbücher verraten.

Ich freue mich, dass an diesem Sonderheft mehr als 100 Menschen mitgewirkt haben – und auch, dass diese erfolgreiche Serie noch lange in Apropos weiterläuft.

Herzlichst, Ihre

Michaela Gründler
Chefredakteurin
michaela.gruendler@apropos.or.at

STECKBRIEF

NAME Tomas Friedmann (auch mit h)
GEBÜRTIGER Linzer, als es noch keine Kulturstadt war
FINDET SALZBURG immer wieder eine Suche wert
ARBEITET auch nachts, viel zu viel & zu gern
LIEST kreuz & quer, immer zu wenig, kein Kleingedrucktes
LEBT hoffentlich noch lange intensiv
SCHÄTZT AN MENSCHEN Lachen, Neugier, Engagement, Schweigen

STECKBRIEF

NAME Michaela Gründler
GEBÜRTIGE Linzerin
FINDET, dass Salzburg eine geniale Radfahrstadt ist
ARBEITET gerne mit ungewöhnlichen Brückenschlägen in alle möglichen Gesellschaftsbereiche hinein
LIEST leidenschaftlich, seitdem sie die Buchstaben zu verstehen gelernt hat
LEBT gerne in der realen wie auch in der Bücherwelt
SCHÄTZT AN MENSCHEN Herzlichkeit

Im Gespräch: Apropos-Autorin und -Sprachkursleiterin Christina Repolust, Literaturhaus-Leiter Tomas Friedmann und Chefredakteurin Michaela Gründler (v.l.n.r.).

Aporpos-Literaturhaus-Interview

WENN DAS LEBEN ZUR SPRACHE KOMMT

von Christina Repolust

Seit Juli 2012 ist die Porträt-Serie „Schriftsteller/in trifft Verkäufer/in“ fester Bestandteil von Apropos. Zwei Welten, zwei Persönlichkeiten, zwei Geschichten begegnen hier einander: Wie intensiv Treffen und Gespräch sind, ist im Vorhinein ungewiss. Gewiss ist aber, dass ein Gespräch mit den beiden Menschen, die diese Serie konzipiert haben, Apropos-Chefredakteurin Michaela Gründler und Literaturhausleiter Tomas Friedmann, inspirierend und heiter wird.

Sie beide haben die Serie ins Leben gerufen. Wann sind Sie sich zum ersten Mal begegnet? Was war Ihr erster Eindruck voneinander?

Michaela Gründler: Ich weiß das sogar noch ganz genau. Es war am Beginn meines Germanistikstudiums. Germanistik-Professor Karl Müller hat mit uns eine Exkursion ins Literaturhaus Salzburg gemacht, wo Tomas uns begrüßt hast. Wie er über das Haus und über Literatur gesprochen hat, das hat mich beeindruckt. Und ich dachte: Schau, der hat es geschafft!

Tomas Friedmann: Danke! So punktgenau weiß ich das nicht mehr, aber Michaela kenn ich schon lange, auch von einem gemeinsamen Freund. Sie ist für mich ein unglaublich sympathischer Mensch voller Energie. Ich seh sie übrigens öfter als sie mich.

Michaela Gründler: Aha, wie das?

Tomas Friedmann: Ich sehe dich manchmal, wenn du am Kai entlangradelst, zügig durch die Stadt fährst. Mein Eindruck ist dann: Schau an, die ist ja flott unterwegs! Als ich damals erfahren habe, dass du Chefredakteurin von Apropos wirst, dachte ich mir: Schau an, die hat es geschafft! >>

FOTOS
Bernhard Müller, Photograph
www.fokus-design.com

Foto: Privat

STECKBRIEF

AUTORIN Christina Repolust
LEBT am Almkanal und träumt vom Sommer
SCHREIBT derzeit keine Listen, sondern Kindergeschichten
LIEST jetzt besonders gern kleinen und großen Kindern vor
FREUT SICH auf das 1. Türl am Findus-Adventkalender
ÄRGERT SICH, wenn sie Weihnachtsgeschenke so gut versteckt, dass sie nicht einmal der Osterhase mehr findet

Wie kamen Sie auf die Idee, Begegnungen von Schriftsteller/innen und Verkäufer/innen zu vermitteln?

Michaela Gründler: Als wir damals den Apropos-Relaunch konzipierten, griff ich die Idee der Straßenzeitung in Graz auf und holte mir ihre Erlaubnis, das Konzept zu übernehmen. Mir war klar: Das funktioniert nur, wenn das Literaturhaus mitmacht, denn ihr wart von Anfang an eine Einrichtung, die an uns und unsere Ziele geglaubt hat.

Tomas Friedmann: Ich halte Straßenzeitungen und besonders Apropos für eine ganz wichtige Gegenöffentlichkeit, die von den Salzburgern nicht aus Mitleid mit den Verkäufern gekauft, sondern wirklich gern gelesen wird. Hier erfährt man Inhalte, die man in anderen Zeitungen nicht findet. Daher haben meine Kolleginnen und ich uns sehr gefreut, als die Anfrage von Apropos kam. Brigitte Promberger vermittelt Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die Zeit und Interesse haben. Die meisten haben nämlich Interesse, aber häufig – besonders wenn sie auf Lesereise sind – wenig Zeit.

Das Literaturhaus Salzburg hat ein schönes Motto: „Wo das Leben zur Sprache kommt." Michaela Gründler als Chefredakteurin einer auflagestarken Straßenzeitung verfolgt die Linie: Kein Jammerjournalismus! Das sind steile Vorgaben, die Sie sich beide gesetzt haben. Sind sie immer durchzuhalten?

Tomas Friedmann: Das Motto hat der Salzburger Autor Manfred Koch in unserem Auftrag entwickelt – und wir sind stolz darauf. Es beschreibt, was im Literaturhaus passiert.

Michaela Gründler: Ein schönes Motto, könnte uns auch gefallen!

Tomas Friedmann: Übrigens hatte ich selbst Gelegenheit, einen rumänischen Apropos-Verkäufer zu interviewen. Das hat noch einmal meinen Blick auf die Serie und eure Arbeit mit den Verkäufern verändert ... Manche Autorinnen und Autoren treffe ich nach ihren Gesprächen mit Straßenverkäufern im Literaturhaus, viele erzählen, dass diese Begegnungen mit zu den intensivsten gehören, die sie je hatten. Manche Geschichten wirken noch lange nach, so war es damals auch bei mir. Das sind ja keine Eins-zu-eins-Interviews, das sind Lebensgeschichten, denen man beim Verschriftlichen noch einmal nachspürt, hier etwas vertieft, dort etwas verdeutlicht.

Michaela Gründler: Wir bieten unseren Verkäuferinnen und Verkäufern schon sehr lange die Schreibwerkstatt an und veröffentlichen ihre Texte in der Zeitung. Mittlerweile sind unsere langjährigen Schreibwerkstatt-AutorInnen schon die vollen Profis. Unsere migrantischen Verkäuferinnen und Verkäufer kommen bei uns auch immer wieder zu Wort, indem sie in ihrer Muttersprache ins Aufnahmegerät hineinsprechen und wir das Gesagte dann übersetzen lassen, wie etwa bei der Kutschenfahrt durch die Stadt, die wir vor etwa einem Jahr gemacht haben. Sie waren total begeistert von den schönen Plätzen in Salzburg und haben damals im Sonderheft „Salzburg & ich" darüber berichtet.

Welche Rückmeldungen bekommen Sie von den Verkäufern nach den Gesprächen?

Michaela Gründler: Sehr unterschiedliche. Evelyne Aigner hat Vea Kaiser, die Autorin des erfolgreichen Romans „Blasmusikpop", getroffen und ist bei diesem Gespräch innerlich gewachsen. Vea Kaiser hat ihr einfach gesagt, wie sehr sie Evelyne um ihr Liebesglück mit ihrem Ehemann Georg beneidet. Da sitzt eine erfolgreiche, junge Autorin und sagt: „Diese Liebe, die hätte ich auch gern in meinem Leben." Da habe ich begriffen, dass diese Treffen zu echten Begegnungen werden.

Die Autoren fragen regelmäßig nach den Wünschen der Verkäuferinnen und Verkäufer, oft bekommen sie aber keine Antwort darauf. Warum?

Tomas Friedmann: Ich glaube, das kommt aus dem eigenen Denken heraus. Selber wünscht man sich ja, dass sich etwas bessert, positiv verändert, dass man Ziele erreicht – und hört dann oft überraschend wenig Wünsche bzw. bekommt bescheidene Antworten.

Michaela Gründler: Besonders die migrantischen Verkäufer haben wohl nie gelernt, sich etwas zu wünschen. Sie haben Sehnsucht nach ihrem Zuhause, nach ihrer Familie. Sie denken nicht groß an die Zukunft, sondern leben im Hier und Jetzt, auch weil der Existenzkampf so viel Raum einnimmt. Da ist kaum Platz für Wünsche.

Tomas Friedmann: Es gibt vielleicht auch Wünsche, die man nicht einfach so äußert. Das ist der Wunsch, gesehen, wahrgenommen zu werden, egal, ob man ihnen eine Zeitung abkauft oder nicht.

Wenn wir hier im Literaturhaus sitzen, über „Literatur & ich" reden, dann kommt jetzt die passende, wenn auch unoriginelle Frage: Was lesen Sie beide? Jetzt? Oder besonders gern?

Michaela Gründler: Aktuell habe ich die Kinderliteratur für mich entdeckt und kann gar nicht verstehen, warum viele sie nicht als „richtige" Literatur anerkennen. In Michael Endes Romanen „Momo" und „Die unendliche Geschichte" steckt viel Weisheit. Das ist auch der Grund, warum ich diese beiden Bücher derzeit so begeistert verschenke.

Tomas Friedmann: Ich lese gerne Gedichte, mag Erzählungen von Raymond Carver. Buchempfehlungen liegen mir gar nicht so, vielleicht weil ich zu oft darum gebeten werde und man den Beschenkten gut kennen sollte. Lieber streue ich im Gespräch Titel von Büchern ein, die mich berührt haben.

Welches Buch, welche Geschichte hat Sie in Ihrer Kindheit fasziniert?

Tomas Friedmann: Meine Eltern mussten aufs Geld schauen. Die Mutter ist mit meinem Bruder und mir in die Linzer Stadtbücherei gegangen, so hatten wir immer genug Lesestoff. Ich mochte z. B. die Abenteuer von Tom Sawyer und Huckleberry oder „Onkel Toms Hütte" – und war fasziniert von „Robin Hood", der für Gerechtigkeit kämpft, sich bedingungslos für andere einsetzt, der der Maßlosigkeit von gewissenlos Reichen und Mächtigen Schranken setzt.

Michaela Gründler: Jack London war mein Leitstern. Martin Eden, der Held seines größten Werkes, kommt aus einfachen Verhältnissen. Noch eine Gemeinsamkeit neben dem Geburtsort Linz und dem Germanistikstudium, dem Journalismus von dir, Tomas, und mir. Martin Eden strebt nach oben, er bildet sich weiter, arbeitet an sich. Vermutlich will er in jene Gesellschaftsschicht, gegen die dein Robin Hood kämpft.

Salzburg: Die Reichen und die Armen. Das Literaturhaus und die Salzburger Straßenzeitung. Wie geht es hier weiter mit Kooperationen?

Michaela Gründler: Hier im Literaturhaus kommt das Leben zur Sprache, bei uns kommt das Leben auf der Straße zur Sprache, aber ohne, dass wir und die Verkäufer im Elend wühlen. Wir setzen auf Ermächtigung, sehen und fördern deren Potentiale. Das ist eine gute Basis für weitere Projekte.

Tomas Friedmann: Michaela erreicht Monat für Monat ihre Leserinnen und Leser und kann bewusst Akzente setzen. Im Literaturhaus wollen wir die Köpfe unserer BesucherInnen ein bisschen öffnen, die Scheinwerfer auch mal vom Mainstream weg auf Menschen lenken, die übersehen werden. Übrigens: Als ich für die Landesausstellung 2016 um Buchtitel für einen geplanten Bücherraum – es geht um Literatur aus Salzburg nach 1945 – gefragt wurde, habe ich auch Apropos-Bücher wie „Denk ich an Heimat" und „So viele Wege" genannt. Die Salzburger Literatur ist ja mehr als Trakl, Zweig, Handke und Bernhard. Denn in euren Texten und Büchern, Michaela, kommt das wirkliche Leben zur Sprache.

PS: Und dann, nachdem das Band ausgeschaltet war, kamen die „richtig" wichtigen Fragen!

Tomas Friedmann: Michi, welcher Jahrgang bist du denn? Und an welchen Orten in Linz bist du besonders gern gewesen?

Michaela Gründler: Tomas, wie alt bist du eigentlich? Und wo genau in Linz bist du aufgewachsen?

Kennen sich schon lange: Apropos-Chefredakteurin Michaela Gründler und Literaturhaus-Leiter Tomas Friedmann.

WAS IST IHR LIEBLINGSBUCH?

Unter meinen Lieblingsbüchern gibt es eines, das ich wohl am öftesten zur Hand nehme, immer wieder darin lese: Der Band „verschenkter Rat" von Ilse Aichinger (Fischer Verlag, 1978) – eine Sammlung zeitloser Gedichte, in denen es um Verlust und Hingabe geht, um Gewalt und Glück, um Erinnerung und Sprache. Die poetischen Texte der 94-jährigen österreichischen Dichterin warnen und trösten, verändern, ohne daran zu glauben, sind widerständige Botschaften an die Welt, ohne diese erklären zu wollen – bloß „zeitlicher Rat": Zum ersten / mußt du glauben, / daß es Tag wird, / wenn die Sonne steigt. / Wenn du es aber nicht glaubst, / sage ja. / Zum zweiten mußt du glauben / und mit allen deinen Kräften, / daß es Nacht wird, / wenn der Mond aufgeht. / Wenn du es aber nicht glaubst, / sage ja / oder nicke willfährig mit dem Kopf, / das nehmen sie auch.

TOMAS FRIEDMANN
Literaturhaus Salzburg, Leiter & Geschäftsführer

Jan Carl Steininger (damals 12) hat das Fotografieren für sich entdeckt und sich vom Ersparten eine Canon 600D gekauft. Nun wagte er sich erstmals an die Porträtfotografie und ist natürlich stolz auf die Veröffentlichung seiner Bilder. Er hat dabei erfahren dürfen, dass es da fototechnisch noch viel zu lernen gibt.

FOTOS

Foto: Privat

STECKBRIEF

AUTORIN Gerlinde Allmayer
LEBT einfach
SCHREIBT Gedichte und Geschichten
ÄRGERT SICH über sich, wenn sie sich ärgert
FREUT SICH immer wieder über die Erfindung der Lesebrille

BUCHTIPP

OISS GSAGG
Mundartliteratur

Max Faistauer

manggei verlag 2014
18,00 Euro (inkl. CD)

Gerlinde Allmayer & Jürgen Kling

WAS WISSEN WIR SCHON?

Harte Schale, weicher Kern. Jürgen blickt zwar skeptisch, hat aber ein großes Herz.

von Gerlinde Allmayer

„Ich hab viel geredet, was? Ich freue mich aber, dass jemand etwas über mich wissen will. Danke." Apropos-Verkäufer Jürgen erzählt aus seiner „kindgerechten Kindheit", über seinen Flug nach Kanada in ein neues Leben und die vielen kleineren und größeren Abstürze, die folgen. Liegenzubleiben kam für ihn trotzdem nie in Frage.

Der Regierungsbezirk Oberfranken, auch Bierfranken genannt, ist die Region mit der höchsten Brauereidichte der Welt. Bier ist aus der fränkischen Trinkkultur nicht wegzudenken.

Jürgen besitzt Humor und redet gerne. Er erzählt lebendig und spannend. Manchmal schaut er auf den Voice-Recorder auf dem Tisch und fragt: „Was willst du noch wissen?" In den Sechzigerjahren sei er in Dinkelsbühl, im bayerischen Mittelfranken, zur Welt gekommen. Seinen Vater habe er erst mit achtzehn kennengelernt. Aufgewachsen sei er in Ulm. In bescheidenen Verhältnissen. Nein, Urlaubsreisen oder großartige Geschenke habe es nie gegeben. Kindgerechtes Aufwachsen, sagt man heute. Diese Wörter kämen ihm in Verbindung mit seiner Kindheit lächerlich vor. Er hätte meistens nicht einmal schwimmen gehen können. Wegen der blauen Flecken und Blessuren, die ihm sein Stiefvater zugefügt habe. Leider gibt es keine Bilder aus der Zeit, oder Gott sei Dank gibt es keine, sonst käme die Wut wieder hoch. Seit siebzehn Jahren habe er keinen Kontakt mehr zu seiner Familie.

Mit vierzehneinhalb begann er eine Konditorlehre. Nach Abschluss der Lehre zog er in den Schwarzwald zu seinem Vater, der dort zusammen mit seiner Frau ein Restaurant betrieb. Vom Vater ermuntert, begann Jürgen eine Kochlehre in Schwenningen. In seiner Freizeit half er im Restaurant des Vaters mit. Sein Tagesablauf: Morgens um halb neun im Lehrbetrieb, mittags statt der Zimmerstunde Arbeit daheim, abends im Lehrbetrieb, nach Feierabend noch ein paar Stunden Arbeit daheim.

„Als junger Mensch brauchst du halt auch Geld. Wenn mich heute einer fragt, was ich für Hobbys habe, sage ich: Ich weiß es nicht. Ich bin eigentlich nie dazugekommen, eines zu finden. In Bewerbungsschreiben sollen ja immer auch Hobbys aufgezählt werden. Was soll ich da schreiben? Biersommelier? In der Arbeit hat es damals nicht geheißen: ‚Machst du das gerne?' Du hast Interesse gezeigt, warst kreativ, bist ab und zu gelobt worden – so hat es Spaß gemacht. Ich war nicht der Schlechteste. Es war halt ein Knochenjob. Es gab Lehrherrn, die haben die Prügelstrafe angewendet. Im 20. Jahrhundert! Wann das mit dem Alkohol angefangen hat? Ich sage, ausschlaggebend war der Stress. Als Lehrling zwölf Stunden Arbeit pro Tag. Obwohl, wenn junge Leute zu viel Freizeit haben, ist es auch nicht gut. Vielleicht brauchst du auch Glück, damit du das rechte Maß findest. Oder, was weiß ich. Weißt du es?"

> „Deine Wünsche haben Platz", sage ich.

Irgendwann habe es ihm gereicht. Nach der Lehre habe er als Küchenchef gearbeitet und plötzlich den Entschluss gefasst: Ich geh jetzt einmal ins Ausland! Er schrieb die Handelskammer an, um nach deutschsprachigen Unternehmen weltweit zu suchen. Die Entscheidung, in welches Land er gehen sollte, fiel ihm schwer. Dann sei ihm ein Zufall zu Hilfe gekommen: Ein Kumpel seines Chefs war in Kanada und gab eine Annonce in eine kanadische Zeitung. Innerhalb von vierzehn Tagen bekam er sechs Zusagen. Deutsche Arbeitskräfte waren gefragt. Um auf das Flugticket zu sparen, vereinbarte er mit dem Chef, das Geld vom Lohn zurückzubehalten. Sich selbst habe er nicht vertraut und Angst gehabt, das Geld doch zu versaufen. Als es so weit war, habe er abends den Koffer gepackt, morgens um fünf Uhr ein Taxi gerufen, sei dann zum Flughafen gefahren und habe sein bisheriges Leben hinter sich gelassen. Ab nach Kanada! Die erste große Reise im Leben, der erste Flug.

Sussex, ein Ort mit ca. 4.000 Einwohnern in der Provinz New Brunswick gelegen, war seine erste Station. Dort arbeitete er dreizehn Monate lang in einem deutschen Betrieb. Der Besitzer, ein Bayer, war mit seinen zwölf Kindern nach Kanada ausgewandert. Jürgen lernte nun „gscheit" Englisch. Nach diesem ersten und schönen Jahr in Kanada wollte er noch andere Gegenden erkunden. Er fuhr nach Vancouver, wo er abermals ein Jahr lang arbeitete. Danach blieb er ein weiteres Jahr in Whistler Mountain.

Und der Alkohol? „Einmal Alkoholiker, immer Alkoholiker. Das sag ich jetzt ehrlich. Mittlerweile kann ich halt besser damit umgehen. Es kommt auch auf die Umgebung an. In gemütlicher Runde saufe ich nicht so viel. Wenn ich Frust habe, dann mehr. Weihnachten! Alle fahren zur Familie, nur du sitzt da und schaust ‚O du fröhliche' im Fernsehen und wirst depressiv. Dann hast du noch was zum Trinken, lässt dich volllaufen, haust dich auf die Matratze und bist weg. Dann kommt der erste Weihnachtsfeiertag. Dir bleibt die Tankstelle zum Einkaufen. Egal, ob in Kanada oder sonst wo – du weißt, wie du an Alk kommst."

Die Arbeitserlaubnis in Kanada lief ab. Da habe er einen großen Fehler gemacht, sagt Jürgen und zündet sich eine Zigarette an. Seine Halbschwester habe geschrieben, dass sie schwanger sei und ihn als Taufpaten brauche. Also zurück nach Deutschland. Zwei Tage nach der Ankunft habe er erfahren, dass er in Kanada Vater würde. „Was machst du in einer solchen Situation? Du versuchst Geld auf die Seite zu schaffen. Willst wieder von hier weg, hängst aber fest. Dann wendet sich die Familie, wegen der du eigentlich hier bist, von dir ab. Du schaffst es einfach nicht so schnell, alles zu regeln. Die Zeit vergeht und du passt dich den momentanen Gegebenheiten an. Meine Tochter ist jetzt ungefähr dreiundzwanzig Jahre alt. Außer auf Babyfotos habe ich sie noch nie gesehen. Ich weiß gar nicht, wo sie jetzt lebt. Oft schon habe ich probiert Kontakt herzustellen und sie zu finden." Ende der Neunzigerjahre zieht Jürgen der Liebe wegen nach Salzburg. Er arbeitet in einem Hotel für wenig Geld und zu unfairen Bedingungen. Als er die Arbeit wegen einer Lappalie verliert, verliert er auch sein Personalzimmer. Zum Glück nimmt ihn seine Freundin auf. Er wohnt eine Zeit lang bei ihr. Die Beziehung hält aber nicht. Sie ist medikamentensüchtig, er Alkoholiker. Nun lebt er drei Jahre lang auf der Straße. Ohne Unterbrechung. Er arbeitet bei Leasingfirmen.

Er nennt diese Art von Arbeitsverhältnis „legalisierte Zuhälterei". Einmal braucht er einen Krankenschein und erfährt, dass er zwar sechs Monate für die Leiharbeiterfirma gearbeitet hat, aber nicht versichert war. Er beschwert sich. Die Leasingfirma vermittelt ihn nicht mehr. Jürgen schläft auf Toiletten am Bahnhof und erledigt dort seine Körperpflege. Einmal schläft er in der Toilette des Sozialamtes. Auch in der Notschlafstelle Salzburgs verbringt er oft seine Nächte.

„Wie viel hat denn da noch Platz?", fragt Jürgen und deutet auf den Voice-Recorder. „Deine Wünsche haben Platz", sage ich. Dass er nie mehr einen „Nichtmeldeschein" braucht, wünscht er sich. Und dass er Apropos-Verkäufer bleiben kann. Das ist für ihn eine gute Arbeitsmöglichkeit. Er kann sich die Zeit einteilen, wie es seine Gesundheit zulässt.

„Ich hab viel geredet, was? Ich freue mich aber, dass jemand etwas über mich wissen will. Danke." <<

JÜRGEN ERINNERT SICH:
„Nachdem das Porträt veröffentlicht wurde, habe ich von vielen Damen und Herren Komplimente gekriegt und merke, dass ich dadurch selbstbewusster geworden bin und stolz auf mich sein kann."

BUCHTIPP

MOZARTKUGELKOMPLOTT
Kriminalroman
Manfred Baumann

Gmeiner Verlag 2015
13,99 Euro

STECKBRIEF

AUTOR Manfred Baumann
SCHREIBT Krimis, Kabarettprogramme und manchmal unleserliche Einkaufszettel

FREUT SICH über viele glückliche Krimileser, Kabarettbesucher und glücksvolle Begegnungen
ÄRGERT SICH selten, aber wenn, dann tuscht's!

Andreas Hauch arbeitet seit fast 25 Jahren als Fotograf mit Kunden aus Wirtschaft, Politik, Theater und Kunst gemeinsam an guten Bildern. Im Mittelpunkt steht immer der Mensch.
fotohauch@gmx.at

FOTOS

Christian Weingartner arbeitet als selbstständiger Fotograf, Schriftsteller und Journalist in Salzburg.
www.christianweingartner.com

FOTOS

Manfred Baumann & Gabriela Onica

DAS IST MEIN PLATZ, FÜR DEN HABE ICH GEKÄMPFT!

von Manfred Baumann

Sie heißt Gabriela. Gabriela Onica. Und sie lächelt, als sie, begleitet von Dolmetscherin Doris Welther und Apropos-Redakteurin Katrin Schmoll, in den kleinen Gastgarten des Café Haidenthaller kommt. „Bună ziua!" Ich versuche es mit einem aus dem Internet erlernten rumänischen Gruß. Sie antwortet. Ich verstehe es nicht. Macht nichts. Mir gefällt die Melodie ihrer Sprache, die Musikalität des Rumänischen. Erinnert mich ein wenig an venezianischen Dialekt. Ich sage es ihr. Die Dolmetscherin übersetzt. Nun lächeln beide.

Ich habe als Journalist schon viele Gespräche geführt, bin hunderten Menschen als Interviewer begegnet. Aber vor dieser Begegnung bin ich dennoch nervös. Menschen, die ihre Liebsten zurücklassen, sich selbst aus ihrer vertrauten Umgebung herausreißen, um Lichtjahre entfernt auf fremden Straßen zu stehen, in der Hoffnung, jemand möge ihnen eine Zeitung abkaufen, machen das nicht aus Jux und Tollerei. Im Leben dieser Menschen war Verzweiflung. Da war beklemmende Sorge. Da war Zurücklassenmüssen. Da ist wenig Perspektive. Da ist all das, was mir in meinem Leben durch ein günstigeres Schicksal erspart blieb. Wie spricht man mit solchen Menschen in der so elitär anmutenden Situation „Schriftsteller trifft Straßenverkäuferin"? Welche Fragen sind die richtigen? Ich will nichts falsch machen. Sie hilft mir mit ihrem Lächeln. Zugegeben, da gleitet schon ein Anflug von Schüchternheit über die Rundung der Wangen. Da blitzt schon bisweilen Unsicherheit auf. Aber ihr Blick ist offen. Freundlich. Zuversicht in einem hübschen Gesicht, umrahmt von zwei auffallend großen adretten Ohrringen. Ein gedämpftes Strahlen in den Augen. Und dann begreife ich: Diese Frau freut sich über die Begegnung. „Ja, gerne." Sie nimmt die Einladung zu einem Stück Torte an, die Dolmetscherin auch. Ich weiß von anderen derartigen Begegnungen, wo die Interviewten sich das nicht getrauten. Aus Scham. Sie macht es mir leicht. Fotograf Andreas Hauch, der sich an einem Nebentisch niedergelassen hat, nickt uns zu. Ich bestelle einen Espresso. Dann beginne ich behutsam, mir fragend, fühlend ein Bild von der rumänischen Straßenverkäuferin Gabriela Onica zu machen. Ein Bild aus einer Stunde Begegnung, das ich weitergeben kann.

Gabriela stammt aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Pitesti. Vor fünf Jahren kam sie nach Salzburg. Eine ihrer Schwestern war schon vorher hier. Erzählte zuhause, dass in Salzburg die Möglichkeit besteht, Zeitungen zu verkaufen. Man kann Geld damit verdienen. Geld, das bitter benötigt wird. Geld, das zu verdienen man zuhause, in Rumänien, keine Chance hat. Zwei von Gabrielas Schwestern sind derzeit ebenfalls in Salzburg. Und ein Bruder. „Und Papa!", setzt sie noch dazu. Alle verkaufen Straßenzeitungen. Der Vater hat keine Ausbildung, war in Rumänien Taglöhner. Erntehelfer. Gelegenheitsjobs bei Bauern. Die Mutter arbeitete eine Zeitlang in der Dacia-Fabrik in Pitesti. Dann wurde sie krank. Nun arbeitet sie nicht mehr. Gabriela kommt aus einer kinderreichen Familie, hat zwei Brüder und vier Schwestern.

Sie wäre gerne Schneiderin geworden. Aber es war kein Geld da für die Ausbildung. Ihr Blick geht zur Seite, wandert weit zurück in ihrer Erinnerung. Dann schaut sie mich direkt an. „Ich muss Geld verdienen, für meine Kinder." Kinder? Die sind zuhause in Rumänien, bei der Großmutter. Lydia, dreizehn Jahre alt, und Samir, elf. „Und der Vater der Kinder?", frage ich. Der hat sie vor sieben Jahren verlassen. „Wegen einer anderen Frau", sagt sie. Das habe sie krank gemacht. Ging ihr an die Nieren. Gallenoperation.

Unser Gespräch findet Anfang Juni statt. Gabriela hat ihre Kinder seit Weihnachten nicht gesehen. Über fünf Monate! „Könnten Sie sich vorstellen, Ihre Kinder nach Salzburg zu holen?" Das würde der Vater der Kinder niemals erlauben. „Wie?" Der Vater zahlt keine Alimente, wie ich erfahre. Hat mit seiner jetzigen Frau auch Kinder. Kümmert sich keinen Deut um Samir und Lydia. Und will verbieten, dass die Kinder zu ihrer Mutter nach Salzburg kämen? „Darf er das?", frage ich etwas naiv. „Ja!", sagt sie, und ihr Blick ist traurig. Groll auf diesen Mann im fernen Rumänien kriecht in mir hoch. Das ist ohne Anhörung des Beschuldigten unfair und für einen objektiven Interviewer völlig unprofessionell. Wurscht. Der Groll kommt dennoch hoch. Ich bestelle einen weiteren Espresso.

Mit 15 hat sie geheiratet. Die Ehe war arrangiert. So macht man das in Rumänien auf dem Land. Und die Hochzeit? „Ein Albtraum!", sagt sie. Es gab nicht einmal ein Fest. Ihr Lächeln ist verloschen. Ich lenke ihre Gedanken auf die Kindern. Die Wärme in den Augen kommt zurück. Sie hofft, Samir und Lydia im Sommer besuchen zu können. (Sie wird es machen. Ich habe sie am Tag vor ihrer Abreise im Juli noch einmal getroffen). Im Winter bleibe sie manchmal einen Monat in Rumänien bei ihren Kindern. Im Sommer kürzer. Natürlich sehnt sie sich nach den beiden. Aber sie hat Angst um *ihren* Platz hier in Salzburg. Wenn sie länger wegbleibt, könnte jemand anderer ihren Verkaufsplatz sich aneignen, *ihren* Platz vor einem Biomarkt an der Alpenstraße. „Das ist mein Platz!", sagt sie. Und zum ersten Mal wird ihre Stimme richtig laut. „Um diesen Platz habe ich gekämpft!" Plätze für den Verkauf der Straßenzeitung werden nicht zugewiesen, die müsse man sich suchen. „Ich wollte diesen Platz! Den habe ich verteidigt gegen alle, die versucht haben, ihn mir streitig zu machen!" Ich verstehe sie, noch bevor die Dolmetscherin übersetzen kann. Jetzt lacht sie. Stolz schwingt in der Stimme mit.

„Ich bin bewegt von dieser Begegnung und bewundere Gabrielas Kraft."

Und dann beginnt sie von Salzburg zu schwärmen. Diese Stadt sei für sie noch viele schöner, als Elena, die Schwester, es ihr und den anderen geschildert hatte. Sie habe viele freundliche Menschen in Salzburg getroffen. Schlechte Erfahrungen seien ihr bisher erspart geblieben. Ich kann es kaum glauben. „Wir schauen auf deinen Platz, wenn du nicht da bist", sagen ihre Stammkunden. Sie versteht ihre Kunden immer besser. Die von Apropos verordneten wöchentlichen Deutschkurse tragen dazu bei. Ab und zu helfe sie zwei alten Damen im Haushalt. Waschen. Putzen. Bügeln. „Kriegen Sie dafür bezahlt?" „Manchmal ja, manchmal nein. Die haben selber nicht viel", sagt sie. Durch das Verkaufen der Zeitung habe sie auch ein älteres Ehepaar kennen gelernt. Manchmal könne sie dort übernachten. Im Winter. Im Sommer schlafe sie im Park. So wie alle. An guten Monaten schafft sie es, durch den Verkauf der Zeitungen bis zu 500 Euro zu verdienen. 200 davon könne sie für ihre Kinder abzweigen. Die staatliche rumänische Kinderbeihilfe liegt bei 10 Euro im Monat. Da geht sich nicht einmal ein Paar Schuhe aus. Sie erzählt mir, dass sie am Vortag mit ihren Kindern telefoniert habe. Die hätten begeistert von ihren Leistungen erzählt, sie seien bei einer Feier extra gelobt worden. Das freut sie. Ihre Kinder sollten unbedingt eine Ausbildung erhalten. Sollen es besser haben als sie selbst. „Lernt brav weiter", habe sie zu den Kindern gesagt. „Denn dafür bin ich hier!" Hier, an einem Platz vor einem Salzburger Biomarkt, an dem sie sechs Tage in der Woche steht, um von früh bis spät Zeitungen zu verkaufen. An diesem *ihren* Platz, der für sie eine Art Halt geworden ist, vertrautes Territorium in einer schwankenden fremden Umgebung. Ein Platz, zu dem sie auch jetzt nach unserem Treffen zurückkehren wird. 35 Zeitungen habe sie heute schon verkauft, sagt sie mit Stolz. Das sei viel. Und wenn unser Artikel erscheine, dann könne sie endlich ihren Kunden sagen: „Dieses Mal könnt ihr auch über mich etwas lesen." Darauf freut sie sich. Am Ende unseres Gespräches umarme ich sie. Sie mich auch. Ich hoffe, das Leben ist freundlicher zu ihr als bisher. Und zu ihren Kindern. Ich bin bewegt von dieser Begegnung. Und ich bewundere ihre Kraft. „Danke", sage ich. Und lerne gleich das passende rumänische Wort dazu: Mulțumesc. <<

Beeindruckt: Autor Manfred Baumann hörte Apropos-Verkäuferin Gabriela Onica aufmerksam zu.

HINTER DEN KULISSEN:
Da Gabriela, als die Apropos-Ausgabe mit ihrem Porträt erschien, einige Wochen in Rumänien war, setzte sich Manfred Baumann dafür ein, dass sie nach ihrer Rückkehr das ältere Heft mit dem Artikel über sie verkaufen durfte.

Foto: Privat

STECKBRIEF

AUTORIN Zoë Beck
LEBT im Berliner Südwesten, da, wo es grün ist und lauter Seen sind
SCHREIBT gern und rund um die Uhr

LIEST wahnsinnig gern gute Geschichten
HÖRT viel Musik, so was wie Fiona Apple und Rufus Wainwright und Amanda Palmer

FREUT SICH am liebsten bei und mit einer Tasse Tee
ÄRGERT SICH nicht wirklich gern, nur manchmal zu oft. Zum Beispiel über zu wenig Zeit zum Lesen

BUCHTIPP

SCHWARZBLENDE

Zoë Beck

Heyne Verlag 2015
9,99 Euro

Zoë Beck & Ionica Maruntelu

EIN LEBEN OHNE TRÄUME

von Zoë Beck

Zu den Dingen, die man einer jungen Frau Anfang zwanzig wünscht, gehört vor allem: Träume zu haben. Ionica hat keine Träume. Sie hat zwei Kinder, die bei ihrer Mutter in Rumänien leben, während sie selbst mit ihrem Freund, dem Vater der beiden, in Salzburg ist. Sie ist hier, ich würde nicht sagen, dass sie hier lebt, aber dazu kommen wir gleich noch. Ionica wünscht sich etwas: bei ihren Kindern sein zu können. Mehr nicht. Ein bisschen mehr Geld haben, sagt sie, damit es reicht, um mit den Kindern leben zu können. Ionica ist das älteste Kind ihrer Mutter, ihr jüngster Bruder ist so alt wie ihr eigener ältester Sohn.

Es ist kein Pragmatismus, der Ionicas Wünsche im Leben so sehr auf das Wesentliche reduziert hat. Ionica hat sich noch nie weggeträumt, fortgewünscht, woanders gesehen. Sie sagt, sie sei gern zur Schule gegangen. Jedes Fach hätte ihr Spaß gemacht. Aber dann sei die Schule eben vorbei gewesen. Sie sagt, in Rumänien gebe es keine Arbeit, Schuld daran sei der Zusammenbruch des kommunistischen Systems und der Zuzug ausländischer Firmen, aus China zum Beispiel. Ich frage sie, ob denn ausländische Firmen nicht auch neue Arbeitsplätze bedeuteten. Sie überlegt, findet erst keine Antwort, spekuliert dann, dass die Chinesen möglicherweise ihre eigenen Leute mitbrächten. Ihre Eltern, erzählt sie, seien schon lange arbeitslos wegen der ausländischen Firmen und des verschwundenen Kommunismus. Irgendwann einmal war alles besser in Rumänien. Da hatten alle Arbeit, und alle konnten lesen und schreiben. Heute sei das anders. In den Schulen würden die Kinder bevorzugt, deren Eltern den Lehrerinnen und Lehrern Geld zustecken. Dass reiche Kinder mehr Aufmerksamkeit und bessere Noten bekommen, bestätigt unsere Dolmetscherin. Der Rest lässt sie die Stirn runzeln. Ich glaube, sie ist nicht der Meinung, dass früher alles besser war. Aber auch nicht, dass heute alles gut ist.

Zoë Beck und Ionica Maruntelu wurden bei ihrem Gespräch von Dolmetscherin Mihaela Bader unterstützt.

Ich möchte wissen, wie Ionica als Kind war. Es war schön, sagt sie. Ich erzähle ihr von einer finnischen Fotografin, die Kinder aus einem Heim so fotografiert hat, wie diese sich sehen wollten. Wie hätte sich Ionica damals fotografieren lassen? Sie kann mir nichts erzählen. Sie hat das Leben genommen, wie es war, sagt sie. Nein, ihre Eltern hätten ihr nie etwas vorgelesen oder Geschichten erzählt. Ihre Eltern seien Analphabeten.

Ionica hat keinen und hatte nie einen Berufswunsch, oder nennen wir es einmal Berufsziel. Sie würde alles machen, sei sich für nichts zu schade, sagt sie. Ich denke, sie hat meine Frage falsch verstanden. Die Dolmetscherin erklärt mir aber, dass sie schon genau nachgehakt hat. Die Dolmetscherin hat mich sehr gut verstanden. Ionica sah sich nie als Ärztin, Pilotin, Lehrerin. Auch nicht als Verkäuferin, Köchin, Schneiderin. Ich merke, dass es nicht nur mir schwerfällt, sich dieses Fehlen von Visionen vorzustellen. Auch unsere Dolmetscherin wirkt ratlos. Ionica lächelt schüchtern.

Sie sagt, die Menschen sind immer nett zu ihr. Nett, aber eigentlich doch auch kühl. Sie steht trotzdem gern vor dem Supermarkt. Dort steht sie zusammen mit ihrem Freund, der jetzt auch zu uns kommt und sich ohne große Worte an den Tisch setzt. Er ist länger in Salzburg als sie, seit drei Jahren. Sie versteht deutlich mehr Deutsch als er. Sie haben einmal in der Woche für eine Stunde Deutschunterricht. Das reicht natürlich nicht. Sie haben keine Gelegenheit, das Gelernte anzuwenden. Sie haben keine engeren Kontakte zu deutschsprachigen Menschen, dafür zu anderen Rumänen.

Natürlich wollen sie zurück. Schon wegen der Kinder. Das Paar lebt in einem Caritaswohnheim. Kleidung besorgen sie sich, wenn sie in Rumänien sind. In Salzburg könnten sie nichts bekommen. Keine Wohnung, keine bezahlbare Kleidung. Die Dolmetscherin schüttelt den Kopf, erklärt den beiden, an wen sie sich wenden müssen. Ich kann an Ionicas lächelndem Gesicht nicht ablesen, ob sie mit diesen Informationen etwas anfangen wird.

Morgens stehen die beiden auf, gehen an ihren Stammplatz, versuchen, die Zeitungen zu verkaufen, kommen abends nach Hause, essen, schlafen. Sonst macht ihr nichts? Unternehmt ihr nichts?, will ich wissen. Kopfschütteln. Sie seien zu müde. Sie könnten nichts tun. Und dann wäre da ja noch die Sprache. Fernsehen oder Kino sei nicht möglich. Wo solle man außerdem hin.

Gibt es denn nichts, frage ich, was sie gern tut? Hat sie kein Lieblingsessen, zum Beispiel? Ionica sagt, sie müsse essen, was sie sich leisten könne. Ich sage: Wenn du dir alles leisten könntest? Sie weiß es nicht. Sie kann so nicht denken. Ich verstehe langsam, dass sie es nicht gelernt hat, sich Dinge zu wünschen. Sie hat nur gelernt, das Schicksal zu akzeptieren. Egal, ob es ihr gefällt oder nicht.

Ich muss sie und ihren Freund überreden, sich etwas in dem Café, in dem wir uns treffen, zu bestellen. Der Kellner braucht mehrere Anläufe, um die Bestellung überhaupt aufzunehmen, dann muss er noch mehrfach daran erinnert werden. Erst als ich ihm sage, dass ich die Rechnung übernehme, bringt er ihr den Cappuccino und ihm den Orangensaft. Das Café befindet sich direkt am Bahnhof. Wahrscheinlich wird hier öfter die Zeche geprellt. Trotzdem schäme ich mich dafür, wie der Kellner uns behandelt. Wie er allen klarmacht, dass ich diejenige mit dem Geld bin und deshalb bedient werde.

Was ist das Schöne in ihrem Leben? Woran erinnert sie sich gern? Was tut sie gern? Irgendetwas muss es doch geben. Sie sagt, dass sie ihren Freund kennengelernt hat, das war das Schönste. Und die Kinder. Die übrigens beide Wunschkinder sind.

Was sind die negativen Erfahrungen, was würde sie im Leben ändern? Ionica weiß nichts wirklich darüber zu sagen, man gewinnt den Eindruck, ihr Leben sei ein steter, ruhiger Fluss. Die Reise darauf ist oft kalt und ungemütlich, aber so ist es nun mal, dieses Leben. Glaubt sie an Gott? Ja, das tut sie. Und Gott wird immer für sie da sein.

Will sie ihre Kinder nicht nach Salzburg holen, wenn die Umstände in Rumänien, was Schule und Ausbildung angeht, so schlecht sind? Darüber hat sie noch nicht recht nachgedacht. Auch da fehlt ihr die Fähigkeit, sich Dinge für die Zukunft auszumalen, sich etwas zu wünschen, daraus Energie zu ziehen und ein Ziel zu haben. Ionica hat keine Fragen an mich. Die üblichen sozialen Codes sind ihr und ihrem Freund fremd. Sie trinkt nur, wenn ich sie auffordere zu trinken. Sie hat einen schwachen Händedruck, und nachdem ich die Verabschiedung einleite, bleibt sie unsicher sitzen, holt sich die Erlaubnis, aufzustehen und zu gehen.

Ionica ist eine hübsche junge Frau. Sie hat die ungewöhnlichsten Augen, die ich je gesehen habe: grün mit braunen Streifen, die sternförmig von der Pupille abstrahlen. Sie weiß gar nicht, wie schön ihre Augen sind. Ich glaube auch, dass sie clever ist. Sie hat nur eben nie gelernt, für sich selbst etwas erreichen zu wollen. Ein besseres Leben. Eine Ausbildung. Eine Reise irgendwohin. Demut, denke ich. Eine Tugend?

Ihre Demut macht mich wütend. Nicht weil ich denke, dass junge Frauen vom Ehrgeiz zerfressen sein sollten. Sondern weil ich mir für Ionica wünsche, dass sie ein gutes Leben hat. Sie und ihr Freund und ihre Kinder, vielleicht will ich es vor allem für ihre Kinder. Ich wünsche mir für Ionica, dass sie Interesse am Leben entwickelt. Freude. Es ist keine buddhistische Gelassenheit, die sie so sein lässt, wie sie ist, sondern die Resignation der Elterngeneration. Wahrscheinlich bin ich deshalb so wütend. Weil man ihr keine Wahl gelassen hat und sie offenbar nie eine Chance hatte, aus dieser Resignation – zumal sie ihr Schicksal auch noch als gottgegeben hinnimmt – auszubrechen.

Ich hätte sie übrigens fast nicht erkannt, aber das sage ich ihr nicht. Das Foto, das man mir von ihr geschickt hatte, zeigte sie mit einer Baseballkappe. Darunter war ein starkes, schönes Gesicht. Ich stellte mir eine rebellische junge Frau vor, die im Leben Pech hatte, aber jetzt erstmal schaut, wo sie bleibt, und weiß, wohin sie will.

Ich wünsche ihr seit unserer Begegnung jeden Tag, dass sie anfängt zu träumen. Und dass sie rebelliert gegen diese Resignation, gegen dieses „Es ist, wie es ist". Ich will mit dem Eindruck von dem Foto richtig liegen. Ich wünsche es ihr. <<

Apropos-Verkäuferin Ionica Maruntelu.

HINTER DEN KULISSEN:
Da Doris Welther an dem Tag des Treffens verhindert war, sprang die in Salzburg lebende Rumänin Mihaela Bader für sie ein. Genauso wie die Autorin Zoë Beck war auch sie nach dem Termin betroffen darüber, dass Ionica keine Antwort auf die Frage nach ihren Träumen wusste.

AKTUELLER TIPP

Lesung P.E.N.-Club Salzburg,
am 10. Dezember 2015 um 20 Uhr in der Internationalen Salzburg Association in Salzburg, Sigmund-Haffnergasse 16, 5020 Salzburg

Literatursalon: Schnittpunkte Literatur (Birgit Birnbacher) und Musik (Mel Mayr), anschließendes Gespräch.
am 28. Jänner 2016 um 20 Uhr,
Kulturplattform St. Johann im Pongau,
Ing.-Ludwig-Pech-Str. 7, 5600 St. Johann

STECKBRIEF

AUTORIN Birgit Birnbacher
LEBT als Soziologin und Autorin in Salzburg
FREUT SICH, wenn Rollkoffer wieder aus der Mode kommen
ÄRGERT SICH über den in Salzburg beliebten Gebrauch des Worts „Überhandnehmen“

Birgit Birnbacher & Verginia Linguraru

EIN**EIN**HALB **WÜNSCHE**

Die aus Rumänien stammende Apropos-Verkäuferin Verginia Linguraru

von Birgit Birnbacher | Fotos: Andreas Hauch

Verginia ist eine, die viel draußen ist. Auch heute kommt sie zu Fuß, hat Farbe und Erschöpfung im Gesicht, scheint die Gelegenheit, sitzen zu können, zu genießen. Wir treffen uns an einem Nachmittag im April, Verginia ist angezogen, als würde sie damit rechnen, dass das Wetter jederzeit in Regen umschlägt.

Sie bestellt Kuchen und Kaffee, beides rührt sie lange nicht an, wartet ab, konzentriert sich auf das Gespräch. Trotz der persönlichen Fragen wirkt sie nicht unsicher, eher konzentriert und überlegt. Den Kaffee trinkt sie erst am Ende unseres Treffens, nachdem sie erklärt hat, sie muss gehen, um noch einen Platz zum Schlafen in der Arche Süd zu bekommen. Wenn man um 17 Uhr kommt, sind die Chancen auf einen Schlafplatz am größten, sagt sie.

„Sie hat nicht gelernt darüber zu reden, wie es ihr geht, es aber auch vielleicht zu selten getan.“

Verginia ist geduldig, fast in beiläufigem Ton erzählt sie, dass sie sonst eben draußen schläft, im Freien. Nur mit dem Essen in den Notschlafstellen ist es so eine Sache, sagt sie, das Essen in den Notschlafstellen ist immer das Gleiche. Seit sieben Jahren ist sie in Salzburg, seit sieben Jahren ohne festen Wohnsitz, von Gelegenheit zu Gelegenheit, seit sieben Jahren isst Verginia Kartoffeln und anderes, was in großen Mengen schnell aufgewärmt werden kann. Sie muss kein Fleisch haben, sagt sie, das nicht, aber ab und zu ein wenig Abwechslung, das wäre schön.

Keinesfalls wechseln will sie ihre Arbeit. Seit 2011 verkauft sie Apropos. Für sie ist diese Arbeit, wie sie sagt, ein großes Glück. Zum Verkauf von Apropos steht sie in Lehen, in der Nähe der Fasaneriestraße, vor der Kik-Filiale, dort ist ihr Platz.

Über ihre ersten Eindrücke in Salzburg berichtet Verginia verhalten. Gut ist es gewesen, schwer aber auch, sagt sie, und dass sie von Glück reden kann, eine Verwandte an ihrer Seite gehabt zu haben. Jemanden, den sie kennt, der ihr geholfen hat bei der Eingewöhnung. Mit der Frage, was sie an Salzburg verändert haben möchte, kann Verginia nicht viel anfangen. Überhaupt, sagt sie, hat sie nicht gelernt, über solche Dinge zu reden, darüber, wie es ihr geht, es aber auch vielleicht einfach selten getan. Auch auf die Frage nach einem Wunsch für ihr eigenes Leben überlegt sie lange, setzt ein paar Mal an, dann verlieren sich die Sätze, indem sie sie anfängt, aber nicht zu Ende spricht. Sie schüttelt den Kopf.

Sie lacht, sagt, es gibt da schon etwas, zwar kommt es ihr blöd vor, das so zu sagen, trotzdem erzählt sie davon. Sie holt aus und erklärt mir, dass sie Tochter einer Korbflechterin und eines Löffelmachers ist (Verginias Nachname Linguraru bedeutet im Rumänischen Löffelmacher, es handelt sich dabei jedoch um einen Zufall, denn Verginias Nachname ist der Mädchenname ihrer Mutter, wenn er auch in seiner Bedeutung auf den Beruf ihres Vaters verweist). Als Kind hat Verginia keine Spielsachen gehabt, die Gelegenheit zum Spielen hat es selten oder nie gegeben. Vier Jahre hat sie die Schule besucht, danach hat sie ihrer Mutter im Haushalt geholfen, die selbst Körbe und Besen auf dem Markt verkauft hat. Mănăstirii, das Dorf, in dem sie aufgewachsen ist, kann sie, auf meine Nachfragen hin, schwer beschreiben. Sie berichtet keine Eindrücke von diesem Dorf, beschreibt die Gegend nicht, verneint nur die weiteren Nachfragen der Dolmetscherin, ob es dort einen Fluss gegeben hat, größere Straßen, Bäume. Nein, sagt sie, sie kann nichts berichten. Sie hat fünf Geschwister, zwei Brüder und drei Schwestern, die Jüngste ist sechsundzwanzig. Jedenfalls, kommt sie zurück auf ihren Wunsch, hat sie nicht viel Gelegenheit zum Spielen gehabt. Mit vierzehn wollte der Vater sie verheiraten, lacht sie, aber sie hat sich erfolgreich dagegen gewehrt. Gewehrt hat sich Verginia auch gegen die Perspektivenlosigkeit in ihrem Dorf, deshalb ist sie fortgegangen und hat riskiert, keine soziale Unterstützung mehr in Rumänien zu erhalten, seit sie in Salzburg arbeitet. Vielleicht wäre alles anders gekommen, würde ihr Mann noch leben, den sie dann mit einundzwanzig geheiratet hat. Aber er ist krank geworden, hat immer verweigert, zum Arzt zu gehen. Vor acht Jahren ist er verstorben. Woran er gelitten hat, weiß Verginia nicht. Kinder haben sie keine.

Wenn Verginia spricht, macht sie immer wieder Pausen, hält inne, überlegt. Sie setzt meistens ein paar Mal an, aber jetzt, als sie von ihrem Wunsch erzählt, kommt ihr dieser ganz leicht über die Lippen. Vielleicht, sagt sie, ist das deshalb, weil ihr als Kind immer die Gelegenheit zum Spielen gefehlt hat, vielleicht hat es einen anderen Grund, dass sie sich heute immer noch eine Puppe wünscht. Sie weiß, sagt sie und legt die Hände auf die Oberschenkel, dass das wohl eher ein kindlicher Wunsch ist, nicht so richtig ein Erwachsenenwunsch, aber so eine Puppe, das wäre schon was, auch heute noch.

Intensives Gespräch: Autorin Birgit Birnbacher und Verginia Linguraru im Gastgarten des Cafés „Wildes Schaf“.

Jetzt schaut sie auf die Uhr, sagt, dass sie gehen muss. Den Tag planen, eine Schlafmöglichkeit finden, irgendwo unterkommen. Aktuelle Probleme haben Vorrang. Wenn es um den Fußweg ans südliche Ende der Stadt und um die Kosten einer Einzelfahrt für den Bus geht, seufzt sie und schaut ein paar Sekunden ins Leere. Sie muss los, sagt sie, um fünf muss sie dort sein, wenn sie einen Schlafplatz möchte, wiederholt sie. Ach ja, das sei schon vielleicht auch noch so eine Art Wunsch, eine eigene Wohnung vielleicht, irgendwann später einmal. Ein Zimmer würde genügen. So bestimmt und klar wie ihr anderer Wunsch scheint dieser nicht, was vielleicht auch daran liegt, dass Verginia nicht weiß, was sie weiterhin in Salzburg erwarten wird. Sie hofft nur, dass sie die Arbeit bei Apropos noch lange machen kann, sagt sie. Dann wird sie sehen, was kommt. <<

HINTER DEN KULISSEN:
Nach Erscheinen des Artikels wurden in der Apropos-Redaktion zwei Puppen für Verginia abgegeben, über die sie sich sehr gefreut hat.

FOTOS

Kurt Kaindl hat die Galerie Fotohof mitgegründet und zahlreiche fotokünstlerische Bildbände veröffentlicht. Er lebt als Fotograf und freier Medienwissenschafter in Salzburg.
office@b-k.co.at

STECKBRIEF

AUTOR Peter Blaikner
LEBT für sein Leben gern
SCHREIBT, wenn es der Alltag erlaubt
ÄRGERT SICH nicht mehr
FREUT SICH über Glück

BUCHTIPP

„VERTEIDIGUNG DES SOMMERS“
(NEUAUFLAGE)
PETER BLAIKNER

Edition Eizenbergerhof 29
14 Euro

www.blaikner.at

Peter Blaikner & Marcela & Nicolae Grozavu

BRAVE LEUTE, DIE SALZBURGER

„Dann spazieren sie gemeinsam zum Mirabellgarten und freuen sich, wenn sie für Touristen gehalten werden.“

von Peter Blaikner

Marcela und Nicolae sind ein Ehepaar. Sie ist sechsunddreißig Jahre alt, er fünfunddreißig. Sie haben zwei Töchter im Alter von achtzehn und fünfzehn, die Ältere hat eine zweijährige Tochter, die Jüngere ist schwanger. Die Kinder leben bei Marcelas Mutter in Rumänien. Marcela und Nicolae kommen aus Cetateni, im Zentrum Rumäniens, und sind seit drei Jahren in Salzburg. Sie haben seinerzeit die Schule abgebrochen, um als Taglöhner in der Landwirtschaft zu arbeiten und Geld zu verdienen. Dann waren sie arbeitslos. Ihre Töchter und Schwiegersöhne haben ebenfalls die Schule nicht beendet und sind arbeitslos, so gehen berufliche Perspektiven von einer Generation auf die nächste über.

Ich treffe Marcela und Nicolae in einem Café in Salzburg, am Tisch sitzen auch der Fotograf Kurt Kaindl und die Dolmetscherin Doris Welther, die mir das Gespräch mit den beiden ermöglicht. Marcela verkauft die Straßenzeitungen Apropos vor einer Hofer-Filiale, Nicolae vor einer Lidl-Filiale, wo er seit einigen Wochen einen Kollegen vertritt, der zu seiner Familie nach Rumänien gefahren ist. Denn man muss den Standplatz halten, sonst sind andere da mit anderen Zeitungen. Auch Marcela und Nicolae haben bereits andere Straßenzeitungen verkauft, aber mit Apropos geht es am besten, das finden die Leute interessant, das wollen sie lesen, dafür bezahlen sie und geben Trinkgeld. Das sind ungefähr 300 bis 350 Euro pro Monat, was einem durchschnittlichen Monatslohn zu Hause in Rumänien entspricht. Dort jedoch würden sie keine Arbeit haben. Mit dem gemeinsam erwirtschafteten Geld kommen sie schlecht und recht über die Runden und können sich alle zwei Monate sogar eine Fahrt zu ihrer Familie in Rumänien leisten. Dann bleiben sie zwei bis drei Wochen dort.

„Die Salzburger sind brave Leute“, sagt Marcela und lächelt, „manche grüßen mich sogar mit meinem Namen: ‚Servus Marcela!‘“ Nicolae grüßt die Leute freundlich vor dem Lidl, wenn sie einkaufen gehen: „Hallo, griaß di!“ Die meisten grüßen zurück, manche sagen jedoch:

Eingespieltes Team: das Apropos-Verkäuferehepaar Marcela und Nicolae Grozavu.

Marcela, Nicolae, Peter Blaikner und Dolmetscherin Doris Welther bei ihrem Gespräch im Café Haidenthaller.

„Nix griaß di, schleich di!“ Zum Glück sind das nicht viele. Im Großen und Ganzen haben sie mit den Salzburgern keine schlechten Erfahrungen gemacht, die meisten sind freundlich und korrekt. Auch der Umgang mit den Behörden ist durchaus angenehm, man gibt ihnen ja keinen Grund, unangenehm zu sein.

Sie haben ein Auto, einen alten Opel Zafira, den sie in Bischofshofen gekauft und in Bulgarien zugelassen haben. Denn die Zulassung ist in Bulgarien billiger als in Rumänien. Der steht abgestellt in der Nähe der Lidl-Filiale, wo Nicolae seine Zeitungen verkauft, immer unter seiner Beobachtung, damit er nicht gestohlen wird. In dem Auto wohnen sie, damit fahren sie am Sonntag zum großen Flohmarkt in Freilassing und alle zwei Monate zu ihrer Familie nach Rumänien. Die Autobahngebühren bis nach Hause sind teuer, aber es geht schon. Wenn natürlich der Keilriemen erneuert werden muss, ist gleich einmal ein Monatslohn weg. In ihrer Freizeit gehen sie gern zum Hauptbahnhof, wo es billigen Kaffee gibt und wo sie andere Rumänen treffen, mit denen sie über die Heimat reden können. Dann spazieren sie gemeinsam zum Mirabellgarten, zu einem der schönsten Orte, die sie auf der Welt kennen, bewundern die steinernen Einhörner und freuen sich, dass sie für Touristen gehalten werden, die auf der Durchreise sind und schöne Eindrücke sammeln. Fotos machen sie keine, denn sie haben keinen Fotoapparat.

Einmal hat die Apropos-Redaktion eine Stadtführung für alle Zeitungsverkäuferinnen und Verkäufer organisiert. Das war eines ihrer schönsten Erlebnisse in Salzburg. Sie sind mit dem Fiaker durch die Stadt gefahren, haben sich wie wohlhabende Touristen, sogar wie Prominente gefühlt und den Passanten von oben her zugewunken. Die haben wiederum zu ihnen hinauf gelächelt. Sehr beeindruckt waren sie vom Dom und von dem großen Taufbecken, an dem die Eltern ihren Neugeborenen eine gute und glückliche Zukunft wünschen. Dass auch für Marcela und Nicolae einige Wünsche in Erfüllung gehen könnten, das wünschen sie sich, wenn sie abends gemeinsam vor ihrem Auto am Gaskocher etwas zu essen machen, in die Sterne schauen und hoffen, dass der nächste Winter nicht zu streng wird. Dann zählen sie das Geld, das sie heute mit dem Verkauf der Zeitungen verdient haben. Viel haben sie nicht bekommen, sehr freigiebig waren sie heute nicht, die Salzburger, aber sonst sind sie sehr brave Leute. <<

WAS IST IHR LIEBLINGSBUCH?

Zu meinen Lieblingsbüchern gehört auf jeden Fall das Buch „Der Medicus“, erzählt von Noah Gordon. Es ist eine beeindruckende Geschichte, die den Wissensdurst eines jungen Waisenkindes, Robert Jeremy Cole, schildert, welches sich auf eine lange Reise begibt, um seiner Berufung nachzugehen und Arzt zu werden. Wenigen Büchern ist es gelungen, mich so zu faszinieren. „Der Medicus“ ist ein beeindruckender historischer Roman, der sich zwar nicht immer streng an die Geschichte hält, aber sich mit vielen Themen beschäftigt. Ein echter Klassiker, den man nur weiterempfehlen kann.

SIEGFRIED PICHLER
Präsident Arbeiterkammer Salzburg

HINTER DEN KULISSEN:
Kurz nach Erscheinen des Textes gab eine Leserin einen Fotoapparat für das Ehepaar Grozavu ab, dem ein Brief mit einer persönlichen Botschaft an die beiden beilag. Marcela und Nicolae freuen sich sehr, dass sie nun auch Salzburg-Fotos schießen können.

BUCHTIPP

SONNENBRAUT

Christian David

Deuticke Verlag 2015
19,90 Euro

STECKBRIEF

AUTOR Christian David
LEBT und lässt leben
SCHREIBT und fühlt sich dabei wie als Kind beim Spielen
LIEST fanatisch gerne.
HÖRT z. B. Mozart, Sinatra, Morricone, Lana Del Rey, Der Nino aus Wien
FREUT SICH über die Wunder der Natur
ÄRGERT SICH keinesfalls über Österreichs feine Fußballnationalmannschaft

Christian David & Monika Schernthaner

EINE FRAU IN EINER SCHÖNEN STADT

von Christian David
Fotos: Christian Weingartner

Salzburg ist schön. Auf jeden Fall großteils. Und dann ziemlich heftig. Ich erinnere mich an eine Reise mit dem Zug, aus München kommend. Wir – zwei Wienerinnen und ich – sehen plötzlich durch das Fenster des Waggons, wie sich diese Stadt unter der Festung Hohensalzburg ausbreitet. Als wäre die Bahnstrecke bewusst so gestaltet worden, um diesen visuellen Effekt gnadenlos auszubeuten. „Unvergleichlich schön", sage ich, noch an Münchner blauweiß karierte Hemdsärmeligkeit gewohnt. Die Wienerinnen nicken zustimmend und wir genießen gemeinsam den unfassbar grandiosen Anblick.

Der Krimiautor Christian David während seines Gespräches mit Monika Schernthaner im Café Johann.

Aber Schönheit garantiert nichts. Sie ist kein Versprechen und keine Drohung. Sie existiert für sich selbst, in totaler Ignoranz. Und in einer schönen Stadt zu leben bedeutet nicht zugleich auch, ein schönes Leben zu führen. Was immer auch ein schönes Leben sein kann oder soll.

Aber vielleicht ist ein Leben erstrebenswert, das als gelungen bezeichnet werden kann. Irgendwann, irgendwie. Womöglich nach Irrtümern und Fehlschlägen. Nach Krisen. Und nach einer Wiederauferstehung, mit neuer Kraft, neuen Zielen. Ohne aufzugeben, ohne anderen das Vergnügen zu bereiten, grinsend und hohnlachend zu spotten. Das Davor wird irgendwann unwichtig. Weil es um die Zukunft geht. Die Vergangenheit ist vergangen. Es ist gut, wie es ist. Das glaube ich fest. Und Monika Schernthaner bestätigt mir das. Durch ihr Leben.

Ich treffe sie im Café Johann. Einem Lokal im Salzburger Hauptbahnhof. Monika Schernthaner bestellt Orangensaft. Dieser Bahnhof hat sich gewandelt, seit ich ihn, als Kind noch, zum ersten Mal erlebt hatte. Damals erschien er mir als braun-graue, versifft-vernachlässigte Durchgangsstation mit dem Charme des Verkommen-Vernachlässigten. Das einzige Lokal hieß „Bahnhofsrestaurant" und mir als Kind war vollkommen unklar, wer dort wirklich irgendetwas essen oder sich auch nur freiwillig vorübergehend aufhalten wollte. Heute strahlt der Salzburger Bahnhof weiß und sauber und in kühler Perfektion samt diverser Shopping-Möglichkeiten. Und das Café Johann ist eine mit urbanem Schick gestylte Gaststätte. Dabei nicht unpersönlich oder ausladend elitär. Sondern sympathisch und fern der entsetzlich aseptischen Atmosphäre diverser internationaler Flughafen- und Hotellobbys. Ein empfehlenswerter Treffpunkt mit professionell-distanzierten Kellnern.

Monika Schernthaner ist 38 Jahre alt. Ihr Wesen ist freundlich, ihre Figur zart, ihr Lächeln anfangs von diskreter Zurückhaltung geprägt. Gebürtige Salzburgerin ist sie nicht. Aber das gilt für nicht wenige Salzburger. Sie stammt aus der oberösterreichischen Kleinstadt Vöcklabruck. Dort hat sie, von der Volksschule bis zum Polytechnikum, auch ihre schulische Karriere absolviert. Die Oberösterreicher an sich, meint Monika Schernthaner, seien äußerst freundliche Menschen. Ihr Vater sei die wichtigste Bezugsperson gewesen. Vor fünf Jahren starb er. „Ich war der Liebling von meinem Papa", sagt sie und ich spüre, dass viele Gefühle hinter diesem Satz stecken. Ihre Schwester lässt sich zur Glaserin ausbilden. Aber Kontakt zwischen ihnen besteht momentan keiner mehr.

Anderthalb Jahre dauerte Monika Schernthaners Lehre als Rauchfangkehrerin. Vielleicht wäre sie später einmal, ganz in Schwarz gekleidet, durch die Straßen Vöcklabrucks gegangen und von den Leuten als Glücksbringerin empfunden worden. Doch es kam zum Abbruch. Gesundheitliche Gründe gaben den Ausschlag. Im Anschluss arbeitete Monika Schernthaner für eine Putzfirma. Bis sie arbeitslos wurde.

Mit anderen Worten: Die persönliche Krise trat in das Leben dieser jungen Vöcklabruckerin. Wer arbeitslos ist, empfindet sich oft als wertlos, überflüssig, unbrauchbar, an den Rand gedrängt. Schlimmer geht es nicht. Man muss viel Mut und Überlebenswillen haben, um eine solche Krise zu meistern. Und Monika Schernthaner hatte das. Sie schaffte es letztlich, ihrem Leben eine neue Wendung zu verleihen. Tatsache ist allerdings: Leicht war das nicht. Schwierigkeiten und Probleme lauerten überall.

Wegen eines Bekannten, sagt sie, sei sie nach Salzburg gekommen. Damals, vor zwölf Jahren. Sie geriet, wie nicht wenige Menschen, in Kreise, die nicht ideal für sie und ihre Persönlichkeit waren. Zur falschen Zeit am falschen Ort mit den falschen Menschen zu sein – das kann fatal sein. Mit persönlicher Schuld hat das gar nichts zu tun. Sondern mit dem, was man als Zufall oder Schicksal bezeichnen könnte. Es passiert eben einfach so.

Da befand sich also Monika Schernthaner. Am Salzburger Bahnhof, der damals noch nicht renoviert war. Leute gab es, die sie ausnutzten, wie sie mittlerweile erkannt hat. Leute, die nicht gaben, sondern nur nahmen. Wie Vampire, die alles aussaugen. Mit Männern und mit Beziehungen hat Schernthaner, wie sie ohne zu zögern bekennt, eher schlechte Erfahrungen gemacht. Für sieben Jahre war sie mit einem Mann zusammen. Der sei, sagt sie, ein „Ich-Mensch" gewesen. Ein Egoist, der andere ausgebeutet habe. Aber diese Zeiten sind vorbei. Endgültig.

Heute wohnt Schernthaner alleine – das Single-Leben will sie, wie sie lächelnd bemerkt, ausnützen – in einer 40-Quadratmeter-Wohnung in Lehen. Dort steht ihr eine Küche zur Verfügung, in der sie werken kann, wie es ihr gefällt. Ich frage sie, was sie gerne kocht. „Schnitzel, Spaghetti, Schweinsbraten", antwortet sie und lächelt begeistert. Ich merke, dass ihr diese Speisen Vergnügen bereiten. Aber Kochen bereitet Mühe. Heute sind viele Menschen nicht mehr dazu bereit und greifen zu Fertiggerichten. Ich frage sie also, ob sie das gerne macht. „Wenn man Hunger hat, kocht man gerne", sagt sie voller Überzeugung. Aber nicht nur das: „Ich koche liebend gerne." Was ich ihr sofort glaube, als sie später ankündigt, dass sie nach Hause gehen möchte, um Kaiserschmarren zuzubereiten.
In Monika Schernthaners Leben hat ein Umdenken stattgefunden. Sie weißt jetzt, was sie will: ihre Träume und Ziele erreichen. Das und sonst nichts steht im Mittelpunkt. Es geht nicht darum, was andere von ihr erwarten oder verlangen. Sondern ihr Leben, ihre Ziele stehen nun im Mittelpunkt. Diese Frau hat zu einer neuen Stärke gefunden.

Ich frage sie nach ihren Lebensgewohnheiten. Der Tag sei ihr lieber als die Nacht, meint sie. Denn am Tag sei man sicher. Vor allem jedoch will sie regelmäßig arbeiten gehen. Denn das, sagt Monika, sei der Sinn des Lebens. Weil man Geld und eine Beschäftigung habe.

Also ist sie „Apropos"-Verkäuferin geworden. Ein guter Bekannter hatte ihr das vermittelt. Und sie liebt diese Tätigkeit, die sie alle zwei Tage und an Wochenenden ausübt. Weil sie so, wie sie mit leuchtenden Augen erklärt, mit vielen Menschen zusammenkomme. Monika Schernthaner ist ein sozialer und kommunikativer Mensch – das merke ich an dieser Stelle. Was immer sie noch in ihrem Leben tut: Es sollte mit Menschen zu tun haben. Kein Wunder, dass sie die Zeitung bevorzugt am Mozartsteg anbietet, wo viele Passanten unterwegs sind.

Irgendwann will sie sich auch den ersehnten Urlaub am Meer gestatten. Ein Traum würde dadurch endlich wahr werden. Das Meer kennt sie nämlich nur von drei Tagen im norditalienischen Bibione. Bisher war das alles, und es ist einige Jahre her. Aber die Lust ist nicht gestillt. Mehr Meer sozusagen.

Dass wir dieses Interview gemacht haben, gefällt Monika Schernthaner. „Das ist cool", sagt sie und lacht. Auf ein zweites Mal hätte sie Lust. Und sie hofft, dass die Fotos schön geworden sind. Was ich nicht garantieren kann. Immerhin habe ich mich bemüht, mit einem freundlichen Gesicht in die Kamera zu blicken und möglichst keine Grimasse zu schneiden. Und ich bin absolut überzeugt, dass der freundliche Fotograf gewiss die besten Bilder auswählen wird.

Wir verabschieden uns. Der Händedruck ist herzlich. Ich weiß, dass Monika Schernthaner ihren Weg gehen wird. Dass sie erreichen wird, was immer sie sich vorgenommen hat.

„Salzburg", sagt mir Monika Schernthaner zum Schluss, „ist eine wunderschöne Stadt." <<

Sehnsüchtig: Apropos-Verkäuferin Monika Schernthaner würde gerne einmal ans Meer reisen.

„Sie weiß jetzt, was sie will: ihre Träume und Ziele erreichen."

WAS WURDE AUS ...
Verkäuferin Monika Schernthaner

Am Tag nach dem Treffen mit Christian David kam Monika in die Redaktion und strahlte über das ganze Gesicht, als sie erzählte, wie nett der Autor war und wie gut sie sich unterhalten hatten. Momentan kann sie aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr Apropos verkaufen.

STECKBRIEF

AUTORIN Beate Dölling
LEBT in Berlin
SCHREIBT Kinder- und Jugendbücher sowie Geschichten und Hörspiele fürs Deutschlandradio. Schreibt auch mit ihrem Partner Didier Laget zusammen Bücher
ÄRGERT SICH, wenn sie in einer Schlange steht und es geht und geht nicht voran
FREUT SICH immer, wenn sie schwimmen gehen kann

BUCHTIPP

DER SOMMER, IN DEM WIR ALLE ÜBER BORD GINGEN

Beate Dölling

dtv Junior 2015
12,95 Euro

Beate Dölling & Sergiu Burulea

MIT AUTOSTOPP ZUR SCHULE

von Beate Dölling | Fotos: Andreas Hauch

Sechzehn Uhr. Wir treffen uns in einem Café. Die Sonne scheint auf den Tisch. Sergiu Ionut Burulea gibt mir die Hand, distanziert, schüchtern, höflich. Er hat seine Freundin mitgebracht, Simona Onica. Sie ist schon in einer anderen Apropos-Ausgabe interviewt worden. Wir bestellen Kaffee, Wasser – Kuchen? Die beiden schütteln den Kopf. Irgendwas anderes zu essen? Nein, danke.

„Was habt ihr heute gemacht?", frage ich. „Gearbeitet", sagen sie. Bis eben standen sie auf der Straße und haben Zeitungen verkauft. „Und, war es ein guter Tag?" Sergiu holt tief Luft, zögert. Simona sagt, nicht so gut. Der ganze Monat sei schon nicht so gut gewesen. Vielleicht liegt es an der Fastenzeit. Die Leute sind mit sich selbst beschäftigt, hasten vorbei.

Was ist denn ein guter Monat? Die Vorweihnachtszeit. Jetzt strahlen sie, allein bei dem Gedanken an Weihnachten. Sie sind noch so jung. Er 27, sie 24. Zwei Kinder haben sie schon. Simona war 15, als sie Beniamin bekam. Kaum ein Jahr später wurde Raluea geboren. Jetzt strahlen sie noch mehr, wenn sie von ihren Kindern erzählen. Aber ihre Augen bekommen schnell einen Schleier, ihr Blick wird sehnsüchtig. Die Kinder sind nicht da. Sie wohnen bei den Großeltern. Manchmal sehen sie ihre Kinder acht Wochen nicht, im Sommer können sie öfter nach Hause fahren, alle zwei, drei Wochen. Sie telefonieren sonntags, aber das ist schwierig, weil sie dann alle so sehr weinen müssen.

Ihr Arbeitstag fängt um 9 Uhr an und dauert bis 17 Uhr, mindestens. Es ist wichtig, einen guten Platz zu ergattern, am besten vor Supermärkten, mit Vordach. Aber gute Plätze sind heiß begehrt und wenn sie besetzt sind, respektiert man das untereinander. Man muss schon früh genug kommen, um einen guten Platz zu finden. „Der frühe Vogel fängt den Wurm", sagt die Dolmetscherin Doris Welther, die selbst in Rumänien, in Sibiu, aufgewachsen ist. Man verleiht aber auch Plätze untereinander, übersetzt sie mir, zum Beispiel wenn ein Straßenverkäufer nach Hause fährt. Dann darf ein Kollege ihn so lange nutzen, bis der andere wiederkommt.

Den Entschluss, nach Österreich zu gehen, haben Sergiu und Simona von heute auf morgen gefasst. Es gab schon ein paar Zeitungsverkäufer im Dorf, die haben erzählt, dass man im Ausland mehr Geld verdiene als zuhause. Da hat Sergiu nicht lange gezögert. Vorher war er Tagelöhner, hat bei den Bauern in der Umgebung gearbeitet als Erntehelfer, Äpfel und Mais gepflückt und sechs bis sieben Euro am Tag verdient. Er ist ein Vater, er hat Kinder zu versorgen. Ihm blieb nur die Möglichkeit, ins Ausland zu gehen und Zeitungen zu verkaufen, mit denen man immerhin 25 bis 30 Euro verdient – an guten Tagen. Obwohl ihm nur knapp die Hälfte davon bleibt. Er muss ja auch leben und wieder frische Zeitungen kaufen. Ein Bett in Notunterkünften kostet um die 100 Euro im Monat. Man kann aber nirgendwo am Stück einen Monat lang bleiben. Sergiu und Simona übernachten nur im Winter in ständig wechselnden Unterkünften. Ende März erklären sie die Wintersaison für beendet, dann schlafen sie in Parks oder unter Brücken. Ihre Sachen und Decken verstauen sie tagsüber in Schließfächern am Bahnhof. Das kostet auch zwei Euro täglich. Krankenversichert sind sie nicht. Vor einem Jahr hatten sie noch ein Auto und haben darin übernachtet, aber das sei jetzt leider kaputt. Trotz allem, sagt Sergiu, sie haben keine Wahl. Immerhin sind sie zu zweit und können sich nachts unter einem Baum ankuscheln. Wenigstens das. Und dann träumen sie von einer Festanstellung, einer Wohnung und von ihren Kindern, die wieder bei ihnen sind.

Sergiu und Simona kennen sich aus ihrem Dorf Pitesti. Im Sommer spielte sich dort alles draußen ab. Kaum jemand hatte einen Fernseher oder ein Telefon, man hat sich im Zentrum getroffen oder auf den Bänken vor den Häusern. Die Jungs saßen auf einer Bank und haben Karten gespielt, die Mädchen auf der anderen und waren am Kichern. Geburtstage hat man im Hof gefeiert, den eigenen Hauswein ausgeschenkt. Alle seien gekommen und hätten gesungen. Zwischendrin liefen Hühner, Hunde und Katzen herum – auch Enten. Das Leben im Dorf war ein buntes Miteinander. In der Früh kam der Dorfhirte die Straße entlang. Die Leute haben die Kühe aus den Ställen getrieben, er hat sie mitgenommen auf die Weiden und abends zum Melken wieder zurückgebracht. Dafür hat er einen Preis ausgehandelt. Im Dorf lebten ungefähr 300 Familien. Autos gab es kaum. Auch keinen Schulbus. Die Kinder mussten viele Kilometer bis zur nächsten Hauptstraße laufen und dann ging es mit Auto-Stopp zur Schule – oder auch nicht.

Sergiu hat nach sechs Jahren die Schule abgebrochen. Simona nach sieben. Dann war sie schwanger. Die Eltern der beiden hatten schon immer mit einer Verschwägerung geliebäugelt – und es hat ja dann auch geklappt. Aber wären sie nicht verliebt gewesen, hätten sie sich nicht verkuppeln lassen. Jetzt strahlen sie, die jungen Eltern, in Salzburg, denken an ihre Jugend, kichern, weil ich sie nach ihrem ersten Kuss frage, aber daran können sie sich nicht mehr erinnern.

Sergiu und Simona wurde schnell klar, dass sie nicht in ihrem Dorf bleiben konnten. Sie hatten keine eigene Wohnung, wohnten bei den Eltern bzw. Schwiegereltern. Die bekommen immerhin eine Rente, 120 Euro monatlich. Sie waren bei dem rumänischen Automobilhersteller Dacia beschäftigt, einem Werk in der nächst größeren Stadt, Pitesti. Sergiu konnte dort jedoch keine Arbeit finden, weil das Werk weiter Stellen abbauen musste. Außerdem hatte er keine Ausbildung. Er hat auch versucht, auf Baustellen zu arbeiten, aber da sei er nur ausgenommen worden. Nach zwei Wochen harter Arbeit war plötzlich sein Arbeitgeber verschwunden und er hat nie einen Lohn gesehen. Ihm blieb nur die Möglichkeit, ins Ausland zu gehen. Manchmal, an harten Tagen, wenn es kalt ist und keiner eine Zeitung kauft und sie sich nach den Kindern sehnen, fragen sie sich, wann das Stehen endlich ein Ende hat.

Wenn sie erst einmal besser Deutsch sprechen, bekommen sie vielleicht eine Anstellung, wie ein Kollege von ihnen, der jetzt als Reinigungskraft arbeitet und damit sehr zufrieden ist. Mit einem festen Job würden sie auch eine Wohnung bekommen. Und dann würden sie die Kinder nachholen, und die Kinder könnten hier zur Schule gehen. Es ist beiden sehr wichtig, dass Beniamin und Raluea eine gute Ausbildung bekommen und die Schule nicht so schnell abbrechen wie ihre Eltern. Sie wollen ihnen bessere Bedingungen schaffen. Dafür müssen sie jedoch zuerst Deutsch lernen. Einen Deutschkurs können sie sich zwar nicht leisten, aber Apropos bietet einmal in der Woche 60 Minuten Deutschunterricht an. Da gehen sie auch immer hin. Da gehen alle hin. Da trifft man die ganzen Verwandten wieder.

Draußen scheint noch immer die Sonne. Unsere Kaffeetassen sind leer. Ob sie noch etwas trinken, essen möchten? Nein. Sie müssen auch wieder los. Ob sie noch etwas sagen möchten, den Lesern, den Käufern der Zeitung, mit denen sie sonst nicht sprechen können?

Sergiu möchte sich bei den Salzburgern bedanken, weil sie ihn und Simona so freundlich aufgenommen haben und sie in ihrer Stadt akzeptieren. „Ja", sagt Simona. „Danke, dass wir hier sein dürfen!" Ich bedanke mich für das Gespräch. Auf Rumänisch heißt das „Multumesc!" oder ganz einfach: Mersi! <<

Sergiu Burulea beim Gespräch mit Autorin Beate Dölling im Café Haidenthaler.

„Unsere Kinder sollen eine bessere Ausbildung bekommen."

WAS IST IHR LIEBLINGSBUCH?

„Die Macht Ihres Unterbewusstseins" von Buch Dr. Joseph Murphy. Wer mit seinem Glauben Berge versetzen möchte, sollte dieses Buch lesen. Der Autor, Joseph Murphy, hat mich inspiriert und begeistert, die Kraft meines Geistes stärker zu nutzen.

ALLEGRA FROMMER

Geschäftsführerin der Salzburger Verkehrsverbund GmbH

SERGIU ERINNERT SICH:
„Ich habe mich so gefreut, endlich an der Reihe zu sein und das Interview machen zu dürfen. Die Autorin fand ich sehr sympathisch und es ist toll, dass sie Kinderbücher schreibt. Meinen Kindern würden ihre Bücher bestimmt gefallen."

BUCHTIPP

HERR LEBEN, DIE RECHNUNG BITTE!
Sarah Eder

Epidu Verlag 2011
11,90 Euro

STECKBRIEF

AUTORIN Sarah Eder
LEBT in Salzburg
SCHREIBT Werbetexte in einer Agentur, bisschen Prosa, sehr, sehr gerne
LIEST und bewundert am meisten den Schweizer Autor Markus Werner
NIMMT grundsätzlich alles persönlich (leider)
HÖRT selten auf
FREUT SICH über Menschen
ÄRGERT SICH über Menschen

Sarah Eder & Puica und Gheorghe Paun

„ZWEI LEBEN FÜR DIE KINDER“

> „Man vermisst einfach nicht, wenn die Armut größer ist als das Heimweh.“

von Sarah Eder | Fotos: Andreas Hauch

Manche Menschen verändern einen, zertrümmern sanft die angewachsenen Scheuklappen und verwischen beiläufig den selbstauferlegten Gutmenschenstempel, den man sonst so stolz am Revers trug. Nach meinem Treffen mit Puica und Gheorghe Paun fühlt sich ein Lamentieren über den gemeinen Kollegen oder das langweilige Essen nach Wohlstandsverwahrlosung an. Die eigene Wohnung riecht nach Luxus, Kaffee für 3,50 € zu bestellen, schmeckt nach Frechheit.
Am Heimweg ist mehr denn je bewusst, dass Salzburg eine Schneekugel ist, in der aufzuwachsen einem Märchen gleicht. Auch wenn es manchmal Menschen wie Puica und Gheorghe braucht, um die Kugel einmal ordentlich zu schütteln, damit man wieder sehen kann, wie sanft der Schnee hier fällt.

Gheorghe und Puica erzählen im Café Central von ihrem bescheidenen Leben.

Zusammen statt zu zweit

Es ist Freitagnachmittag, als ich die beiden im Café Central treffe. Unser Termin liegt bereits 20 Minuten zurück, sagt meine Uhr. Bin ich etwa am falschen Ort? Etwas nervös starre ich stoisch auf mein Himbeersoda. Kurz danach die erlösende Nachricht per Telefon: Nicht ich, sondern Puica und Gheorghe sitzen zusammen mit der Dolmetscherin in einem falschen Café.

Kurze Zeit später stehen sie schon vor mir – wir schütteln uns verlegen die Hand, setzen uns. Sie lächeln mich an und bestellen nichts zu trinken. Ihr Ausdruck sympathisch, der Blick würdevoll, das Auftreten symbiotisch. Dass ich es hier mit einem eingespielten Team zu tun habe, brauche ich nicht zu notieren. Alles an ihnen scheint gemeinsam zu funktionieren und gibt sich buchstäblich die Hand. Wohl das „zusammenste“ Paar, dem ich je begegnete.

Zwei Welten

Gheorghes offenes Hemd gibt den Blick auf eine goldene Kette mit Kreuzanhänger frei. Ich frage mich unvermittelt, welche Rolle der Glauben wohl in ihrem Leben spielt. Und ob das Kreuz, wie hierzulande, oft einfach inflationär an willkürlichen Hälsen hängt. Wie ich später erfahren soll, eine große. Vielleicht sogar die größte – der Kitt zwischen den zwei Welten: Rumänien und Österreich.

Ich lenke den Blick auf meinen Notizblock und frage nach ihrer Familie. Sie erzählen mir, dass sie seit 24 Jahren zusammen sind und drei Kinder haben. Zwei Jungen (19 und 18 Jahre) und ein Mädchen (14 Jahre). Der älteste sucht gerade in Salzburg nach einem Job, während die jüngeren in Rumänien zur Schule gehen. Dort schaut die Großmutter auf den Nachwuchs. Sie ist 63 Jahre alt, die zweite Frau ihres Vaters und hat Diabetes, wie sie lückenlos ergänzen. Letzteres mache ihnen Sorgen.

Puica legt ihre Stirn in Falten. Es gibt noch andere Sorgen. Auf meine Nachfrage hin erzählt sie kleinlaut von der schleppenden Kindergeld-Politik in Rumänien. 10 Euro pro Kind – wer soll denn davon leben, fragt sie mich, die nur konsterniert mit den Schultern zucken kann.

Zwei Leben

Dafür arbeiten sie – er seit drei Jahren und sie seit zwei Jahren – als Straßenzeitungsverkäufer bei Apropos. Das ganze Geld schicken sie monatlich zu den Kindern nach Rumänien. Meist mittels Bekannter, denen sie vertrauen. Nur dieses Geld befähigt die Kinder, dort eine Schule zu besuchen. Eine Perspektive zu haben. Aber auch für traditionelle Zwecke wird das Geld eingesetzt. In Rumänien gibt es das Ritual, sich jedes Jahr zu Ostern neu einzukleiden, von Kopf bis Fuß. Auch das wollen sie ihren Kindern ermöglichen. Sich selbst auch – aber eben mit Kleidern vom Flohmarkt. Es ist wichtiger, dass die Kinder in der Schule sind. Und schöne Sachen anhaben.

Es braucht also zwei Leben für den Schulbesuch zweier Kinder, denke ich mir still. Ein dumpfer Schlag in meinem Magen erinnert mich an Demut. Eine jener Empfindungen, die man nicht gratis bekommt. Puica und Gheorghe lächeln mich an. Ich versuche dasselbe und stelle meine nächste Frage. Diesmal nach ihrem Arbeitsalltag. Puica und Gheorghe schildern lebendig ihre Tätigkeit. Sie berichten, dass sie gerne bei Apropos arbeiteten, von ihrem Tageslauf und den zahlreichen Stammkunden. Zum Arbeiten ginge aber jeder ins eigene „Büro“, lachen sie. Er vor den Billa, sie vor den Lidl. Dort kennen sie die Leute und freuen sich auf jeden neuen Tag.

Sie wirken dabei sehr überzeugend. Ich frage mich still, wann ich das letzte Mal so enthusiastisch von etwas berichtete, das auch nur im Entferntesten nach Arbeit roch.

Neues Land, neue Möglichkeiten

Nachdem ich mein Himbeersoda ausgetrunken habe, sprechen sie über die Zeit vor Salzburg. Früher waren sie Taglöhner, hatten keinen Beruf gelernt und die Zukunftsaussichten im kommunistischen Rumänien waren damals mehr als dunkel, lassen sie mich wissen. So machte sich Gheorghe vor acht Jahren in Österreich auf die Suche nach einer Zukunft und ließ Frau und Kinder zurück, um sie später zu holen. Damals, berichtet er, haben sie sich nur alle zwei Monate gesehen. Sie scheinen meine Frage, ob das nicht schwierig für die junge Familie gewesen sei, nicht wirklich nachvollziehen zu können. Es ging ja um viel grundlegendere Dinge: Essen, Schule, den Winter überleben. Man vermisst einfach nicht, wenn die Armut größer ist als das Heimweh.

Wohnen auf Rädern

Heute, sagt Puica, fehlt ihnen wenig an Rumänien: Nur das Haus, die Kinder und das Zusammenleben als Familie – aber auch das wäre in Salzburg besser. Während wir uns unterhalten, fällt mir auf, wie viel sie lachten. Und wie wenig ich lachte. Wie dankbar sie waren. Und wie selbstverständlich ich vieles hinnahm.
All das, trotz ihrer aktuellen Wohnsituation in einem Auto, weil sie sich die Miete nicht länger leisten konnten, trotz ihres Lebens ohne die Kinder, trotz ihres spartanischen Lebensstils.

Meine Augenbrauen ziehen sich zusammen. Wie kann man denn in einem Auto leben? Das Ehepaar besteht darauf, dass es ein großer Wagen sei, mit guten Sitzbänken. Duschen könne man zudem an Tankstellen und beim Essen, ja, da wird eben täglich improvisiert.

Ich rekapituliere meine Mahlzeiten des bisherigen Tages: Ein Kipferl mit Marmelade, drei Kaffee, Gemüsereis zu Mittag und ein Ovomaltine-Riegel (eigentlich zwei) dazwischen. Das schlechte Gewissen näht sich langsam, aber mit Nachdruck in meiner Brust fest.

Die Kinder sollen es besser haben

Bald ist eine Stunde verflogen, also frage ich die beiden abschließend, was sie sich vom Leben wünschten. „Dass uns Gott gesund erhalten möge, damit wir weiterhin für die Kinder arbeiten können“, lacht Gheorghe. Wieder fällt mein Blick auf die Kette mit dem Kreuzanhänger. Eindeutig kein Accessoire. „Ist das die Motivation, jeden Tag wieder aufzustehen“, frage ich und deute auf die Kette.

„Ja, der Glaube“, antwortet Puica, während Gheorghe einen Zettel aus der Hosentasche kramt. „Annelise“, liest er hektisch vor. „Wir müssen unbedingt noch Annelise erwähnen.“ Puica nickt und erzählt von der Salzburgerin, deren finanzielle Spende ihnen einmal über eine schlimme Zeit geholfen hatte. „Wir wollen ihr dafür von ganzem Herzen danken“, betont das Paar im Chor, während ich mich noch immer frage, wie man sich so wenig beklagen und so viel bedanken kann.

Aber geht es denn immer nur um die Kinder, hake ich nach. „Natürlich“, meint Puica bestimmt. „Sie sollen es einmal besser haben. Weil sie noch immer lächeln, frage ich neidisch danach. „Egal, welche Zeiten kommen, ein Lächeln hilft immer“, sagt Gheorghe ruhig.
Und was ist, wenn die Kinder mal aus dem Haus sind? Bleibt dann endlich Zeit für sie selbst? Sie lachen zuerst mich und dann einander an, bevor sie schulterzuckend antworten: „Nein, dann sind die Enkelkinder dran.“ <<

Schriftstellerin Sarah Eder staunt bewundernd.

NACH DEM TREFFEN:
Das Paar fand die junge Autorin sehr sympathisch: „Wir haben uns sehr wohlgefühlt und hätten ihr gerne auch noch mehr Fragen beantwortet.“

STECKBRIEF

AUTOR Tomas Friedmann
LEBT als alleinerziehender Vater in Salzburg
LEITET seit 1993 das Literaturhaus Salzburg als Intendant & Geschäftsführer, bemüht sich um internationale Vernetzung (u. a. Vorstand im Netzwerk der Literaturhäuser) und ist Vorsitzender des Dachverbands Salzburger Kulturstätten
LIEBT seinen Sohn, ihren Hund, Poesie, Jazz, Lachen, Tanzen, Segeln und Reisen
FREUT SICH über gute Gespräche
ÄRGERT SICH über Ungerechtigkeit, Intoleranz, Bürokratie

Tomas Friedmann & Robert Puşi

„ICH VERTRAUE AUF GOTT“

von Tomas Friedmann | Fotos: Andreas Hauch

Literaturhaus-Leiter Tomas Friedmann.

Stell dir vor, du hast drei Wünsche frei – was würdest du dir wünschen? Viel Geld, ein Haus am See, ein tolles Auto, eine Weltreise, ewige Gesundheit, Glück, Liebe, für jeden Wunsch drei weitere … Solche Antworten geben Wohlstandsbürger. Anders Robert, rumänischer Straßenverkäufer am Salzburger Mirabellplatz. Anspruchslos kämpft er ums Überleben – und ist trotzdem voll Hoffnung.

Am liebsten würde Robert Puşi als Hilfsgärtner arbeiten. Mit dem dann regelmäßigen Einkommen könnte er sich eine kleine Wohnung in Salzburg leisten und seine Kinder daheim versorgen. Das würde sich der 33-jährige sympathische Rumäne bescheiden wünschen. Doch eine Märchenfee ist nicht in Sicht – und Roberts Realität sieht anders aus.

Für Frau und Kinder

Er steht früh auf und geht früh schlafen – auch damit er und sein Bruder nicht auffallen, das können sie sich nicht erlauben. Sie hausen zusammen, mehr können sich die beiden Straßenverkäufer nicht leisten. Apropos hat Robert eine Chance gegeben, die der rumänische Staatsbürger zuhause in der Barackensiedlung nahe der Stadt Câmpulung (deut. Langenau) im Norden der Walachei nicht hatte. Dort, in Gura Pravăţ (Argeş), verbrachte Robert zuletzt ein paar Winterwochen, weil er in Salzburg keine Heizung hat. Im eintausendzweihundert Seelen kleinen Dorf, wo Roma – in Rumänien mit rund 700.000 Menschen die größte und noch immer diskriminierte Minderheit des Landes – während der kommunistischen Diktatur unter Nicolae Ceauşescu unter anderem angesiedelt und doch weiter ausgegrenzt wurden, lebt seine Frau Elisa Sami Puşi mit den drei Kindern Diana (14), Costinel (13) und Cassandra Delia (5). Die kleine „Prinzessin“, wie Robert seine jüngste Tochter liebevoll nennt, konnte von ihrer Mutter nicht gestillt werden, weil seine Frau durch deren Geburt krank geworden ist. Die jetzt 30-Jährige, an Asthma leidende Epileptikerin – sie und Robert hatten nach dem Brauch sehr jung geheiratet – benötigt wie die fünfjährige Cassandra Medikamente, die sie sich nicht ausreichend kaufen können.

Mit umgerechnet 90 Euro monatlicher Unterstützung durch den rumänischen Staat müssen Mutter und Kinder daheim auskommen. Robert versucht, sie so oft wie möglich – mindestens alle sechs Wochen – zu besuchen, um seiner Frau und seinen Kindern, nach denen er sich sehnt, gespartes Geld zu bringen. Doch die billigste Mitfahrmöglichkeit – gemeinsam mit Freunden im privaten Pkw – kostet ihn 50 Euro pro Strecke. Und bei 300 bis 400 Euro Straßenverkäufer-Salär pro Monat geht sich da in Salzburg kein wirkliches Leben aus. Aber südlich der Karpatengipfel – rund drei Autostunden nordwestlich der Hauptstadt Bukarest – gibt es weder Arbeit noch eine Chance für ihn und seine Brüder. Darum ging Robert 2008 nach Österreich und landete über Wien, wo er auch Zeitungen verkaufte, schließlich in Salzburg. Und hier, in der Stadt, in der er sich wohl fühlt, wird er wohl heuer am 25. August seinen 34. Geburtstag feiern – hoffentlich mit fair bezahlter Arbeit und Aussicht auf ein lebenswertes Dasein.

Vaterlos, arbeitslos

Roberts Vater war Arbeiter in einer Zementfabrik; er starb mit 41 Jahren an einer „Staublunge“, wie die Berufskrankheit bis heute schrecklich treffend bezeichnet wird. Robert war damals 16 Jahre alt. Die Zementfabrik gibt es nicht mehr, die Arbeitsplätze sind weg. So lebt Roberts Familie im Elternhaus mit Roberts Mutter und seiner Schwester. Robert besuchte ab sechs die Schule, die er mit 14 Jahren verließ. Ohne Ausbildung musste er froh sein, manchmal als Tagelöhner für Arbeiten mit der Hacke beim Weinbau 6 Euro pro Tag bezahlt zu bekommen. Zu wenig zum Überleben selbst in Rumänien. So erging es auch seinen drei Brüdern. Sie nahmen ihr Schicksal in die Hand und die 1.200-km-Reise nach Österreich auf sich – in der Hoffnung auf Arbeit. Doch auch wenn Rumänien seit 2007 in der EU ist, leicht ist es im Ausland nicht – schon wegen der Sprache, obwohl Robert etwas Deutsch versteht und spricht.

Wäre er österreichischer Staatsbürger, würde er wenigstens nicht ständig von der Polizei kontrolliert werden, doch Robert bleibt ruhig und hadert nicht mit dem Schicksal. Im Gegenteil wirkt er zufrieden, positiv, wenn auch nicht glücklich. Nein, glücklich sei er nicht, sagt Robert leise. Dann schweigt er.

Kaufen & verkaufen

Robert isst kaum Fleisch, zum einen weil er schlank bleiben möchte, zum anderen schmeckt es ihm nicht so – außer Ćevapčići (rumän. „mici“), seine Lieblingsspeise – und dann kann er sich Fleisch auch nicht leisten. Seinen Tag starten er und sein Bruder frühmorgens mit einem Kaffee im McDonald's am Salzburger Hauptbahnhof, dort ist es billig und warm – und vor allem öffnet diese Filiale der weltgrößten US-amerikanischen Fastfood-Kette bereits um 5.30 Uhr.

Danach schlagen Robert und sein Bruder irgendwie die Zeit tot, denn vor 9 Uhr bringt das Verkaufen der Straßenzeitung wenig, die Leute haben morgens am Weg in die Arbeit nicht genug Weile. Auch die Festspielzeit im Sommer sei nicht gut fürs Geschäft, die Touristen hätten kein Interesse und würden kaum eine Straßenzeitung kaufen. Kaufen, Verkaufen – darum kreisen Roberts Gedanken ununterbrochen: Wie kann er Apropos besser verkaufen? Wie kann er seine Arbeit noch besser machen? Wie kann er mehr verkaufen und damit mehr verdienen, denn die Hälfte der 2,50 Euro für die Straßenzeitung bekommt der Verkäufer – also 1,25 Euro pro verkaufter Zeitung.

Mittags geht er in den „Saftladen“ – eine Tagesaufenthaltseinrichtung vom Verein Neustart in der Stadt Salzburg in der Schallmooser Hauptstraße –, um etwas Warmes zu trinken, dann stellt er sich wieder bis 17 oder 18 Uhr auf den Mirabellplatz, um Apropos unter die Menschen zu bringen. Gegessen wird in der Regel einmal am Tag zusammen mit seinem Bruder, abends, kalt. Und um 20 Uhr legen sie sich meist schlafen.

Am Wochenende hat Robert frei, dann besucht er am Sonntag gern den Flohmarkt – auf der Suche nach billigen, brauchbaren Artikeln für seine Kinder.

Hoffen auf Chance

Einmal pro Woche telefoniert Robert mit seiner Frau, die derzeit leider kein Mobiltelefon besitzt, aber über die Schwester im Haus erreichbar ist. Natürlich würde Robert gerne zusammen mit seiner Familie leben, doch dieser Wunsch scheint in absehbarer Zeit unerreichbar, weil unfinanzierbar. So wohnt und arbeitet der höfliche Mann mit den schwarzen Haaren wohl auch künftig in der reichen Mozartstadt, in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft – und auf eine Chance.

„Ich vertraue auf Gott“, bekräftigt Robert am Ende unseres Gesprächs – und freut sich über Geld für eine Busfahrkarte. Traurig stimmt ihn, für seine Kinder daheim im rumänischen Dorf keine Taufpaten gefunden zu haben. Sein Glaube berührt mich weit über das Interview hinaus – und ich wünsche ihm eine Chance, Glück wäre wohl ein zu großes Wort.

Dank an die Dolmetscherin Doris Welther für ihre Übersetzung, ohne sie wäre das Gespräch so nicht möglich gewesen.

Dolmetscherin Doris Welther, Apropos-Verkäufer Robert Puşi und Tomas Friedmann vom Literaturhaus Salzburg (v.l.n.r.) bei ihrem Treffen im Apropos-Büro.

Apropos-Verkäufer Robert Puşi.

LITERATUR & ICH

WAS IST IHR LIEBLINGSBUCH?

Mein Lieblingsbuch ist „Vom Winde verweht“, weil es von einer starken Frau handelt, die sich von nichts unterkriegen lässt und für ihre Freunde und Familie einsteht.

ANJA HAGENAUER
Bürgermeister-Stellvertreterin Stadt Salzburg

WAS WURDE AUS …
Verkäufer Robert Puşi

Die starken Familienbande unserer rumänischen Verkäufer erfordern immer wieder für kurze Zeit die Heimkehr.
Es kommt der nächste Sommer, da wird Robert ziemlich sicher einen Rasenmäher führen.

BUCHTIPP

WER IST MARTHA?
Marjana Gaponenko

Roman. Suhrkamp Verlag, Berlin 2012
20,60 Euro

STECKBRIEF

AUTORIN Marjana Gaponenko
LEBT in Mainz und Wien
FREUT SICH am Leben
ÄRGERT SICH am meisten über den Opportunismus

Marjana Gaponenko & Ionel Barbu

VON DER SCHWIERIGKEIT, AUFRICHTIG ZU SEIN

von Marjana Gaponenko | Fotos: Andreas Hauch

Die ukrainische Autorin traf Ionel Barbu kurz vor ihrer Lesung im Literaturhaus.

Auf dem Weg zu Herrn Ionel wühle ich gedanklich in meinem Bekanntenkreis nach Rumänen. Mir fällt nur einer ein. Ein älterer Herr mit einem ziegelsteinrot gefärbten dünnen Schnurbart und französischen Pass. Ein Wahlpariser. Wie viele Sätze werde ich mit ihm gewechselt haben? Sicherlich nicht genügend, um unseren Umgang ein Gespräch nennen zu können. Sein Händedruck war auf jeden Fall von jener ausdruckslosen Art, die oft manchen auf dem gesellschaftlichen Parkett unsicheren oder unerfahrenen Frauen eigen ist. Ich glaube mich zu erinnern, dass mir anstatt aller fünf nur drei Finger in die Hand geschoben wurden wie ein kalter und aufgeweichter Revolver, während der Blick dieses Menschen zerstreut und müde an mir vorbeiglitt. Alles, was ich von ihm weiß, ist, dass sein Vater Erzieher des letzten rumänischen Königs gewesen war und dass er eine märchenhafte Kindheit in einem Stadtpalais genossen hatte. Mehr nicht. Jedoch haben sich unsere Schicksale auf wundersamen, aber auch traurigen Wegen gekreuzt, die zu beleuchten ich auf diesen Seiten nicht vorhabe, denn es soll um einen anderen Rumänen gehen – um Herrn Ionel.

Herr Ionel ist ein Wahlsalzburger und wird etwas jünger als mein Wahlpariser sein. Sein Gesicht und seine Bewegungen haben jene Weichheit, die einen in sich ruhenden Menschen auszeichnet. Auch sein Händedruck überzeugt mich. Es ist schwierig, sich vorzustellen, wie diese Hände einem vorbeieilenden Passanten eine Straßenzeitung hinhalten, wie sie Münzen in Empfang nehmen. Viel leichter gelingt meiner Phantasie jedoch das Bild des sanften Lächelns, mit dem Herr Ionel sich bedankt, für die gute Kundschaft sowie für einen aufmerksamen Blick, mit dem er abgewiesen wurde. Dass er über die dazu nötige Größe und Erziehung verfügt, davon bin ich seltsamerweise bei seinem Anblick sofort überzeugt. Auch wenn Herr Ionel weniger souverän wirken würde, verböte mir trotzdem der Anstand, mit ihm über die Einzelheiten seines Geschäfts zu reden. Andererseits finde ich keinen Grund, eine uns beiden peinliche Frage nach der anderen zu stellen, also beschließe ich Herrn Ionel so zu begegnen, als gäbe es keine solchen Kategorien wie Leistung oder Sozialisierung. Wir kommen beide aus dem Land, das Kindheit heißt, und biologisch gesehen gehören wir zur Hominidenfamilie, um genauer zu sein, zu der einzig überlebenden Gattung Homo, denke ich, nur das soll zählen, nur das verbindet uns. Ob er Heimweh hat oder warum er ausgerechnet in Salzburg gelandet ist, will ich ebenso wenig von ihm wissen, wie seit wann er hier lebt und warum wir auf die Dienste einer Dolmetscherin angewiesen sein müssen. Schließlich richtet sich die letzte Frage auch an mich, wenn man die Sprachsituation, in der wir uns beide befinden, aus einer anderen Perspektive betrachtet. Es soll heißen, warum ich es versäumt habe, Rumänisch zu lernen.

Eine der ersten Wohltaten des Erwachsenenlebens ist die Erkenntnis, dass man nichts muss, dass man niemandem etwas schuldet. Man kann, wenn man will, und das war's. Früher oder später fällt einem eine reifere Frucht in den Schoß – die Erkenntnis, dass man nicht alles haben kann. Das versonnene Blinzeln meines Gegenübers verrät mir, dass er mich in dieser Hinsicht als eine Gleichgesinnte erkannte, somit kann ich ruhigen Gewissens mit den wirklich wichtigen Fragen loslegen.
– Herr Ionel, was macht eine Sünde aus?
– Ich weiß nicht, Sünde können Gedanken, Taten aber auch ein Blick sein.
– Ein Blick? Sehr interessant. Das hat etwas Kirchliches …
– Auf jeden Fall ist Mord die größte Sünde. Vielleicht auch die einzige. Wegschauen ist auch eine Sünde, die Kirche hat das oft in der Geschichte getan. Ich finde, die Kirche soll mehr Verantwortung übernehmen.
– Was ist das Schönste für Sie?
– Der Winter. Da ist alles so rein, sauber und leise, wenn es viel geschneit hat. Und die Kälte tut den Knochen gut. Ich mag das.
– Was haben Sie denn als Kind so getrieben im Winter?
– Schlitten gefahren, am Fenster gesessen und den Schneeflocken zugeschaut. Zweimal das Bein gebrochen. Vor 45 Jahren war das. Ja, es hat viel geschneit in meiner Kindheit.
– Kann man mit der Freiheit sorgsam umgehen?
– Achte und liebe deinen Nächsten, sage ich nur.
– Wofür soll man sich schämen?
– Man soll sich für nichts schämen. Hm, man soll es aber auch vermeiden, etwas zu tun, wofür man sich schämen könnte.
– Gibt es eine Lebensweisheit, die Sie von Ihren Eltern übernommen haben?
– Ja, meine Mutter meinte, ich soll jeden respektieren, der mir auf meinem Weg begegnet. Meine Mutter hat mich gut erzogen.
– Hat sie auch Lieder gesungen?
– Wenn wir als Familie an Feiertagen zusammenkamen, wurde bei uns viel gesungen.
– Was ist Ihrer Meinung nach die beste Erfindung?
– Das Telefon ist nicht schlecht.
– Wie würden Sie einen Außerirdischen begrüßen? Eine komische Frage, ich weiß …
– Einen Außerirdischen? Nun, auf jeden Fall sehr freundlich, mit offenen Händen.
– Haben Sie einen Traum? Was würden Sie in Ihrem Leben gerne tun?
– Einmal ins Bolschoj-Theater gehen und mit der Bahn bis nach Wladiwostok fahren.

Herr Ionel lächelt höflich, als ich ihm sage, ich drücke ihm für seine Träume ganz fest die Daumen. In seiner Höflichkeit ist er der Undurchschaubare, der Unfassbare, der geheimnisvolle Weise. Mehr gibt er mir nicht preis. Mehr verlange ich auch nicht von ihm. Wer weiß, vielleicht würde sich der Eindruck, den er mit seiner Erscheinung auf mich macht, sonst augenblicklich trüben, gleich einem seichten Bach, der von gründelnden Fischen aufgewühlt wird. Und es ist nicht ausgeschlossen, dass ich dadurch eine Eigenschaft an mir selbst entdecken könnte, die noch schlimmer ist als der fischigste Händedruck. Schrecklich ist die Vorstellung, ein Fremder könnte mir in irgendeiner Art und Weise zu verstehen geben, wie lächerlich er all meine in meinen Augen so geistreichen Fragen empfindet und dass er das Gefühl hat, ich würde gar nicht an ihm interessiert sein, sondern mich selbst inszenieren, mir selbst zuhören. Er hätte nicht Unrecht.
Wir trinken noch einen Kaffee, dann verabschieden wir uns überschwänglich, mit etwas Wehmut und nicht ohne Erleichterung. Schön, wenn man den Abstand wahrt, sage ich mir, während ich Herrn Ionel den Rücken zukehre. Wenn es eine zweckmäßige Eleganz gibt, dann kann das nur der Abstand sein, eine Hülle, die zwei Fremde kleidet. <<

Apropos-Verkäufer Ionel barbu kurz vor ihrer Lesung im Literaturhaus seine Lebensgefährtin Augustina mit.

Apropos-Verkäufer Ionel Barbu

WAS WURDE AUS …
Verkäufer Ionel Barbu

Ionel ist immer noch an seinen Plätzen, er ist einer der Fixsterne im Verkäuferteam. Und immer noch umgibt ihn die Aura des nicht ganz Durchschaubaren, etwas Geheimnisvollen.

Foto: Andreas Hauch

STECKBRIEF

AUTOR Karl-Markus Gauß
LEBT in Salzburg
SCHREIBT u. a. Reiseerzählungen, Journale, Essays. Seine Bücher wurden in 17 Sprachen übersetzt und mit etlichen Preisen ausgezeichnet
ÄRGERT sich über internationale Deppen, vor allem über deren österreichische Repräsentanten in Politik und Kultur
FREUT sich über Zufälle

BUCHTIPP

DER ALLTAG DER WELT. ZWEI JAHRE UND VIELE MEHR.
Karl-Markus Gauß

Zsolnay Verlag 2015
23,60 Euro

Karl-Markus Gauß & Klaus Kutzler

KLAUS, DIE SOZIALSTATION

Der Tod und das Sterben machen ihm keine Angst mehr. Dazu ist er schon zu oft am Abgrund gestanden. Vielleicht steht er gerade deswegen mit beiden Beinen fest im Leben. Trotz Prothese und trotz der widrigen Umstände, die das Leben manchmal mit sich bringt. Klaus steht und grüßt und lacht die Widrigkeiten des Lebens einfach weg.

von Karl-Markus Gauß | Fotos: Andreas Hauch

Klaus Kutzler redet gern, aber er hütet sich, zu viel von sich preiszugeben. Er lacht häufig und laut, und doch klingt es manchmal, als wolle er damit von der Melancholie ablenken, die in ihm glimmt. Stoff zu erzählen hat er reichlich, denn sein Leben hat ihn wie auf einer beständigen Welle einmal obi, einmal auffi geführt. Lieber als über die Niederlagen und Tiefpunkte seines Lebens spricht er darüber, wie es ihm trotz alledem gelungen ist, sich immer wieder zu erfangen und aufzurappeln.

Er ist ein untersetzter muskulöser Mann, dessen gegerbtem, kantigem Gesicht man ansieht, dass er es nicht immer leicht hatte, der aber dennoch jünger wirkt, als er es mit seinen 66 Jahren ist. Von der Früh bis zum frühen Nachmittag steht er im Herrnauer Einkaufszentrum, am Eck der Bäckerei Flöckner, schräg gegenüber dem Eingang vom Eurospar, um die Zeitung Apropos zu verkaufen. Da kommen viele Leute vorbei, die zur Busstation eilen, in den Supermarkt oder die Trafik wollen, an den Tischen vor der Bäckerei einen Imbiss zu sich nehmen oder eine gemächliche Runde durch ihr Revier drehen. Man könnte glauben, Klaus Kutzler kenne sie alle und er selbst werde von allen gekannt. Er grüßt jeden, der vorbeikommt, und wird von fast jedem wieder gegrüßt. Seine Tasche hat er ums Eck auf den ersten Tisch im Schanigarten der Bäckerei gelegt, dort stehen auch das Glas mit dem Achterl Weißwein und der Aschenbecher, in dem sich seine Zigarettenkippen häufen. Nie würde er eine Zigarette am Boden austreten, denn er ist achtsam um den Zustand des ganzen Einkaufzentrums und um seinen Standplatz besorgt. Je länger ich ihm zusehe, mich zu ihm stelle, mit ihm spreche, umso deutlicher tritt mir vor Augen, dass dieser Mann auch so etwas wie eine Sozialstation ist, in der man ein paar Sorgen loswerden und die neuesten Nachrichten der Gegend erfahren kann.

Eine steinalte Frau trippelt vorbei und unterrichtet Kutzler davon, dass sie am Wochenende Besuch von der Enkelin erwarte. Das freut sie und freut den Mann, der nicht nur für sie offenbar genau hierher gehört. Ob sie Krawatte tragen oder in Trainingshosen stecken, einen gediegen bürgerlichen oder nachlässigen Eindruck machen – : ihnen allen wirft er von weitem seinen Gruß entgegen und wünscht ihnen lauthals einen schönen Tag hinterher. Dass er alle Leute direkt anspricht und ihren Blick sucht, ist zugleich sein Lebensprinzip und seine Verkaufsstrategie. Gerade die, erklärt er mir, die unfreundlich dreinschauen oder pikiert wegschauen, wenn er da steht, spricht er monatelang unverdrossen an, extra zu Fleiß griaß i di, und irgendwann bekomme er jeden und jede herum, seine Anwesenheit zur Kenntnis zu nehmen und endlich sogar eine Ausgabe von Apropos zu kaufen. Eine sehr gute Zeitung, sagt er, leider komme er nur selten dazu, eine Ausgabe auch von vorne bis hinten zu lesen. Inzwischen ist ein Mann, der in Kleidung und Habitus dem Klischee des pensionierten Beamten entspricht, mit seiner Einkaufstasche aus dem Eurospar herausgekommen, er wechselt ein paar Worte mit Kutzler und steckt ihm zum Abschied nebenbei ein Fläschchen Magenbitter zu: „Dass du nicht frierst, falls es kalt wird."

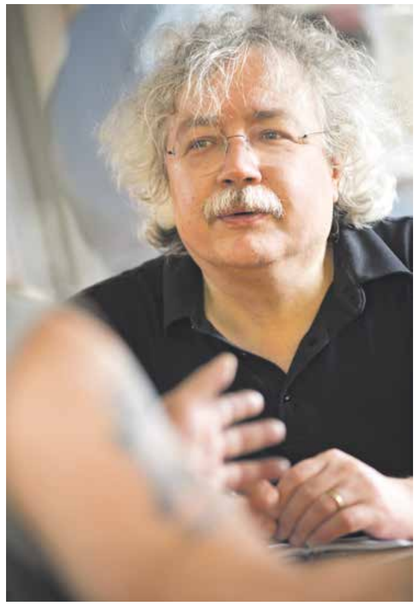
Es hat einiges über dreißig Grad an diesem Julifreitag, da möchte man verständlicherweise nicht warten, bis wieder kalte Zeiten kommen. So kippt Kutzler den Schnaps mit einem einzigen Schluck hinunter und streicht sich dann behaglich über den Bauch. Sein ärmelloses Leibchen lässt zwei prächtig entwickelte und gut gewartete Bizepse sehen. Auf dem rechten hat er den Kopf des unbeugsamen Apachenhäuptlings Towesi tätowiert, auf dem linken eine hawaiianische Totenmaske.

Zum Tod unterhält er eine persönliche Beziehung. Das war schon immer so. Der Vater starb, da war Klaus erst vier, und danach musste die Mutter ihn und die Schwester in Innsbruck alleine durchbringen. Später arbeitete er ein paar Jahre in Pforzheim, von dort hat es ihn nach Salzburg verschlagen, er war Bürobote, Spengler, Glaserer, Hausmeister, Arbeitsloser. Irgendwann hat ihm im Wirtshaus einer das Messer in den Bauch gerammt, da ist er dem Tod nur knapp entwischt. Mit 47 hat ihn ein Herzinfarkt umgeworfen, aber er ist wieder aufgestanden. Und vor drei Jahren stürzte er mit dem Fahrrad so schwer, dass ihm das linke Bein unterhalb des Knies amputiert werden musste. Seither trägt er nur lange Hosen, denn mit der Prothese möchte er nicht um Mitleid heischen. Drei Frauen, Irene, Gerti, Elfie, mit denen er insgesamt 27 Jahre in eheähnlichem Verhältnis zusammengelebt hat, sind ihm weggestorben. Über den Tod braucht ihm niemand was zu erzählen, den kennt er gut genug. Am Sonntag, wenn er alleine ist, kommt der Tod ihn oft in seiner kleinen Wohnung besuchen, dann machen ihn die Erinnerungen an all die Toten seines Lebens traurig. Darum mag er den Sonntag nicht und freut sich auf Montag, wenn er in der Früh wieder außer Haus gehen und seinen Platz im Einkaufszentrum beziehen kann. Kutzler sieht nicht aus wie einer, der sich gerne was gefallen lässt. Aber Streit, sagt er, interessiert mi nimmer.

Er neidet niemandem etwas. Den Managern nichts und nichts den Korruptionisten. Geld, Reichtum, Wohlstand, selbst ein eigenes Auto, das alles interessiert mi nimmer. Bei einer sozialen Revolte würde man auf ihn nicht zählen können, dieser kräftige Mann mit der rauen Stimme hat keine umstürzlerischen Phantasien. Was er möchte? Dass es so weiter gehen möge wie jetzt; dass er von Montag bis Samstag seinen Stammplatz hat, an dem er bei jedem Wetter steht, täglich ein paar Hundert Leute grüßt und von ihnen respektvoll zurückgegrüßt wird. Und dass ihm manchmal einer von ihnen das neue Apropos abkauft. Das ist es, was er zum guten Leben braucht.

Wo seine Heimat ist? Innsbruck ist es schon lange nicht mehr. Pforzheim war es nie. Salzburg, vielleicht, aber auch nicht das ganze Salzburg. Ich glaube, die Heimat von Klaus Kutzler ist genau dieser Platz, den er notfalls gegen konkurrierende Verkäufer mit Zähnen und Klauen verteidigen würde. Von da bringt ihn keiner mehr weg. Es will aber auch keiner, der hier arbeitet, einkauft, flaniert, dass er eines Tages nicht mehr hier stehen würde, unser Klaus. <<

„Irgendwann nimmt mich jeder und jede zur Kenntnis!"



WAS IST IHR LIEBLINGSBUCH?

„Malina" von Ingeborg Bachmann ist ein kräftiges feministisches Zeichen. Am Ende geht das „weibliche" Ich durch eine Feuerwand und entzieht sich damit der männlichen Welt. Der Verbleib ist völlig offen.

INGA HORNY
Geschäftsführerin Altstadt Salzburg Marketing

LITERATUR & ICH

WAS WURDE AUS …
Verkäufer Klaus Kutzler

Der Tod schreckt ihn noch immer nicht, er steht wie immer an seinem Platz, den ihm mit Sicherheit keiner wegnehmen wird. Er liebt sein Stückchen Salzburger Heimat in der Herrnau, da ist er der Chef.

BUCHTIPP

WANDAS ERSTER SCHULAUSFLUG

Dagmar Geisler

dtv-junior 2013
9,95 Euro

STECKBRIEF

AUTORIN Dagmar Geisler
LEBT in der fränkischen Schweiz und Augsburg
ARBEITET als Autorin und Illustratorin

FREUT sich über Freundlichkeit, Leute die zuhören können, Wind, Verspieltes und Verspultes, Buntstifte, Bücher und Graupensuppe
ÄRGERT sich über Denkverbote, Ungerechtigkeit und den Tanz ums goldene Kalb

Die deutsche Kinderbuchautorin Dagmar Geisler.

Dagmar Geisler & Gheorghe Puşi

KINDERTRÄUME

von Dagmar Geisler | Fotos: Christian Weingartner

Als Vater und Großvater ist für Gheorghe Puşi Familie das Wichtigste.

Mein erster Besuch in Salzburg liegt lange zurück. Ich war noch ein Kind und die Familie machte Urlaub am Chiemsee. Vater, Mutter, drei Kinder, ein VW-Käfer und eine Campingausrüstung. Der Ausflug nach Salzburg sollte ein Highlight dieser Reise sein. Das Beste: Wir wollten essen gehen. Es war ein heißer Tag und alle Lokale hoffnungslos überfüllt. So landeten wir dann in einem eher vornehmen Restaurant. Meinem Vater wäre eine einfachere Gaststube lieber gewesen, aber ich fand es ungeheuer aufregend. Der Kellner war ein echter, sehr elegant gekleideter Ober und auf die Frage, ob er etwas für Kinder empfehlen könne, bezauberte mich das geheimnisvolle Wort „Heeemendeegs“ dermaßen, dass ich diese exotische Köstlichkeit unbedingt bestellen wollte. Ich erwartete etwas ganz und gar himmlisches und war sehr enttäuscht, als ich dann einfach nur Schinken und Eier serviert bekam. Ein Gericht, das meine Mutter erst am Tag zuvor auf unserem wackligen Propangaskocher geschmurgelt hatte.

Welche Erwartungen mögen die Kinder von Gheorghe Puşi haben, wenn sie an Salzburg denken? Auf jeden Fall sind sie existenzieller als mein Wunsch nach einer märchenhaften Mahlzeit. Alle eineinhalb Monate bricht ihr Vater von Rumänien nach Österreich auf, um als Straßenverkäufer für Apropos, den Lebensunterhalt der Familie zu sichern.

Zwei Kinder hat der 1977 geborene Gheorghe und seit wenigen Tagen sogar ein Enkelkind. Sein 19-jähriger Sohn Alexander ist der Vater des etwas zu früh auf die Welt gekommenen Jungen. 1.700 Gramm hatte der Kleine bei der Geburt, deshalb liegt er noch im Spital auf der Station für Frühgeborene.

Ein Foto des Babys zeigt er mir schon ganz zu Beginn unseres Gespräches und man merkt ihm zuallererst die Freude über den Familienzuwachs an. Er ist einfach ein stolzer, noch sehr junger Großvater. Erst nach und nach erfahre ich etwas über die Sorgen, die er sich macht, wenn er an seine Lieben zu Hause denkt.

> „Nur an seinen Augen kann ich ablesen, wie sehr ihm das zu schaffen macht.“

Die Familie wohnt in einem kleinen Dorf bei Valea Mare Pravăt in Südrumänien. Das Haus, eher eine Baracke, ist ohne Elektrizität oder sonstigen Komfort. Wenn es wenigstens Strom gäbe, könnte das Baby mit der Mutter nach Hause kommen, so müssen die beiden, um ordentlich versorgt werden zu können, noch eine Weile im Krankenhaus bleiben. Das Kind braucht Windeln und Nahrung, aber Alexander ist arbeitslos. Der Einzige, der zurzeit Geld nach Hause bringt, ist Gheorghe selbst. Man merkt ihm an, wie sehr er sich wünscht, dass das, was er in Salzburg verdienen kann – allerhöchstens drei- bis vierhundert Euro im Monat –, wenigstens genug wäre, um die Grundbedürfnisse der Familie zu decken. Kurz bevor wir uns getroffen haben, hat seine Frau Mioara ihm geschrieben, sie sei zum Blutspenden gegangen, um Essen kaufen zu können, und nun sei das Geld schon wieder alle. Zehn Euro. Das ist nicht mal ein Tropfen auf dem heißen Stein.

Aber Gheorghe ist kein Mann, der jammert, nur an seinen Augen kann ich ablesen, wie sehr ihm das zu schaffen macht.

Als ich nach seiner Tochter frage, fangen die allerdings wieder an zu leuchten. Geanina sei ein nettes Mädchen, erzählt er, vierzehn Jahre alt und gerade mit der Elementarschule fertig. Er wünscht sich, dass sie auf die nächsthöhere Schule geht, aber die liegt fünfundzwanzig Kilometer entfernt und die Busfahrkarte kostet zwischen sechzig und achtzig Euro im Monat. Eine utopisch hohe Summe für die Familie.

Vierzehn Jahre, das ist auch in Rumänien ein schwieriges Alter, aber seine Tochter mache keine Probleme, sie rauche nicht und sie sei gut in der Schule. Er wünscht sich sehr, dass sie eine Ausbildung macht, aber er befürchtet eher, dass auch sie jung Kinder bekommt und heiratet. „Sie ist sehr hübsch, das ist das Problem“, sagt er und er fände es besser, wenn er daheim sein und auf sie aufpassen könne. Ein strenger Papa sei er aber nicht. Er lacht. Wenn seine Tochter etwas wolle, würde er immer schnell weich. Im Moment wünscht sie sich ein Handy, aber dieser Wunsch ist dann doch etwas zu groß.

Was er sich als Kind gewünscht habe, will ich wissen. Er muss lange überlegen. Von dem, was er mit Geschwistern und Freunden gespielt habe, erzählt er. Spielzeug hätten sie keins gehabt, sie waren immer draußen, haben Verstecken und Fangen gespielt und manchmal hätten sie Seifenkisten gebaut. Abenteuerliche Gefährte aus allem Material, was sie zusammensuchen konnten. Sorgen hätten sie keine gehabt, die Eltern hätten in der Fabrik in Pitesti Arbeit gefunden und wenn sie Geld nach Hause gebracht haben, war das für die Kinder zu Hause ein Fest.

Und jetzt fällt ihm doch noch ein, von was er als Kind manchmal geträumt hat. Chef wollte er sein. Der Chef von der Fabrik. Ein großes Auto wollte er fahren und genug Geld, um immer Zeit für die Familie haben.

Und da ist es wieder, das Stichwort: Die Familie! Zeit für die Familie. Das scheint das höchste Gut zu sein. Nicht Reichtum oder Karriere. Natürlich bereut er, sagt Gheorghe Puşi, dass er damals so naiv war und nicht daran gedacht hat, eine Schule zu besuchen. Aber er und seine Geschwister hätten eben gedacht, dass es so weitergeht und immer genug Arbeit da wäre, um über die Runden zu kommen. Viel hätten sie eh nicht gebraucht.

„Naiv, ja“, denke ich reflexhaft, denn ich bin ja in einer Gesellschaft sozialisiert, in der manche Kinder schon in der Grundschule einen Nervenzusammenbruch bekommen, vor lauter Angst, den Anschluss zu verlieren. Aber ein anderer Gedanke schiebt sich schnell in den Vordergrund: Wie schön ist das, dass es Menschen gibt, für die genug auch mal genug sein kann? Die gar nicht höher, schneller weiter wollen, sondern die Zeit im Hier und Jetzt mit ihren Lieben verbringen wollen, denen es reicht, so viel zu arbeiten, dass die Grundbedürfnisse gedeckt sind, vielleicht noch das ein oder andere Extra drin ist und dann ist es gut?

Vielleicht können wir uns gegenseitig eine Scheibe voneinander abschneiden? Ich wünschte mir, in einer Welt zu leben, in der man sich so oder so entscheiden kann. Leider passt dieser Gedanke eher zu dem Mädchen, dass ich einmal war und das an Märchen und Wunder geglaubt hat. Aber für Gheorghe Puşi wünsche ich mir das, was er sich selber wünscht. Er hat es mir gesagt, als ich ihn fragte, wo und wie er in zehn Jahren sein will. „Ich möchte zu Hause bei der Familie sein, alle sollen gesund sein, es soll Strom im Haus geben, mein Sohn Arbeit haben und meine Tochter einen guten Beruf.“ Dieses kleine Wunder könnte doch vielleicht drin sein, oder? <<

Ich danke Gheorghe Puşi und der Übersetzerin Doris Welther für das Gespräch.

Dolmetscherin Doris Welther unterstützte die beiden bei ihrem Gespräch.

NACH DEM TREFFEN:
Gheorghe genoss die Aufmerksamkeit der Autorin: „Sie hat mir sehr gute Fragen gestellt – wann darf ich wieder ein Interview geben?“, schmunzelte er.

FOTOS

Anna Schmitzberger arbeitet als selbstständige Fotografin, nachdem sie in Berlin Grafikdesign studierte und das Fotografieren bei einem Fotografen in Rom lernte. Ihre Schwerpunkte liegen hauptsächlich beim Menschen, aktuell vie im Porträt, am wichtigsten ist ihr jedoch der Fotojournalismus. www.annaschmitzberger.com

STECKBRIEF

AUTORIN Andrea Grill
LEBT in Wien
SCHREIBT Gedichte, Erzählungen, Romane, Wissenschaftliches

ÄRGERT SICH über Ungerechtigkeit, Desinteresse
FREUT SICH über die Eigensinnigkeit der Menschen

BUCHTIPP

DAS PARADIES DES DOKTOR CASPARI

Andrea Grill

Zsolnay Verlag 2015
19,90 Euro

Andrea Grill & Kurt Hirscher

„KURT KRIEGT VON MIR NOCH EINE POSTKARTE AUS NIZZA“

An einem schönen Spätsommernachmittag trafen sich Apropos-Verkäufer Kurt Hirscher und die Wiener Schriftstellerin Andrea Grill in einem efeubewachsenen Gastgarten in Salzburg. Sie sprachen über Nizza, das Gärtnersein, Schlafgewohnheiten und Bergwanderungen. Und entdeckten viele Gemeinsamkeiten.

von Andrea Grill

Lieber Kurt, Du kennst Nizza viel besser als ich, auch wenn Du eine Weile nicht dort gewesen bist. Was soll ich Dir erzählen, das Du nicht schon wüsstest? Ich bin am Meer entlanggegangen, habe hinaufgeschaut, zu den Hügeln, mir vorgestellt, dass irgendwo die Villa steht, mit dem Garten, den Du damals gepflegt hast. Habe mir vorgestellt, dass dort noch einige der Pflanzen wachsen, die Du vor Jahrzehnten gesetzt hast. Habe mich in den Straßen umgeschaut, mich in das eine oder andere Café gesetzt, auch in Bistros, zum Beispiel das gegenüber der Oper; mich gefragt, ob Du dort auch gesessen bist, mit Deiner Freundin, der Lehrerin? Ob Du mit ihr je in dieser Oper warst. Vor der Oper ist einer gestanden und hat gesungen, nicht schlecht gesungen. Es gibt viele Sänger in Nizza. Auf dem großen Platz am Ende der breiten Straße, entlang derer alle großen Kaufhäuser versammelt sind – erinnerst Du Dich? – ist eine besonders talentierte Frau gestanden, um sie ein ganzer Kreis Zuschauer. Ich glaube, Nizza hätte Dir jetzt noch genauso gut gefallen wie damals.

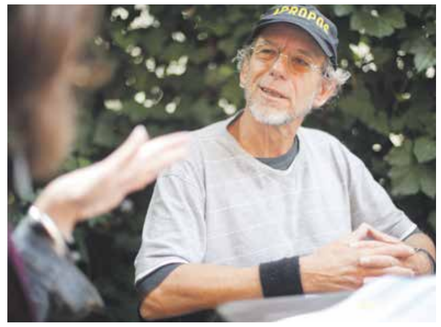
Wir, Du und ich, haben bei unserem kurzen Treffen einige Gemeinsamkeiten entdeckt. Zumindest ich habe sie entdeckt! Die Qual der Wahl des richtigen Getränks im Café, zum Beispiel. Du hast genommen, was Anna nahm, Sodazitron. Anna, die Fotografin, die uns während unseres Gesprächs von allen Seiten ablichtete, Dich mit und ohne Kappe; mich mit und ohne Schatten. Ich habe Kaffee bestellt. Kaffee kann man immer bestellen, solange man nicht zu viel davon getrunken hat. Du bist, wie ich, selbständig, eine eigene kleine Firma, zumindest verwaltungstechnisch sind wir Firmen; in Wirklichkeit kann ein einzelner Mensch natürlich keine Firma sein. Als personifizierte Firma hat man jeden Tag so viele Entscheidungen zu treffen, dass die Entscheidung, was man sich im Café bestellt, schließlich eine Entscheidung zu viel sein kann.

Du schreibst, wie ich, immer wieder Texte, schreibst vor allem zuhause, schreibst, um etwas zu sagen. Deine Texte seien philosophisch, keine Abrechnungen mit dem oder jenen. Du hast denselben Beruf gelernt wie mein Großvater: Gärtner. Ein Beruf, den hoch bezahlte Manager (womöglich sogar Bankdirektoren?) sich manchmal ersehnen, sagen sie zumindest; ein Beruf mit einem romantischen Nimbus. Ganz unromantisch am Gärtnersein erscheint mir das frühe Aufstehen, von dem Du erzählst. Mit vierzehn hast Du eine Gärtnerlehre begonnen, der Arbeitstag begann um halb sieben.

Noch immer beginnst Du – für meine Begriffe – recht früh. Um acht, spätestens neun bist Du schon in der Stadt, bietest Deine Zeitung an. Man solle aufstehen, wann einem danach sei, sagst Du. Wann es richtig für einen sei. Das könne sich ändern mit den Tagen. Manchmal sei Dir danach, früh aufzustehen. Und dass ich vor allem lange schlafen solle, wenn ich das Bedürfnis danach hätte. (Für diese Aussage bin ich Dir sehr dankbar.) Du seist kein offensiver Verkäufer, stündest lieber still da, ließest die Passanten auf Dich zukommen. Aber nicht zu lang auf einem Fleck. Wieder etwas, das wir gemeinsam haben. Zu lange auf einem Fleck stehen würde mich auch wahnsinnig machen. Manche kennen Dich, grüßen Dich, kaufen regelmäßig. Einmal seien Dir Japaner nachgelaufen, weil sie unbedingt ein Exemplar der Zeitung haben wollten.

Die Käufer beeinflussen Deine Laune, mit einer Geste, drei Worten können sie Dich aufmuntern, oder das Gegenteil; Männer mit langen Haaren seien Dir unheimlich, mit denen kämst Du nicht zurecht. Ich könnte niemals Deinen Beruf ausüben, wäre viel zu schüchtern dafür. Für Dich ist es genau das richtige, sagst Du. Du hast lange als Gärtner gearbeitet, jahrzehntelang, solange bis in keinem Garten mehr Platz für Dich war. Dann hast Du dies und das gemacht, in einem Amt als Cafékellner gearbeitet, bis ein Freund vorschlug, Du solltest es mit den Zeitungen probieren. Du wirkst wie jemand, der ein gutes Gespür dafür hat, was gut für ihn ist.

Mein Großvater hatte ein großes Glashaus. Ich habe vergessen, Dich zu fragen, ob Du gern ein Glashaus hättest. Frage Dich, ob Du die Pflanzen vermisst, den Umgang mit ihnen. Ja, manchmal schon, sagst Du, schaust auf die Pflanzen, die uns umgeben. Wir sitzen im Garten des Café Haidenthaller, umgeben von Efeu; eine sehr grüne Ecke, nur ein bisschen zu kühl, aber wenn die Sonne sich blicken lässt, warm genug, um die Jacke auszuziehen. Deine Lieblingsblumen seien die Weißblühenden, sagst Du. Weiße Lilien, wenn ich mich richtig erinnere, seien Dir die allerliebsten. Ich weiß nicht, welche Blume die Lieblingsblume meines Großvaters war; weiß eigentlich nicht einmal, welche Blume meine Lieblingsblume ist, wäre versucht zu sagen, alle.



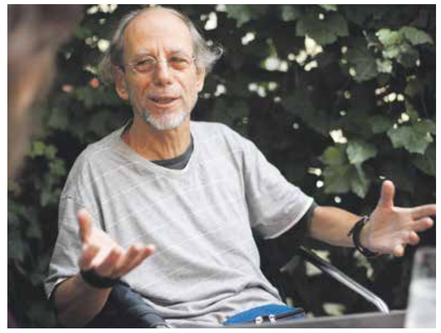
Du bist, wie ich, nervös vor Gesprächen mit Fremden. Wie lange unser Gespräch denn dauern solle, hast Du nach einer halben Stunde gefragt. Solange Sie wollen, habe ich gesagt, wir können jederzeit aufhören. (Das muss ich mir von Dir abschauen, habe ich mir gedacht, dass man die Leute fragen kann, wie lange sie denn noch reden wollen; dass das eine gute Frage ist.)

Irgendwann fragte Anna, die Fotografin, ob Du die Kappe abnehmen könntest, für das Foto. Sie umschwirrt uns wie ein Vogel, der sich von Bildern ernährt statt Körnern, zart und still. Nach einer Weile vergessen wir, dass sie da ist. Wir haben uns am Anfang des Gesprächs gesiezt und nach vielleicht fünfundzwanzig Minuten sind wir zum Du übergegangen; unmerklich. Es passte nicht zu uns, sich offiziell das Du-Wort anzubieten.

Du sprichst Französisch, weil Du in Nizza gelebt hast, sagtest ein paar Worte in dieser Sprache, auch Englisch sprichst Du, und – wer weiß – eines Tages Japanisch? Reisen täte einem gut, sagst Du, auch das Hinaufsteigen in die Berge. Du steigst oft in die Berge. Wann immer es möglich ist. Das haben wir also auch gemeinsam.

Ob Du denn genug verdienst, mit den Zeitungen? Ja, nicht schlecht, sagst Du.

Als wir nach ungefähr einer Stunde aufstehen, winken ein paar Leute vom Nebentisch, rufen Dir zu, Kurt, Du bist eine Berühmtheit. <<



Auf einer Wellenlänge. Apropos-Verkäufer Kurt Ignaz und die Schriftstellerin Andrea Grill.

> „Wir, Du und ich, haben bei unserem kurzen Treffen einige Gemeinsamkeiten entdeckt.“

KURT ERINNERT SICH:
„Ich war anfangs etwas aufgeregt und neugierig zugleich, wie das Gespräch verlaufen würde. Es war etwas Besonderes, dass meine Lebensgeschichte in der Zeitung stand, da es mir nicht leichtfällt, mich allen Personen zu öffnen und ihnen von mir zu erzählen. Mit diesem Porträt können alle etwas über mich erfahren, also auch Leute, mit denen ich so vielleicht nicht reden würde.“

BUCHTIPP

ASTRONAUTEN
Sandra Gugic

Verlag C.H. Beck, 2015
18,95 Euro

STECKBRIEF

AUTORIN Sandra Gugic
LEBT als freie Autorin und Grafik-Designerin in Berlin und Wien
FREUT SICH über Begegnungen, die sie daran erinnern, dass der Schreibprozess nicht frei von Verantwortung ist
ÄRGERT SICH viel zu oft. Arbeitet daran und wünscht sich, diese Wut als Motor zu nutzen, um positive Handlungen zu setzen

Sandra Gugic & Marinela und Constantin Miu

SCHAFFEN, WAS UNS AUFERLEGT IST

von Sandra Gugic | Fotos: Christian Weingartner

Die Wiener Schriftstellerin Sandra Gugic traf das Paar kurz vor ihrer Lesung in Salzburg.

Es geht uns gut", sagen sie. Die Menschen in Salzburg seien freundlich und hilfsbereit. „Wie man in den Wald ruft, so kommt es zurück", sagen sie. Sie: Das sind die Eheleute Constantin und Marinela Miu.

Wir treffen uns im Salzburger Literaturhaus, wo ich am gleichen Abend lesen soll. Auf dem Tisch warten schon eine Karaffe Wasser, Apfelsaft und Gläser. Die Dolmetscherin begrüßt mich. An die Hürde der Sprache habe ich nicht gedacht, dass eine Dolmetscherin nötig sein würde, die als freundliche Mittlerin am Tisch zwischen uns sitzt. Ich spreche Constantin und Marinela direkt an, auch wenn übersetzt werden muss, versuche ich, beim Sprechen und Zuhören Blickkontakt mit dem Ehepaar herzustellen. Die Umstände unseres Gesprächs erinnern mich an „Stille Post".

Meine Fragen beantwortet Constantin Miu, seine Frau wirkt schüchtern, während meine Fragen übersetzt werden, sucht sie seinen Blick, und er hält vor den Antworten Rücksprache mit ihr. Marinela Mius Gesicht hat einen offenen, warmen Ausdruck, ihr Händedruck ist vorsichtig, sie trägt einen weiten Pulli mit Norwegermuster, ein Kopftuch mit Leopardenprint, einen langen Rock.

Es ist Anfang Mai und warm draußen, aber auch ihr Mann trägt ein Hemd, Pullover und eine Hose aus Wollstoff.

Der Klang der rumänischen Sprache erinnert mich an den Bauernhof meines Großvaters in Serbien, nahe der Grenze zu Rumänien. Als ich ein Kind war, fuhren wir jeden Sommer aus Österreich dorthin. Den Dialekt der Gegend konnte ich kaum verstehen, aber ich erinnere mich an den weichen Klang der mir fremden Sprache, an die Härte des Alltags meiner Großeltern.

Mit uns am Tisch sitzt ein Mädchen in Jeans und T-Shirt, kaut Kaugummi, rutscht auf dem Stuhl herum, mustert mich mit unverhohlener Neugier, betrachtet das Gekritzel in meinem aufgeschlagenen Notizheft. Sie ist die zukünftige Schwiegertochter der Mius. Der Sohn hat das Mädchen, seine Verlobte, nach Salzburg mitgenommen, um ihr die Stadt zu zeigen, mit der Erlaubnis ihrer Eltern. Das Mädchen sei jung, aber es sei keine Seltenheit, wo sie herkommen, sei es normal, so jung zu heiraten. Auch die Mius haben jung geheiratet. Es sei nicht gegen den Willen des Mädchens. Aber der Sohn wurde tags davor in Salzburg festgenommen, weil das Mädchen noch minderjährig sei. Die Dolmetscherin kennt die Mius schon lange als zuverlässige und fleißige Leute, sie hat ihnen versprochen, die Anklageschrift später anzusehen und ihnen zu übersetzen. Constantin Miu wirkt angespannt, ich sehe, dass er und seine Frau dieses Interview mit möglichster Geduld absolvieren, aber in Gedanken anderswo sind, sie warten auf das Danach, das Zeitfenster, die Hilfe der Dolmetscherin. Ich frage mich, ob das Mädchen schon ermessen kann, was sie sich vom Leben wünscht, oder ob sie nur wiederholt, was die Elterngeneration ihr vorgelebt hat. Das Mädchen erwidert meinen neugierigen Blick und ich weiß, ich habe keine Ahnung von ihrem Leben, ich kann die Umstände nur raten, nicht ermessen.

Constantin und Marinela Miu haben einander selbst ausgesucht, sie wurden nicht verheiratet. Sie lächeln einander an und tauschen schelmische Blicke. Constantin Miu sagt, er habe sich in seine Frau verliebt, weil sie schön gewesen sei, so schön wie die Schwiegertochter. Das Mädchen errötet für einen Augenblick. Dann knatscht ihr Kaugummi wieder in rhythmischer Folge.

Die Mius haben sich im Pendlerbus kennengelernt, auf dem Weg zur Arbeit in der Autofabrik Dacia, beide waren ungelernte Hilfsarbeiter. Die Autofabrik wurde 1990 – ein Jahr nach den Sturz Ceaușescus – von Renault übernommen. Alle ungelernten Arbeiter wurden daraufhin entlassen, standen plötzlich auf der Straße.

Der Name des rumänischen Dorfes, aus dem die Mius kommen, ist Valea Manastirii, Klostertal. Constantin Miu sagt, wenn er ein Einkommen gehabt hätte, wäre er dort geblieben, früher besaß er ein Pferd und einen Karren, verdingte sich als Tagelöhner und Landwirtschaftshelfer, aber das Überleben wurde immer schwieriger. Für seine Familie, seine Frau und drei Kinder, hat er damals mit eigenen Händen ein einfaches Haus mit zwei Zimmern gebaut, aus Holz und Lehm. Wenn er von seinem Haus erzählt, wird er lebhaft, die Hände erzählen mit, die Augen leuchten.

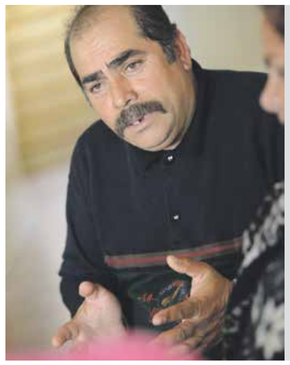
Constantin Miu wird in zwei Monaten fünfzig Jahre alt, aber sein Leben hat ihn gezeichnet, er sieht sehr viel älter aus. Er erzählt, dass ein Bekannter aus dem Dorf einen Straßenzeitungsverkäufer-Ausweis aus Salzburg hatte, so sei er auf die Idee gekommen, sein Glück hier zu versuchen, wo er mittlerweile seit zwei Jahren lebt. Seine Frau und eines ihrer Kinder, die Tochter, sind später nachgekommen.

Bis vor einem Monat hatte die Familie Miu noch einen alten Transporter, in dem sie übernachten konnten. Dadurch waren sie unabhängiger, konnten auf nahe gelegenen Autobahn-Raststätten um zwei Euro fünfzig duschen, wie es auch die Fernfahrer machen. Ohne den Transporter sei alles komplizierter. Vor allem die Fahrten nach Rumänien, wo ihre zwei Söhne noch leben. Ein Busticket nach Rumänien kostet an die 80 Euro, private Mitfahrgelegenheiten seien unsicher. Constantin Miu beschwert sich nicht, er sagt, trotz aller Schwierigkeiten hat er in Salzburg als Straßenzeitungsverkäufer ein Auskommen gefunden.

Die Dolmetscherin erzählt mir, viele Menschen würden über die Zeitungsverkäufer, über Obdachlose sagen: „Aber die sehen doch gut aus." Sie würden nicht verstehen, wie man obdachlos sein kann, wenn man wohlgenährt oder gar übergewichtig, wenn man sauber und ordentlich angezogen ist, sie sagt, dass Obdachlose nirgendwo gesundes Essen zubereiten können, sondern vor allem auf Fertiggerichte und Fast Food angewiesen sind, dass viele Obdachlose den ganzen Tag nichts tun können, außer zu warten. Das Ehepaar Miu achtet auf sich, so wie viele Obdachlose penibel auf sich achten, gerade weil sie kaum etwas besitzen, auf die Sauberkeit ihrer Kleidung, die Mius bemühen sich, nicht unangenehm aufzufallen, sich freundlich und ruhig zu verhalten. Sie wollen niemandem zur Last zu fallen und sind darauf bedacht, keinen Unrat in der Stadt zu hinterlassen.

Constantin Miu spricht von Demut, ohne das Wort Demut zu benutzen. Er sagt, er und seine Frau seien dankbar, sie versuchen sich in der Stadt weitgehend unsichtbar zu machen. Was sie sich wünschen? „Schaffen, was uns auferlegt ist", sagen sie. Gesundheit, aber an erster Stelle stehen ihre Kinder. Constantin Miu erzählt von der Begegnung mit einem Polizisten.
„Arbeiten die Kinder für Sie?", habe ihn der Polizist gefragt.Er arbeite für seine Kinder, damit sie es einmal besser haben, habe er geantwortet.

Wir reichen uns zum Abschied die Hände, ich lasse mir noch einmal die Namen buchstabieren. Bis zu meiner Lesung ist noch etwas Zeit, ich mache mir erste Notizen. Mein Blick streift durch den Raum, an die Wand ist ein Folder gepinnt, darauf steht die Headline: „Konjunktiv II oder was möglich wäre." <<



„Die Mius achten auf sich, bemühen sich, nicht unangenehm aufzufallen."

Constantin und Marinela erschienen gemeinsam zum Gespräch mit der Autorin im Café des Literaturhauses.

NACH DEM TREFFEN:
„Die Zeit ist wie im Flug vergangen", berichteten Constantin und Marinela. Gerne hätten sie sich noch länger mit der sympathischen Autorin unterhalten.

Eva-Maria Mrazek arbeitet schon seit einigen Jahren als Fotografin, seit vier Jahren unter dem Namen „eva trifft." selbstständig. Ihre Porträts müssen „menschelnn", nicht gekünstelt wirken. Ihr Motto: „Wer nicht nur mit offenen Augen, sondern mit wachem Blick durch die Welt geht, hat mehr davon." www.evatrifft.com

FOTOS

STECKBRIEF

AUTOR Wolfgang Haupt
LEBT in Salzburg Stadt
SCHREIBT Romane, Kurzgeschichten, Gedichte
ÄRGERT sich über Ignoranz und Intoleranz
FREUT sich über Menschen, die für sich Verantwortung übernehmen

BUCHTIPP

SALZIGES BLUT
Wolfgang Haupt

Verlag Midnight by Ullstein 2015
3,99 Euro

Wolfgang Haupt & Aurel Temelie

AUF FESTEM GRUND

von Wolfgang Haupt

Dolmetscherin Doris Welther ermöglicht ein inspirierendes Gespräch.

Aurel Temelie aus Craiova, Rumänien. Er ist 59 Jahre alt. 59 Jahre, die man ihm kaum ansieht. Er raucht nicht und trinkt nicht. „Temelie steht für harten Boden, festen Untergrund", sagt er mir, während er seine Faust zusammenballt. „Das passt zu ihm", entgegne ich der Dolmetscherin, die mir zustimmen muss. Wir haben uns darauf geeinigt, dass wir uns nicht direkt ansprechen. Ich hatte das zuerst vorgeschlagen, doch Aurel möchte das nicht. Er ist ein zurückhaltender Mensch. Weder schüchtern noch aufdringlich.

„Was hat ihn nach Österreich gebracht?", frage ich. Er überlegt kurz und antwortet mir, es seien die Freunde gewesen, die ihm sagten, dass Salzburg sehr schön sei. Er mag die Ruhe, die hier herrscht. Sprachlich und von der Mentalität her sei ihm Italien viel näher. Doch das ist genau das, was ihn so abschreckt. Hohe Korruption, alles sei so laut.

Die Ruhe passt zu ihm, genau wie der feste Boden. Vor zweieinhalb Jahren ist er nach Österreich gekommen, dann folgten drei Monate Arbeitslosigkeit. Danach hat er sich Apropos angeschlossen. „Findet er sein Auskommen damit?" Es interessiert mich einfach. Nicht die Zahl dahinter. Das ist eine subjektive Angelegenheit. Sein Goldzahn blitzt herüber, als er lacht. Er wird mir noch öfter auffallen.

„Wenn man nur zwei bis drei Stunden arbeitet, kommt man nicht aus. Aber ich arbeite acht bis zehn Stunden." Er sei sehr genügsam, wie er sagt, wohnt in einem kleinen Zimmer in Grödig und fährt mit dem Rad zur Arbeit. „Das ist Sport", konstatiert er lächelnd. Er habe ein Auto in Rumänien, aber es sei ihm zu unsicher, damit nach Österreich zu fahren. Siebzehn Stunden brauche er mit dem Bus.

Meine Lider ziehen sich weit auseinander. „Das ist nicht so schlimm. Früher haben wir noch länger gebraucht. Da gab es Probleme mit den Visa, Grenzkontrollen und so weiter."

Die EU hat nicht nur Nachteile. Ich muss über mich selbst schmunzeln.

Seine Zufriedenheit fällt mir auf. Außerdem meine Vorurteile und Färbungen, die mich durch den Tag begleiten. Jedes Mal, wenn sich unsere Blicke treffen, haben wir ein Lächeln übrig. Das gefällt mir.

Ich möchte wissen, ob seine Familie auch in Österreich ist. „Sie sind zu Hause in Rumänien.

Zweimal im Jahr fahre ich nach Hause, um nach dem Rechten zu sehen. Das muss sein." Die Dolmetscherin verrät mir, dass er glücklich verheiratet sei. „Das liegt an der Entfernung", sagt sie, lehnt sich in den Sessel und hält die Hände vor die Brust. „Man zeigt sich immer von der besten Seite." Aurel sieht herüber. Er fragt sich, was uns so erheitert.

Als sie es ihm übersetzt, lachen wir zu dritt.
Ich möchte wissen, ob er seine Familie nach Österreich holen würde, wenn er die Möglichkeit hätte. Er schüttelt den Kopf. Er will zurückgehen, sobald er kann. In Rumänien fehlt es ihm an nichts. Er hat ein Haus und einen Garten mit ein paar Obstbäumen, zwei Söhne und eine Frau. Einer der beiden Söhne habe Informatik studiert und der andere sei Lkw-Fahrer. Stolz ist er auf beide. Seine Augen leuchten, wenn er von ihnen erzählt. In diesem Moment glaube ich fast einen Funken Heimweh zu erkennen.

„Was würde er in Österreich ändern, wenn er könnte?" Er lehnt sich zurück und lacht, überlegt kurz und gibt eine für seine Verhältnisse kurze Antwort. „Nichts. Österreich ist mustergültig." Aurel ist eine ständige Überraschung für mich. Jetzt will ich es wissen. Ich frage ihn, was seine schlechteste Erfahrung mit den Österreichern gewesen sei. Er hebt die Schultern. Dann fügt er noch etwas zu seiner vorigen Antwort hinzu. Er habe einen Fernseher und einen Radio. Da die meisten Kanäle auf Deutsch sind, bekomme er nicht viel von Politik und Wirtschaft mit. Einzig der Radio bringe einen Radiosender in rumänischer Sprache.

„Ich habe noch keine negativen Erfahrungen gemacht. Ich weiche Konflikten aus, wo es nur geht, bin stets freundlich und trage immer meinen Ausweis." Außerdem sei er sehr hilfsbereit und ehrlich, ergänzt die Dolmetscherin. Einmal habe er das Geld, das ein Kunde beim Bankomaten liegen gelassen hat, bei der Kasse im Supermarkt abgegeben. Dazu helfe er den Leuten, wo es nur geht. Ohne dabei in irgendeiner Art aufdringlich zu sein.

„Kauft er auch in dem Supermarkt ein, vor dem er Apropos verkauft?" Aurel hebt den Daumen. „Natürlich. Wenn ich zu einem Diskonter fahre, verliere ich nur Zeit. Da brauche ich ein bis zwei Stunden, bis ich wieder da bin. Außerdem ist es sehr anstrengend, überall mit dem Rad hinzufahren. Speziell im Sommer."

Mich interessiert, was er in seiner Freizeit macht, ob er Freunde in Österreich hat. „Den Tag über bin ich ausgelastet. Montag bis Samstag Vollgas. Am Sonntag fahre ich in die Stadt, trinke einen Kaffee und sehe mir die Leute an. Freunde direkt habe ich keine hier, aber ich treffe mich mit den Leuten vom Deutschkurs."

Er sei einer der Fleißigsten im Kurs, wie mir die Dolmetscherin mitteilt. Er habe noch keine einzige Stunde verpasst. „Aber es ärgert mich, dass ich nicht besser Deutsch sprechen kann. Die Wörter, es sind ca. fünfzig bis hundert, die ich kann, reichen mir zwar für die Verständigung, es könnte aber besser sein." Das ist das Einzige, was ihn wirklich ärgert.

„Hatte er jemals das Gefühl, dass er unter Ceaușescu flüchten müsse?" Wenigstens hier erwarte ich mir ein Stück Unzufriedenheit. Er verneint. Er sei Spezialist für Dieseleinspritzpumpen und habe ins Ausland gekonnt. Libyen, Belgien, Italien. In Italien habe man ihm sogar angeboten zu bleiben und trotzdem ist er zurück in die Heimat. Nicht nur wegen der lauten Italiener. Es sei ihm nicht schlecht gegangen. Jeder hatte eine fixe Arbeitsstelle. Die Menschen waren weder arm noch reich. Es hat einfach gepasst. Was ihn heute schmerzt, sei, dass niemand in Rumänien investieren wolle, weil das Land mit hoher Korruption zu kämpfen habe. Dabei gäbe es genug fähige und arbeitswillige Menschen. Hier sei es optimal, ergänzt er. Die Menschen seien freundlich. Dazu noch die Ruhe, die er so schätzt.

Mit jeder Frage, die ich ihm stelle, komme ich näher zu dem Schluss, dass man auch mit weniger zufrieden sein kann. Ich sage der Dolmetscherin, dass es schwer sei, jemandem Fragen zu stellen, der derart zufrieden sei. Sie gibt mir recht. Vielleicht ist gar nicht der Sinn und Zweck, Aurel Löcher in den Bauch zu fragen. Ich sollte mir eher ein Stück seiner Zufriedenheit mitnehmen. Und ich bin mir sicher, er teilt sie gerne. <<

Schriftsteller Wolfgang Haupt kommt ob Verkäufer Aurels Zufriedenheit aus dem Staunen nicht heraus.

NACH DEM TREFFEN:
Aurel gab sich gewohnt bescheiden: „So viel gibt es über mich nicht zu erzählen!" Dennoch wirkte sein Grinsen an dem Tag noch zufriedener als sonst.

BUCHTIPP

OFF SEASON
Christian Janacs, Peter Schlager

Verlag Anton Pustet 2015
22 Euro

STECKBRIEF

AUTOR Christoph Janacs
LEBT in Niederalm
SCHREIBT Lyrik, Prosa, Essays

ÄRGERT sich zurzeit über korrupte wie farblose PolitikerInnen
FREUT SICH über seinen Sohn Manuel

„Immer auf der Flucht und immer auf der Suche!“

Christoph Janacs & Kurt Mayer

ES SEI DENN, ES REGNE

Manche drehen den Kopf bewusst weg, um ihm nicht ins Gesicht sehen zu müssen. Kurt grüßt trotzdem. Und zwar jeden und immer freundlich. Lange war er auf Wanderschaft. Geblieben ist er schließlich in Salzburg. Ganz unten musste er sein, damit es seit einigen Jahren langsam, aber stetig bergauf geht.

von Christoph Janacs | Fotos: Eva-Maria Mrazek

Es sei denn, es regne; dann bleibe er zu Hause, da sonst die Zeitungen nass und unbrauchbar würden; ansonsten aber stehe er täglich an seinem angestammten Platz am Mozartsteg, sommers wie winters, von der Früh an bis Mittag, manchmal auch länger, je nachdem, wie gut das Geschäft gehe. Bis zu zwanzig Stück könnten es schon sein – pro Tag, setzt er nicht ohne Stolz hinzu –, außer im Sommerloch, da verkaufe er wenig und sei ganz auf seine Stammkunden angewiesen; wenn die ausließen, lohne sich das lange Stehen gar nicht. Die Festspielgäste? Eine abschätzige Bewegung mit der Rechten. Ich merke gleich: Meine Zwischenfrage hat nur von einem Ahnungslosen kommen können. Die grüßten nicht einmal – er grüße nämlich alle, die an ihm vorbei in die Altstadt strebten und dazu über den Steg gingen –, die drehten sogar den Kopf weg und blickten bewusst in eine andere Richtung, nur um ihm nicht ins Gesicht sehen zu müssen. Die hätten Besseres im Sinn, als eine Straßenzeitung zu kaufen, noch dazu von einem, bei dem man nicht wisse, wie man dran sei, warum der nicht einer geregelten Arbeit nachgehe und stattdessen, so gesund und stattlich wie der aussehe, hier stehe.Aber er lächle doch immer so freundlich, werfe ich ein.

Da wird Kurt ernst, lehnt sich zurück und starrt die Kaffeetasse an. Das stimme schon: er bemühe sich, stets freundlich und höflich zu sein. Oft aber überkomme ihn eine tiefe Traurigkeit ... Er stockt und blickt den Menschen nach, die an uns vorbeidefilieren oder das Café betreten, vor dem wir uns getroffen haben. Die kenne er seit seiner Kindheit: Wie eine Welle schwappe sie über ihn und reiße ihn mit sich, und die sei auch schuld an seinem unsteten Leben, an den zahllosen Ortswechseln, dass er immer wieder die Jobs hingeschmissen habe und weitergezogen sei, immer auf der Flucht. Und auf der Suche. Wieder eine Pause. Ich warte zu, lasse Kurt, den Mann mit den sanften Gesichtszügen und dem Lächeln, das jetzt ganz verschwunden ist, seinen Bildern nachhängen; irgendwann werden sie schon ihre Wörter finden. Weißt du, sagt er plötzlich, eigentlich war ich immer auf der Suche nach meiner Mutter, auch heute noch. Deshalb diese Traurigkeit. Und: der schlimmste Tag im Jahr sei für ihn Weihnachten. Und dann der Fluss. Erstaunlich offen spricht Kurt über sich, erzählt, unterstreicht das Gesagte mit sparsamen Gesten, lächelt hin und wieder, als ob er sich entschuldigen wolle für das Gesagte. In Dornbirn geboren, die Mutter lässt ihn beim Vater zurück und verschwindet, nicht einmal die Geburtsurkunde verzeichnet ihren Zunamen. Auch der Vater ist nicht habhaft, so dass der Bub bei den Großeltern aufwächst, die aber bald sterben. So landet er auf einem Pflegeplatz, wo er misshandelt wird.

Mit zehn Jahren kommt er in ein Heim; im selben Jahr wird er von drei Männern vergewaltigt, aber die Polizei nimmt seine Anzeige nicht ernst. Als er fünfzehn ist, beginnt er eine Bäckerlehre, die er aber nie abschließt. Er wird Hilfsarbeiter, wird von der Fürsorge nach Wegscheid bei Linz in ein Heim gebracht, von wo er zurück nach Dornbirn flüchtet. Und da beginnt die Wanderschaft, die ihn durch Deutschland und wieder zurück nach Vorarlberg führt. Im Bregenzer Kolpinghaus kommt er kurz unter, reißt erneut aus, bis er, mittlerweile dreißig geworden, als Nachtportier in derselben Institution einen Posten bekommt, den er fast neun Jahre – für ihn eine lange Zeit – innehat; genauso lang wie die Beziehung zu einer Frau. Nach der Trennung verfällt er dem Alkohol, geht nach München – er liebt große Städte, das Menschengewühl, die vielen Möglichkeiten, die er dann doch nicht nützt, nicht nützen kann –, lebt auf der Straße, übernachtet auf Parkbänken, kommt irgendwie – näher lässt er sich nicht aus – nach Salzburg. Die Bahnhofsmission nimmt sich seiner an, er schläft in der Notschlafstelle, dann lebt er dreieinhalb Jahre in der Glockengasse, bis er zum „Apropos“ dazustößt und Straßenverkäufer wird. Dem geht ein kalter Entzug voraus, der ihm alles abverlangt. Seitdem trinke er keinen Tropfen Alkohol mehr, sagt er und lächelt. Es ist ein müdes Lächeln, geprägt von einem orientierungslosen Leben, das jetzt, da er fünfzig geworden ist, langsam geordnete Bahnen findet.

Er sei nicht unglücklich, meint er, sei durchaus zufrieden mit seinem jetzigen Leben. Seit vier Jahren lebe er in einer kleinen Wohnung, ebensolang in einer Liebesbeziehung und beziehe eine kleine Rente. Aber ohne therapeutische Unterstützung ginge nichts, denn immer wieder komme diese Traurigkeit in ihm hoch, nehme von ihm Besitz und drohe, sein Leben erneut zugrunde zu richten. Doch so weit gefestigt fühle er sich, dass er nicht wieder davonrenne. Vor sich könne man ohnehin nicht fliehen, sagt er und nimmt den letzten Schluck Kaffee, bevor er sich erheben, mir zuwinken und in der Menge verschwinden wird, gerade so, als habe es ihn nie gegeben. Man könne nur lernen, fügt er hinzu, mit sich zu leben. Und so stehe er täglich am Mozartsteg, verkaufe das „Apropos“, grüße jeden, der vorbeikommt, und plaudere mit seinen Stammkunden. Es sei denn, es regne. <<

Glück ist manchmal auch, wenn man nicht unglücklich ist – Kurt hat gelernt, mit sich zu leben.

Apropos-Verkäufer Kurt im Gespräch mit Autor Christoph Janacs.

WAS WURDE AUS ...
Verkäufer Kurt Mayer

Die Traurigkeit ist mittlerweile aus Kurts Leben gewichen, denn seine Mutter und zahlreiche Geschwister sind in sein Leben getreten. Seinen Stammplatz am Mozartsteg hat er zugunsten des Europarks aufgegeben.

WAS IST IHR LIEBLINGSBUCH?

Nach längerer Überlegung habe ich mich für das Buch von Arno Geiger „Der alte König in seinem Exil” entschieden. In diesem Buch berichtet Arno Geiger autobiographisch von der Demenzkrankheit seines Vaters. Es entsteht ein liebevolles Porträt des Vaters, in welchem die für einen Gesunden zunächst fremde Welt eines Demenzkranken alten Menschen lebendig wird. Meine Lieblingspassage ist die Frage des Sohnes an den Vater anlässlich eines Besuches und die Antwort des Vaters.
Auf die alltägliche Frage „Wie geht es Dir?„ antwortet der Vater „ Hoffentlich gut”.
Diese Antwort ist für mich tief philosophisch. Wer von uns weiß schon wirklich, wie es einem im Innersten tatsächlich geht. Das „hoffentlich gut” drückt dies auf geniale Weise aus.

HEINRICH SCHELLHORN
Landesrat Kultur, Land Salzburg

STECKBRIEF

AUTORIN Vea Kaiser
LEBT in Wien
STUDIERT dort Altgriechisch
WURDE 2014 zur österreichischen Autorin des Jahres gewählt
ÄRGERT SICH ungern

BUCHTIPP

MAKARIONISSI ODER DIE INSEL DER SELIGEN
Vea Kaiser

Kiepenheuer & Witsch 2015
19,99 Euro

Wer interviewt hier wen? Verkäuferin Evelyne (l.) im Gespräch mit Schriftstellerin Vea Kaiser (r.).

Vea Kaiser & Evelyne Aigner

DAS LEBENSBEJAHENDE LÄCHELN

Wie ich mit Evelyne Aigner Kaffee trank und die Liebe verstand.

von Vea Kaiser | Fotos: Andreas Hauch

Als ich an einem klirrend-kalten Dienstagabend in Salzburg mit Evelyne Aigner verabredet war, von der ich lediglich wusste, dass sie in Salzburg die Straßenzeitung Apropos verkaufte, konnte ich nicht erahnen, wie ich dieses Treffen gestalten, worüber wir sprechen, was ich sie fragen sollte. Ich wusste, was ich brauchte, um eine Geschichte zu schreiben, hatte jedoch keine Vorstellung davon, was für ein Mensch mein Gegenüber war. Natürlich erwartete ich eine Frau mit einer gewaltigen Biographie, denn wenn es einen Beruf gibt, den sich niemand frewillig aussucht, dann wohl den des Straßenzeitungsverkäufers. So unangenehm es mir war, nicht penibel vorbereitet in dieses Gespräch zu gehen, so froh bin ich im Nachhinein darüber, denn nie hätte ich gedacht, dass ich von ihr so viel lernen und staunend monatelang über eine ihrer Geschichten nachdenken würde.

Evelyne saß bereits weit zurückgesunken in den halbkreis-förmigen Sesseln des Hotelfoyers, trug einen dicken Pullover und hatte die Hände entspannt auf ihren Oberschenkeln abgelegt, als ich durch die Tür trat. Ihre tiefschwarz-gefärbten Haare waren kurz geschnitten, lagen wie ein Rahmen eng an ihrem weichen, offenen Gesicht und bildeten einen Kontrast zu den feurigen Wangen. Wir begrüßten uns, Evelyne musterte mich neugierig, während ich auf meinem Telefon herumdrückte, um es als Aufnahmegerät zu missbrauchen. Kaum blinkte das rote Licht, begann auch schon das Interview, jedoch nicht jenes Interview, das ich mit ihr führen wollte, nein, sondern das Interview, das Evelyne mit mir führen wollte. Ihre kleinen Augen funkelten, der Mund verbreiterte sich zu einem wohlwollenden Lächeln, als sie mir eine Frage nach der anderen stellte, so als hätte sie sich präzise auf unser Treffen vorbereitet, während ich wie ein Schulmädchen danebensaß, gar nicht anders konnte, als zu antworten, woraufhin Evelyne weiterfragte, bis ich ungelenk versuchte, die Zügel in die Hand zu bekommen – immerhin war es meine Aufgabe, einen Text über sie zu schreiben. Doch ich hatte meine Rechnung ohne Evelyne Aigner, der passioniertesten Guerilla-Paparazza und Interviewerin Salzburgs gemacht. Ich fand mich plötzlich im Gespräch mit einem unendlich interessierten, grenzenlos offenen Menschen, der nicht nur wissen wollte, wie mein Alltag als Schriftstellerin aussah, sondern auch was ich gewöhnlich kochte und warum ich keine Pferde mochte.

„Es ist die Geschichte einer gewaltigen Liebe.”

Mit Evelyne zu sprechen machte mir vor allem eines klar: Es gibt Menschen, zu denen passt das System nicht, wie unsere Gesellschaft funktioniert. Manche kämpfen ihr Leben lang damit, sich einzufügen, hineinzuquetschen – andere verzichten darauf.

Evelyne erzählte freimütig von ihrem Leben, in dem ihr nichts geschenkt wurde. Die Mutter konnte sie nicht behalten. Sie wuchs bei einer Pflegefamilie auf, wurde jedoch die innere Zerrissenheit nie los, entwickelte sich in der Jugend zu einer Suchenden, lernte erst mit sechzehn die leibliche Mutter kennen, welche damals in einem Trinkerheim lebte und bald darauf verstarb. Je weiter ich ihr zuhörte – über das Abhauen als Jugendliche, über frühere Alkoholprobleme und Spielsucht, über das Geraten an die falschen Menschen, über diesen Strudel, der soghaft gegen Boden führt – desto klarer wurde mir, dass es in unserer Gesellschaft eine klare Vorstellung von „perfektem Lebensweg“ gibt, aber viele Menschen von frühester Kindheit an auf einem anderen Weg wandeln. Genauso Evelyne. Das „normale Arbeiten“ lag ihr nie – Stress, Druck, Belastung, es gibt keine verbindliche Eichung, die man für alle postulieren könnte. Was mir jedoch imponierte, ist, wie vollkommen positiv Evelyne ihre Individualität glücklich akzeptieren kann. Ihre Lebensgeschichte, bei der ich oft schlucken musste, erzählte sie ohne Gram, ohne Ärger, ohne Hadern. Ob sie jemals verzweifelt sei, jemals nicht mehr wusste, wie es weitergehen sollte, wollte ich wissen. Evelyne antwortete vollkommen überzeugt: „Na. Irgendwie geht's immer weiter.“

Evelyne ist nun seit 1999 mit Leidenschaft bei Apropos. Sie hat ein eigenes kleines Liefer-Business aufgebaut, trägt die Zeitung zu ihren Lesern, weit bis über die Grenzen der Stadt hinaus – im Sommer mit dem Moped, im Winter im Zug. Ihr Engagement geht jedoch noch weiter, sie liebt es zu interviewen, zu fotografieren, bei der Apropos-Radiosendung mitzuarbeiten. Wenn sie davon erzählt, sprüht sie vor Energie, vor Begeisterung, vollkommen selbstverständlich, dass sie lieber schreibt, als zu lesen. Evelyne musste lange nach dem richtigen Platz für sich suchen, doch wenn sie von ihrer Zeitungsarbeit erzählt, glühen ihre Wangen kirschrot – auf mich wirkt sie vollkommen erfüllt, mit ganzem Herzen dabei.

Die beeindruckendste Geschichte, die Evelyne mir erzählte, vereint alles, was diese Frau für mich besonders macht: das Vertrauen in das Schicksal, die unbedingte Offenheit, die tiefmenschliche Herzlichkeit, die große emotionale Aufgeschlossenheit, das Interesse am Schreiben als Form des unmittelbarsten Ausdrucks. Es ist die Geschichte einer gewaltigen Liebe.

Bei unserem Gespräch im Februar war ich in einer abgekühlten Beziehung und schüttelte den Kopf, als Evelyne mir berichtete, dass ihr Mann Georg drei Monate, nachdem sie einander kennengelernt hatten, einen Raub begangen hatte und für sieben Jahre inhaftiert worden war. Ich konnte nicht verstehen, dass sie auf ihn gewartet hatte, die beiden einander jeden Tag einen Brief geschrieben hatten – insgesamt 2000 Stück, bis er entlassen wurde und sie heiraten konnten. Es faszinierte mich, doch verstehen konnte ich es nicht so ganz, bis vor kurzem ein Mann vom Himmel fiel, der mich so entflammte, dass ich auch auf ihn warten würde, sollte er erfolglos versuchen, eine Bank auszurauben. Und schlagartig begann ich, Evelyne für ihren Mut zu bewundern, der Liebe trotz aller Umwege und Schwierigkeiten eine Chance zu geben. Sie konnte diese Situation auf sich nehmen, da sie dem Leben immer eine Chance gibt und ein lautes gewaltiges Ja zur Welt sagt. Ich lernte von ihr, dass man für die richtig große Liebe grenzenlos offen sein und sich selbst akzeptieren muss. Eigentlich eine einfache Lektion, in jeder Frauenzeitschrift nachzulesen. Doch was sind solche Worte ohne einen Menschen, der einem demonstriert, wie es in der Realität funktioniert, der einen mit einem lebensbejahenden Lächeln anstrahlt und zeigt: Alles wird gut, wenn man nur daran glaubt. <<

Fotograf Andreas Hauch

Prinzipiell gefällt mir die gesamte Idee zur Interviewserie gut, weil es eine sehr lässige Möglichkeit ist, jedem Verkäufer eine Stimme zu geben. Auch wenn die deutsche Sprache noch nicht so gut ist, manchmal. Mit Doris als Dolmetscherin war es immer ein persönliches Erlebnis, auch für mich als Fotograf.

Am spannendsten von allen Terminen war, wie nicht nur Evelyne von Vea Kaiser, sondern auch – „Länge mal Breite“ – Vea Kaiser von Evelyne interviewt wurde. Das war eine coole Dynamik.

Und berührend war, nicht allein durch das einfühlsam geführte Interview von Manfred Baumann, die nach einigen Wochen nochmalige Begegnung mit Gabriela Onica an ihrem Platz in der Alpenstraße.
Sie hat erzählt, was für ein schönes Geschenk sie vom Schriftsteller bekommen hat, der ihr seine Aufwandsentschädigung zukommen ließ.

Die häufig wechselnden Blickkontakte der meist drei Personen (Verkäufer/Dolmetscher/Schriftsteller) waren sicher eine der Herausforderungen bei den Interviews, um gute Momente der Mimik fotografisch einzufangen. Aber das ist halt so. Auch ein Grund, warum es wichtig ist, länger anwesend zu sein, zuzuhören und zu beobachten.

EVELYNE ERINNERT SICH:
„Die beiden Bücher ‚Blasmusikpop oder Wie die Wissenschaft in die Berge kam‘ und ‚Makarionissi oder Die Insel der Seligen‘ sind meine Lieblingsbücher. Ich habe mich wirklich gefreut, als ich mit Vea Kaiser reden konnte. Ich konnte sie wirklich alles fragen und gerade das war das Schöne. Es war ein tolles Gespräch und kein typisches Interview, in dem nur sie frägt und ich nur antworte.“

BUCHTIPP

EIN GUTER TAG ZUM FLIEGEN

Mathias Klammer

AROVELL 2014
11,90 Euro

Foto: Arne Müseler

STECKBRIEF

AUTOR Mathias Klammer
SCHREIBT für sein Leben gern. Und fast immer LIEST viel. Über alle Genre-Grenzen hinweg

HÖRT Menschen gerne zu. Und harte Musik
FREUT SICH auf ein spannendes neues Jahr

FOTOS

Markus Knoblechner lebt seit seiner Kindheit für den Sport. Nach seiner Eishockeykarriere steht der gebürtige Salzburger nun vermehrt auf dem Skateboard. Seine Leidenschaft machte er nun auch zum Beruf und arbeitet als selbständiger Sportjournalist- und Fotograf.
www.mk-media.at

Mathias Klammer & Banu Fagaras

APROPOS: SEI DOCH MAL GLÜCKLICH!

Autor Mathias Klammer.

von Mathias Klammer

Eine ganz besondere Begegnung: Schriftsteller trifft Apropos-Verkäufer. Ein Gespräch über Heimat, Familie und Träume. Über Vergangenheit und Zukunft und im Prinzip – über Gott und die Welt. Fagaras Banu, es ist mir eine Ehre, dich zu treffen ...

Pechschwarzes Haar und ein verschmitztes Gesicht. Das ist das Erste, was mir an Fagaras Banu ins Auge sticht, als wir uns vor dem „Wilden Schaf", einem gemütlichen Café in der Schallmooser Hauptstraße, treffen. Fagaras ist Apropos-Verkäufer, schon seit Jahren. Der 29-jährige stammt ursprünglich aus Rumänien, aus ärmlichen Verhältnissen. Acht Geschwister, der Vater arbeitete als Hufschmied in einer Stadt im rumänischen Siebenbürgen. Einer Stadt, der Fagaras auch seinen Namen verdankt. Denn in ‚Fogarasch' hat alles seinen Anfang genommen, seine Arbeitsstätte hat den Familienvater dazu inspiriert, das achte seiner neun Kinder so zu benennen. Ein komplizierter Name, betont er und ich bemühe mich, ihn richtig auszusprechen. Mit rumänischer Akzentuierung, mit der passenden Betonung. Er lobt mich, lachend, klopft mir auf die Schulter, ein überschwängliches ‚Perfekt'! Ich freue mich, heute hier vis-à-vis dieses aufgeweckten Mannes zu sitzen. Neben ihm seine Frau Elena, die ebenfalls in den Straßen Salzburgs das Apropos verkauft – ein inniges Paar, sichtlich voneinander abhängig, aber auf eine unglaublich positive Art und Weise. Die sympathische Übersetzerin Doris Welther löst die kurze Anspannung, die zu Beginn über unseren Kaffeetisch wabert, in Windeseile auf.

Fagaras taut auf. Elena grinst, während er in rollendem Rumänisch antwortet, schnell, mit ausladender Gestik und sichtlich stolz, heute interviewt zu werden. Die sprachliche Barriere ist binnen Minuten kein Hindernis mehr, denn wir merken gegenseitig, dass wir uns verstehen, irgendwie zumindest. Im Gegensatz zu einer privilegierten Kindheit im wohlbehüteten Österreich hat Fagaras viel erlebt. Viel Negatives, das ihn geprägt hat. Aber auch Positives, das er über die Jahre hinweg in seinem Kopf und in seinem Herzen gesammelt und gespeichert hat. Wenn ich ihn nach seiner Familie frage, wird er zu keiner Sekunde wehmütig. Ganz im Gegenteil – er erzählt von seinen fünf Brüdern und drei Schwestern, die allesamt noch in Rumänien sind. Davon, dass er in der Schule einen zusätzlichen Vornamen erfunden hat, Vasile, da ihm Fagaras zu kompliziert war. Von seinen streng gläubigen Eltern, orthodoxen Baptisten, die jegliche Form von Verhütung und Alkohol ablehnten. Von seiner Frau, die er vor sechs Jahren kennengelernt hat und die ihn damals „einfach rumgekriegt hat". Davon, dass er gerne den Wehrdienst in Rumänien absolviert hätte, aber die damalige politische Situation rund um den Umsturz ihn daran hinderte.

Er würde sich niemals als Opfer eines sich verändernden, mit der neuen Situation noch nicht zurechtfindenden Systems bezeichnen, doch wenn man ihm genau zuhört, ist er genau das: ein Bursche, dessen Jugend in eine Zeit fällt, in der plötzlich alles anders ist. Besser, natürlich, aber die Umbruchzeit stellt sich als schwierig dar. Die zwölfjährige Schulpflicht, die vorher noch vom Staat subventioniert wurde, wird abgeschafft. Fagaras muss seinen Bildungsweg nach acht Jahren abbrechen. Zu teuer wäre das Internat in einer weit entfernten Stadt, finanzielle Unterstützung gibt es keine mehr. Auch das Militär verändert sich: Die Wehrpflicht ist Geschichte, junge Männer wie Fagaras, denen eingetrichtert wird, dass man erst ein richtiger Mann ist, wenn man eine Waffe in Händen hält, werden bei der Bewerbung abgelehnt. Heute ist er irgendwie froh darüber. Er möchte aus jetziger Sicht nicht

> „Manchmal gehen Träume in Erfüllung, wenn es auch nur kleine sind."

mehr beim Militär sein, die Prioritäten haben sich verschoben, die Familie rückt in den Vordergrund. Dabei schaut er Elena glücklich an. Eine Glücklichkeit, die aus unserer Sicht nur schwer nachvollziehbar ist, denn die beiden leben ein schwieriges Leben, indem sie immer zwei Monate am Stück in Salzburg verbringen, um mit dem Verkauf von Straßenzeitungen Geld für die Familie zu verdienen. Dann geht es wieder zurück nach Rumänien, für vier Wochen. Zu Elenas sechsjährigem Sohn David, der bei den Großeltern aufwächst. Manchmal vermisst er uns gar nicht mehr, sagt Elena mit einem traurigen Lächeln. Hauptsache, wir bringen ihm etwas Schönes aus Österreich mit. In solchen Sätzen schwingt eine Grundmelancholie mit, die einen zum Nachdenken bringt. Im März 2010 ist Fagaras mit seiner Lebensgefährtin nach Salzburg gekommen. Nach Aufenthalten in Hamburg, München und Italien. Er fühlt sich wohl hier, denn Salzburg sei wunderschön. Und vor allem seien die Menschen hier ausgesprochen nett. Fagaras scheint irgendwie in der Mozartstadt angekommen zu sein.

Obwohl er und Elena die meisten Nächte in einer Übernachtungseinrichtung der Caritas verbringen. Alle fünf Tage müssen sie dort aber ihren Schlafplatz räumen, dann schlafen sie im Heck ihres alten Fords. Ohne Rückbank, die für die notgedrungenen Matratzen weichen musste. Trotzdem geht es ihnen irgendwie gut. Wenn sie erzählen, dass sie in Salzburg bereits viele Freunde, zumindest Bekannte, gefunden haben. Menschen, die ihnen regelmäßig das Apropos abkaufen, sie wiedererkennen und grüßen, an anderen Plätzen in der Stadt oder beim Einkaufen in Freilassing.

Das freut Fagaras besonders. Er fühlt sich nicht schlecht behandelt, obwohl er weiß, dass manche seine Arbeit als Verkäufer als lästig empfinden. Deshalb hält er sich beim Verkaufen zurück, will nicht aufdringlich sein, das ist ihm ein Anliegen. Er ist eine „ehrliche Haut", so sagt man, denn unzählige Handys und Brieftaschen, die Menschen auf der Straße verloren haben, wurden von ihm zurückgegeben. Zur großen Freude der Betroffenen. Für Fagaras ist so etwas das Natürlichste auf der Welt. Ebenso wie das Verkaufen auf der Straße. Damit sichern sie sich zumindest die Möglichkeit eines gemeinsamen Lebens, denn Träume gäbe es viele: eine Bleibe, eine kleine Wohnung zum Beispiel. Und ein bis zwei weitere Kinder. Und eine Arbeit, die zur finanziellen Versorgung seiner Familie reicht. Auf einer Baustelle, so wie früher einmal, oder – das wäre der größte Traum – in einem eigenen Lokal. Fagaras würde immer und viel arbeiten, nur um für seine Familie da zu sein, aber das System lässt das – in Rumänien wie in Österreich – nicht wirklich zu. Aber Fagaras und Elena lassen sich nicht beirren. Sie machen weiter, sie arbeiten, verkaufen, kehren regelmäßig nach Rumänien zurück. Denn wütend ist er nicht, weder auf seine Heimat noch auf die Menschen dort. Es ist eine Ahnung von „Es ist halt so, man kann es nicht ändern", die in seinen Sätzen mitschwingt. Was er sich aber wünschen würde, wäre mehr Respekt, mehr Rücksichtnahme. „Die österreichischen Menschen haben mehr Achtung vor mir als in Rumänien", sagt er, deshalb fühlt er sich hier auch so wohl. Denn manchmal können Träume auch in Erfüllung gehen, wenn es auch nur kleinere sind. Mit einer Fiakerfahrt durch Salzburg in etwa, gemeinsam mit dem gesamten Apropos-Team und allen Verkäuferinnen und Verkäufern. Fagaras Augen glänzen, wenn er davon erzählt. Es ist unglaublich schön, das zu sehen. Diese zurückhaltende Freude, die in Wirklichkeit so groß ist. Davon sollte man sich unbedingt eine Scheibe abschneiden. In vielerlei Hinsicht. Denn auf die Frage, ob es eigentlich etwas gibt, was Elena an Fagaras stört, lacht sie nur und meint: „Nein, denn er macht eigentlich alles, was ich will." Heiteres Gelächter, in das Fagaras sofort einstimmt. Eine perfekte Symbiose, denn das Wort Streit sagt ihm nichts. Wozu streiten, ist seine Devise und ich nehme ihm das ab. Streit spielt in Fagaras Banus Leben keine wirkliche Rolle, denke ich mir, als wir uns umarmen und verabschieden. Er hat gelernt, mit Schwierigkeiten umzugehen, er kennt die Schattenseiten. Aber er weiß auch, wie man es richtig macht. Wie man es schafft, glücklich zu sein. Irgendwie und meistens... Und apropos glücklich: Danke für dieses tolle Gespräch. Bleib so, wie du bist, es war mir eine Freude! <<

Verstanden sich gut: Mathias Klammer, Dolmetscherin Doris Welther und das Apropos-Pärchen Fagaras und Elena.

WAS WURDE AUS ...
Verkäufer Banu Fagaras

Fagaras ist nach einer Kopfoperation und einem persönlichen Schicksalsschlag wieder auf dem Weg der Besserung und hat sich seine positive Art behalten.

STECKBRIEF

AUTOR Robert Kleindienst
LEBT in Salzburg
SCHREIBT Gedichte, Kurzprosa, Romane und Theaterstücke
ÄRGERT SICH über Wendehälse, Opportunisten und unverbesserliche Besserwisser

FREUT SICH über Menschen, die über ihren Schatten springen, über ihren Tellerrand hinausblicken und zu ihrem Wort stehen

BUCHTIPP

VERMINTES ECHO

Robert Kleindienst

Edition Laurin 2014
16,90 Euro

Robert Kleindienst & Bruno Schnabler

IMMER EIN FUSS IN DER TÜR

Wer das Exil kennt, hat manche Lebensantwort erlernt, und noch mehr Lebensfragen. Zu den Antworten gehört die zunächst triviale Erkenntnis, dass es keine Rückkehr gibt, weil niemals der Wiedereintritt in einen Raum auch ein Wiedergewinn der verlorenen Zeit ist. (Jean Améry)

von Robert Kleindienst | Fotos: Eva-Maria Mrazek

Eintritt in den Raum. Ein Baby wird lächelnd empfangen in einem warmen Zimmer oder: Ein Baby wird geboren in einem Raum, vor dessen Fenster sich dunkle Wolken zusammenbrauen oder: Ein Baby verlässt den Mutterleib in einem Bett, das ein Loch hat in der Mitte bis tief unter die Erde. Aber ein Baby hat nicht zu entscheiden, wo es geboren wird. Ein Baby hat nicht zu entscheiden, wer es empfängt. Was folgt, ist der erste, erlösende Schrei: Man ist zur Welt gekommen.

Apropos-Verkäufer Bruno im Gespräch mit Autor Robert Kleindienst.

Schon wird man im Arm gehalten, hält jemand seine Hand in der andern, oder: Schon wird man Hals über Kopf in die Wiege gelegt oder: Schon fällt man wie ein Blatt in Schnee. Man kommt in ein Zimmer, in dem man Wärme spürt, in dem Vögel fliegen, Schmetterlinge im Bauch. Im Zimmer nebenan bröckelt Putz von der Decke, dringen Stimmen durch Wände, die jetzt schon bedrohlich sind. Im Zimmer daneben kommt eine Hand aus, werden Schreie mit Schreien erwidert. Hier wie dort wird man Stunden, Tage, Monate, Jahre verbringen, hier wie dort wird das Baby zum Kind und das Kind zum Buben und der Bub zum jungen Mann. Zeit, das Kind beim Namen zu nennen: Rufen wir es B. wie Bär. Wo B. aufwächst: Ein kleiner Ort in Niederösterreich, Anfang der 60er-Jahre, Hügel, Bäche, Wiesen, fast idyllisch die Vorstellung, wie B. durchs feuchte Sommergras läuft, Bäche aufstaut, Baumhäuser baut, zu idyllisch fast. Landschaft, in die er sich geistig zurückversetzt, Landschaft, von der er keinen Hügel, keinen Bach, keine Wiese vergessen hat. Seinen Geburtsort wird B. kaum noch besuchen, *es hat nicht wehgetan hinzukommen und es hat auch nicht wehgetan, wieder wegzufahren*, wird er urteilen nach Jahren. Hier wird er lernen, zu gehen, hier wird er lernen, zu sprechen, hier wird er spielen mit seinen beiden Geschwistern, hier wird er lernen, zu gehorchen, lernen, die Heimat zu besingen in der Schule. O Heimat dich zu lieben, getreu in Glück und Not, im Herzen stehts geschrieben als innerstes Gebot. *Ich war dort eine Zeit lang ‚beheimatet'*, wird B. sagen, *das ist alles*. Keine Sehnsucht nach damals, kein Platz, an den man zurückkehren möchte, nachdem man ihn verlassen hat.

Noch aber ist nicht die Zeit gekommen, weiterzugehen, noch hat man zu bleiben bei den Eltern, noch sind die Beine zu kurz, um davonzulaufen für immer. Beschreibung der Eltern: Vater Postbeamter, Mutter Hausfrau, unter ihrer Obhut wächst B. auf, bürgerlich, streng, zu behütet vielleicht, wie er später sagen wird. Die Enge wirkt erdrückend manchmal, nimmt ihm die Luft, wird ihn zum Aufbruch drängen. Später. Strenge bis zur Matura, Fortgehen ist nicht erlaubt, da fällt es leicht, später fortzugehen. *Unterwegs sein ist wichtiger als Ankommen,* wie B. es benennt. Jetzt endlich heißt es: Weitergehen. Und so geht er, wie viele andere, zum Heer, geht dort auf, geht dort unter, geht im Gleichschritt, marschiert, repetiert, exerziert bis zum Umfallen. Flower-Power im Anschluss an Drill, die Siebzigerjahre als erste Bekanntschaft mit der Psychiatrie, Angst vor engen Räumen, Angst, die bleiben, die von ihm Besitz ergreifen wird an manchen Tagen. Fortlaufen, weitergehen, immer in Bewegung bleiben, auch beruflich: von der Wertpapierabteilung in eine Hühnerfarm, vier Monate lang werden dort Tiere aufgehängt, tot oder lebendig ist man dabei gedanklich. Arbeit in der Elektrofirma, Arbeit beim Zollamt, auch hier hält es B. nicht lang, es zieht ihn weiter nach Westen. *Mein Heimatgefühl*, hält er später fest, *ist nicht an einen festen Ort gebunden.* Kein Heimatgefühl, kein Heimweh, kein Fernweh, aber immer der Drang, weiterzugehen, fort, einfach nur fort.

Ein Jahr Aufenthalt in Tirol, danach die Übersiedlung nach Bad Gastein: Und endlich ein Gefühl von Beheimatung, von Nähe, Geborgenheit in traumhafter Landschaft, Berge, die einen umschließen und nicht mehr loslassen werden. *Man muss Heimat haben, um sie nicht nötig zu haben,* schreibt Améry, aber wann kommt man an, wenn Unterwegssein das Leben bestimmt. Zehn Jahre wird B. in Gastein bleiben, Arbeit als Nachtportier, im Service, als Hausmeistergehilfe, *schöne Erinnerungen, aber kein Heimweh,* bis es wieder heißt: Abschied nehmen. Weitergehen.

Zum Entzug in die Stadt, in der sich Mammon und Trakl die Hand reichen, 34 Jahre ist B. nun alt. Nicht alt genug, um sesshaft zu werden, die Wohnung nur Rastplatz, *ein Ort zum Schlafen, Essen, zum Verstauen seiner Habseligkeiten.* Hier, in Salzburg, wird er beginnen, zu bleiben. Hier wird er beginnen, zu arbeiten, in einer Gärtnerei, als Verkäufer für eine Straßenzeitung. Hier wird er lernen, dem Alkohol und Glücksspiel zu entsagen, endlich. Hier wird er träumen, zu fliegen eines Tages. Hier wird eines Tages jemand einen Text über ihn schreiben, versuchen, ihm näherzukommen, bald merken, dass er Angst hat vor dem Eingesperrtsein, Angst vor der Enge, immer einen Fuß in der Tür, immer bereit zum Aufbruch. <<

WAS WURDE AUS ...
Verkäufer Bruno Schnabler

Bruno ist weitergegangen, hat Salzburg verlassen, ist nach Oberösterreich zurückgekehrt. Er hat seinen Platz in Bad Ischl gefunden, wir hoffen, dass er dort das „Heimische" findet.

BUCHTIPP

GRABT OPA AUS!
Ein rabenschwarzer Alpenkrimi
Tatjana Kruse

Haymon Verlag
9,95 Euro

STECKBRIEF

AUTORIN Tatjana Kruse (kein Pseudonym)
LEBT meistens in Zügen und Hotels
SCHREIBT Krimis (schräg und mit einem Augenzwinkern)

LIEST Krimis (queerbeet alles)
HÖRT Musik (alles, viel und gern, aber nur noch auf einem Ohr – das Alter …)

FREUT SICH ständig – sogar über die albernsten Kleinigkeiten
ÄRGERT SICH selten – gibt nur Falten und Magengeschwüre

Tatjana Kruse & Viorica und Florin Puşi

ZU ZWEIT IST MAN WENIGER ALLEIN

von Tatjana Kruse
Fotos: Markus Knoblechner

Romantik – das ist das Letzte, was man als Schriftstellerin erwartet, wenn man sich mit Straßenverkäufern zum Interview trifft.

Tragische Lebensgeschichten, Elend, Einsamkeit und ein trotzig gelebtes „Dennoch", ja, das schon, aber nicht Romantik.

Und dann lerne ich Viorica und Florin Puşi aus Rumänien kennen, die mich mit festem Händedruck und einem offenen Lächeln begrüßen. Seit 21 Jahren sind sie schon zusammen, beide Mitte Vierzig und seit acht Jahren Straßenverkäufer in Salzburg. Ein wunderbares Paar. Auf Anhieb sympathisch.

Schwups, das erste Vorurteil löst sich in Luft auf. Straßenverkäufer sind also nicht lauter wettergegerbte Einzelkämpfer.

Die Luft im „Café Wilden Schaf" wird vor lauter aufgelösten Vorurteilen am Ende unseres Gesprächs nur so wabern. Denn natürlich hat man als saturierte Westlerin – auch wenn Krimiautoren längst nicht so üppig verdienen, wie sich das mancher vorstellen mag – ein festes Bild von den Menschen, die auf der Straße leben und überleben.

Manches an dem Bild zementiert sich auch. Dass es sich beispielsweise um ein hammerhartes Leben handeln muss, das jemanden zwingt, tagein, tagaus, gleich bei welchem Wetter, stundenlang zu versuchen, Zeitungen an den Mann und an die Frau zu bringen. Viorica und Florin bilden diesbezüglich keine Ausnahme.

Beide stammen aus großen Familien, kommen aus dem „Tal des Klosters", Valea Mănăstirii, in der Nähe von Bukarest.

Mit 13 wurde Viorica schon an ihren ersten Mann verheiratet. Sie bekam drei Kinder von ihm. Er war psychisch krank. Im reichen Westen wäre er sicher medikamentös zu behandeln gewesen, aber in Rumänien? Die Ehe konnte nicht halten. Mit Mitte 20 trifft sie in einem Kino auf Florin, einen damals aktiven Fußballspieler.

So unverschämt bin ich nicht, nach Details ihrer Liebe zu fragen, aber wenn ich die beiden so vor mir sehe, heute noch auf dunkle, fast geheimnisvolle Weise gut aussehend – elegant (sie), verwegen (er) –, dann möchte ich mir vorstellen, dass sich damals in diesem Lichtspielhaus zwei schöne Menschen auf den ersten Blick ineinander verliebten. Hollywoodreif. Eine Liebe, die größte Hindernisse zu überwinden mag.
Aber Liebe ist ja nicht alles. Man muss auch essen. In Rumänien gab es für sie keine Zukunft. Sie beschlossen daher, in der Fremde ihr Glück zu versuchen. Dazu gehört Mut. Viel Mut. Wer dazu noch nie gezwungen war, unterschätzt das gern.

Anfangs verkauften sie in Wien Straßenzeitungen, aber dann hörten sie von Salzburg und sahen die erste Ausgabe von Apropos, und da wussten sie, wo sie von nun an arbeiten wollten. „Man muss auch stolz sein können auf das, was man verkauft", erklärt mir Florin ernsthaft. Das heißt, so sagt er es nicht, er sagt es auf rumänisch, und ich verstehe ihn nur dank Dolmetscherin Doris Welther. Aber der Blick seiner dunklen Augen spricht Bände, und das über alle Sprachbarrieren hinweg. Viorica und Florin stehen voll hinter „ihrem Produkt", und das zu Recht – selten habe ich eine so gut gemachte Straßenzeitung gesehen. Man könnte das „Straße" auch weglassen. Schlicht und ergreifend gut gemacht. Hinter dem zu stehen, was man tut, verleiht Sinnhaftigkeit. Nur weil man unter dem Existenzminimum lebt, heißt das nicht, dass einem alles egal ist. Noch so ein Vorurteil.

Florin zerschmettert mit einem Lachen auch mein nächstes Vorurteil, der Straßenverkäufer als solcher und an sich würde nicht lesen. Er liest viel! Nun gut, nicht Tolstois „Krieg und Frieden", aber seien wir ehrlich: Wer liest schon Tolstoi? Eben! Florin liest Fußballzeitungen. Da ist er leidenschaftlicher Leser. Echte Begeisterung kommt in ihm auf, als er seine aktive Zeit als Fußballer in der rumänischen Regionalliga anspricht. Seine Lieblingsmannschaften verfolgt er mit größtem Interesse. Viorica lächelt dabei in sich hinein. Ein flüchtiger Moment der Leichtigkeit. Eben da, gleich wieder weg.

Lustig und locker ist ihr Leben nun einmal nicht. Es ist alles andere als ein leichter Job, auf der Straße Zeitungen zu verkaufen. Es ist ein Knochenjob, der in die Beine geht, im Laufe der Jahre immer mehr und immer schmerzhafter. Aber wenn man so will, haben die beiden dabei noch Glück gehabt – sie fanden gute Standplätze, die bei wetterlicher Unbill einen Unterstand bieten, und wo viele Käufer vorbeikommen. Im Übrigen, wie sie sagen, sind es eher die jungen Menschen, oft Studierende, die die Straßenzeitung kaufen. Ja, ein guter Platz kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Das ist übrigens – schwups – das nächste Vorurteil, das seiner natürlichen Bestimmung zukommt, nämlich aufgelöst zu werden. In meiner Naivität (und weil ich aus einer Kleinstadt ohne Straßenzeitung komme) dachte ich, Straßenverkäufer marodieren gewissermaßen quer durch die Stadt auf der Suche nach Lesewilligen. Mitnichten. Jeder hat seinen festen Platz, den man sich hart erarbeiten, manchmal auch erkämpfen muss – ebenso wie seine Stammkundschaft. So auch Viorica und Florin. Es sind wirklich gute Plätze. Beide strahlen, als sie das sagen.

Aber da hört ihr Glück dann auch fast schon abrupt auf. Als Viorica vor einiger Zeit wieder schwanger wurde, gebar sie einen kranken Buben, der nach nur einem Jahr und sieben Monaten verstarb. Das ist noch gar nicht so lange her. Die Trauer ist ein ständiger Begleiter und sitzt auch beim Interview mit am Tisch. Während der Schwangerschaft hörte eine Salzburgerin vom Leid der kleinen Familie und gewährte ihnen eine bezahlbare Unterkunft, doch es ist nur eine Bleibe auf Zeit, aus der sie jetzt bald wieder ausziehen müssen.
Eine Weile sitzen wir stumm beisammen. Was soll man darauf auch sagen? Man möchte einen magischen Zauberstab schwingen und alles Leid der Welt auf einen Schlag auflösen. Aber es ist, wie es ist.

Viorica und Florin sind leidgeprüft, aber sie sind auch Überlebende, die ihr Leben pragmatisch angehen. Es wird weitergehen. Irgendwie. Diese Zuversicht strahlen sie spürbar aus.

Man möchte sich eine Scheibe abschneiden.
Sie hoffen, dass es die Straßenzeitung noch lange geben wird. Es ist ihnen wichtig, dass ich schreibe, wie dankbar sie der Zeitung und den Lesern und Leserinnen sind. Es ist ihre einzige Einnahmequelle. Ohne diese Arbeit müssten sie verhungern. Und nein, das ist nicht bildlich gemeint.

Florin kann sich vorstellen, auch einmal einer anderen Arbeit nachzugehen, beispielsweise in einer Wäscherei. Dank der Sprachkurse, die die Redaktion ihnen ermöglicht, verstehen sie schon gut Deutsch, nur mit dem Sprechen hapert es. Aber in Salzburg bleiben, das wollen sie beide. Ein-, zweimal im Jahr fahren sie zurück nach Rumänien. Das ist natürlich schön. Aber dort bleiben wollen sie nicht, können sie auch gar nicht mehr.

Heimat, das ist für sie längst schon Salzburg. <<

Die deutsche Krimiautorin Tatjana Kruse traf das Paar während ihres Salzburg-Aufenthalts.

Wollten gemeinsam porträtiert werden: das Verkäufer-Ehepaar Viorica und Florin Puşi aus Rumänien.

WAS WURDE AUS …
Verkäufer Viorica & Florin Puşi

Während Viorica weiterhin Apropos-Verkäuferin bleibt, haben sich die Wege von Florin und Apropos getrennt. Aber sie beide sind nach wie vor zu zweit und werden ihr Leben weiter meistern.

STECKBRIEF

AUTORIN Luka Leben
LEBT in Salzburg
UNTERRICHTET zurzeit am Musischen Gymnasium Deutsch und Bildnerische Erziehung
SCHREIBT und illustriert Kinderbücher

BUCHTIPP

DAS LEBEN IST SCHÖN UND ANDERE MÄRCHEN

Elisabeth Escher (Autorin),
Luka Leben (Illustratorin)
Edition Tandem 2013
13,50 Euro

Luka Leben & Simona Onica

ZWISCHEN DEN WORTEN

von Luka Leben | Fotos: Markus Knoblechner

An einem Cafétisch sitzt eine Runde junger Leute: Eine Straßenzeitungsverkäuferin namens Simona, ihr Begleiter, ein Fotograf und ich, die ich ein Porträt über Erstere verfassen soll. Wir könnten mit unseren gerecht geteilten hundert Jahren eine Gruppe alter Schulfreunde oder Studienkollegen sein. Unsichere Blicke, nervöse Finger und etwas zu unterschiedliche Erscheinungsbilder lassen aber auf anderes schließen. Worauf genau, wissen wir selbst nicht. Aber eins ist klar: Wir wollen alle nur das Beste.

Um das herauszufinden, hat es keine Worte gebraucht. Dennoch sind wir froh um die Dolmetscherin, die viel mehr tut, als übersetzen. Ich bin jedes Mal dankbar, wenn sie meine aufkeimenden Fragen wohlwollend an den richtigen Stellen beschneidet, weil sie besser spürt, wodurch das Vertrauen wächst. Es ist einige Zeit her, doch auch sie kommt aus Rumänien und kann sich vorstellen, wie Simona und ihr Begleiter dort mit ihren beiden Kindern gelebt haben, bevor sie nach Salzburg gekommen sind, um Straßenzeitungen zu verkaufen – ganz gezielt, weil sie erfahren haben, dass es hier Arbeit gibt, die sie tun können. Mehr als sieben Jahre Schule hat Simona nämlich am Papier nicht zu bieten. Aber selbst wenn, würde das in Rumänien nicht viel helfen, davon ist sie überzeugt. Wenn selbst die Bekannten von früher, die studiert haben, jetzt im Frühjahr als Tagelöhner auf den Feldern arbeiten …

Der achtjährige Sohn und die neunjährige Tochter sind in Rumänien bei den Schwiegereltern geblieben. Sie gehen dort zur Schule, lernen, und geben damit ihren Eltern Anlass zur Hoffnung, dass für sie irgendwann alles anders sein wird. Gelegenheit, sich zu sehen, gibt es fast ausschließlich in den Schulferien. Die Winterferien sind gerade vorbei – jetzt heißt es warten auf den Sommer. Dann kann man Simona und ihren Mann ab und zu wieder über Mittag im schattigen Park sitzen sehen – ein seltener Anblick: im Sitzen verkaufen die Zeitungen sich nämlich nicht. Letzten Sommer waren die Kinder sogar zu Besuch in Salzburg – ein Erlebnis, das sich nicht wiederholen soll! Simona schüttelt entschieden den Kopf: Auch wenn sie die Kinder gerne bei sich hätte, ist es ihr doch lieber, dass sie zuhause im Gemüsegarten der Großeltern mithelfen und sich in den dörflichen Strukturen frei bewegen können, wo auch die Nachbarn eine kleine Wirtschaft haben und man sich kennt. Die Kinder sollen nie mehr aus Angst vor der Ausgesetztheit in einem Land, in dem sie sich weder erklären noch um Hilfe bitten können, den ganzen Tag im Auto darauf warten, dass die Eltern abends vom Arbeiten zurückkommen.

Nach mittlerweile zwei Jahren als Salzburger Apropos-Verkäuferin ist die Stadt für Simona beinahe zu einem Zuhause geworden – wenn sie eine sichere Arbeitsstelle hätten und die Kinder da wären … Nur sie sind noch richtig in Rumänien daheim. Wenn Simona und ihr Mann über die Ferien dorthin zurückkehren, heißt es: „Die Österreicher kommen."
Ich merke, dass Simonas herzliches Lächeln mit der Zeit an Kraft verliert. Man sieht ihr das Leben in ständig wechselnden Notunterkünften, in denen Frauen und Männer oftmals in unterschiedlichen Gebäuden untergebracht sind, oder im Auto, mit ihrem Partner auf engstem Raum, doch ein wenig an. Hätte ich sie nur kurz auf der Straße beim Zeitungsverkauf getroffen, dann wäre ich nicht auf die Idee gekommen, dass ich mit einer Gleichaltrigen spreche. Zu dominant ist das studentisch-unbeschwerte Bild, das die meisten Menschen unseres Alters vermitteln. Mich unterscheidet im Grunde so wenig von Simona und dennoch haben uns bereits Ereignisse, die weder mit ihr noch mit mir etwas zu tun haben, in so unterschiedliche Lebenslagen versetzt, dass von außen betrachtet keine Ähnlichkeit mehr besteht. Meine Miete haben noch vor wenigen Monaten die Eltern bezahlt und die größten existenziellen Sorgen gelten in meinem Bekanntenkreis ehrlich gesagt oftmals dem jeweiligen Liebesleben. In Simonas Fall geht es in Beziehungsfragen darum, entscheiden zu müssen, ob nach einem langen Arbeitstag das Bedürfnis nach einem Bett, einer Dusche und einer warmen Mahlzeit oder das nach Nähe und Vertrautheit dringender ist. Tagsüber sind sie und ihr Mann nämlich durch die Arbeitsbedingungen getrennt (mehr als eine VerkäuferIn vor der Eingangstür möchte auch die gutmütigste FilialleiterIn nicht sehen) und nachts durch die Regelungen in den Schlafstätten. Dabei sind sie seit zehn Jahren ein Paar und wären längst verheiratet, wenn rumänische Hochzeiten nicht so kostspielig wären.

Wenn Simonas Begleiter ganz unaufdringlich ihre Sätze ergänzt, merkt man, dass sie trotz allem ein eingespieltes Team sind. „Es zählt ohnehin nicht das, was am Papier steht", übersetzt die Dolmetscherin mir schmunzelnd. Der Mann, dessen Namen ich nicht erfahre, wirkt jugendlicher als Simona: Ist es eine grundlegende Zuversichtlichkeit oder der Funken Stolz darüber, wie seine Frau sich in der Situation macht? Während die Dolmetscherin Simona meine nächste Frage übersetzt, wende ich mich für einen Augenblick ihrem Begleiter zu. Nach über einer Stunde trägt er immer noch seine warme Jacke. Er hat Recht damit, denke ich. Das elegante Café lädt nicht dazu ein, sich zu entblößen. Im Gegenteil möchte man sich eher einen Panzer zulegen – wenn nicht durch geschmeidige Worte und einen überlegenen Blick, dann zumindest durch die Kleidung, die man am Leib trägt … Da wird mir klar, was an dem Mann an Simonas Seite so beruhigend wirkt: das Gefühl, dass er im Kern unangetastet bleibt, so sehr sein Leben auch von dem geprägt sein mag, was Menschen wie ich, die Leute im Café oder der Staat Österreich in ihm sehen.

Mir mag es weh tun, das Hinschauen von außen, das Vergleichen, das Wissen um die Zufälligkeit, und mir fällt es auch schwer zu akzeptieren, dass Simona sich im Deutschkurs nur deshalb ganz kurzfristig bereit erklärt hat, sich mit mir zu treffen „weil sie keinen Grund hatte, nein zu sagen", aber so bescheiden die Möglichkeiten und Ziele der beiden auch scheinen, im Grunde ist es ganz einfach so: Sie tun, was nötig ist, und können damit zufrieden sein. Den Wert, der darin liegt, kann ihnen niemand streitig machen – schon gar nicht jemand, der nichts von ihnen versteht und dennoch davor zurückscheut, hinzuschauen. Auch, dass ein Porträt von Simona in der Zeitung erscheinen wird, ist für sie offensichtlich kein Anlass, ihr Leben oder ihre Befindlichkeit besonders wichtig zu nehmen. Höchstens findet sie es schön, den Leuten, die bei ihr Zeitungen kaufen, denen, die nach drei Wochen in Rumänien nachfragen, wo sie denn gewesen ist, mitteilen zu können, dass es bald etwas über sie in ihrer Zeitung zu erfahren gibt. Etwas, das diese Menschen verstehen werden, weil es in ihrer Sprache festgehalten ist. So kann vielleicht ein bisschen mehr Verbindung entstehen als durch ein herzliches Lächeln oder einen interessierten Blick, die zum Glück immer das Nötigste klarstellen.

Kompliziert wird es eigentlich nur dann, meint Simona, wenn das Lächeln nicht zu den Worten passt … <<

„Mich unterscheidet im Grunde so wenig von Simona."

Dolmetscherin Doris Welther unterstützte die beiden bei ihrem Gespräch.

Die Salzburger Jungautorin Luka Leben beim Treffen im Café Johann.

Apropos-Verkäuferin Simona Onica erzählte aus ihrem Leben in Rumänien und Salzburg.

Fotograf Christian Weingartner:

Eine gewisse Aufwärmphase war oft nötig, damit das Gespräch zwischen Schriftsteller und Apropos-Verkäufer in Schwung kam. Und zwar von beiden Seiten. Bis ein bestimmtes Wort fiel, das den Nerv des Interviewten traf: Erlebnisse aus der Kindheit, die Zeit der Arbeitssuche, die Obdachlosigkeit, die soziale Ausgrenzung. Es menschelte. Das war auch der richtige Moment für emotionale Fotos. Beide schienen abgelenkt, achteten nicht darauf, dass sie fotografiert wurden, und blieben so authentisch und unverkrampft. Ob lächelnd oder nachdenklich, konzentriert oder offen: In den Gesichtern der Verkäufer offenbarte sich der Blick in die Herzen. Eine wunderbare Apropos-Serie, wo sich Schriftsteller und Verkäufer auf Augenhöhe begegnen. Bitte fortsetzen!

SIMONA ERINNERT SICH:
„Es war sehr spannend und interessant für mich, eine Frau in meinem Alter zu treffen, deren Leben so anders ist. Es ist toll, was sie schon alles erreicht hat!"

BUCHTIPP

DIE FRAU, DIE ZU SEHR LIEBTE
Roman nach einer wahren Geschichte
Hera Lind

Diana Verlag 2015
9,99 Euro

STECKBRIEF

AUTORIN Hera Lind
LEBT gern und dankbar in Salzburg Stadt
SCHREIBT jedes Jahr zwei neue Bücher

ÄRGERT SICH über Arroganz und Oberflächlichkeit
FREUT SICH über Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit

Hera Lind & Sonja Stockhammer

„HEUTE IST EIN GUTER TAG FÜR SONJA“

Autorin Hera Lind hat gemeinsam mit Verkäuferin Sonja bereits aus dem Apropos-Heimatbuch gelesen. Nun trafen sich die beiden zu einem Gespräch mit sprachlichen Hindernissen – die den Text im Endeffekt aber mehr bereichert als behindert haben.

von Hera Lind | Fotos: Andreas Hauch

„Du hast Glück“, sagt Sonja, als ich sie auf dem Zebrastreifen am Mirabellplatz treffe, „ich wollt grad auf einen Kaffee gehen!“ Ich habe Mühe, sie zu verstehen, denn erstens spricht Sonja leise, und zweitens auch wirklich Mundart-Mundart. Und das ist für mich als zugereiste Deutsche schon ein Konzentrationsakt der Schwierigkeitsstufe drei.

Wir sitzen in Sonjas zweitem Wohnzimmer, dem Café Bellini, und ich muss sagen, ich habe wirklich Glück! Ohne Sonja hätte ich dieses gemütliche Hinterzimmer mit den vielen vergilbten Opernplakaten an den Wänden, den gold en umrahmten Spiegeln und dem roten Biedermeier-Sofa wohl nie gefunden.

Aufwärmen tut sie sich hier gern, sagt Sonja, denn länger als ein paar Stunden kann sie mit ihrem kaputten Bein nicht am Mirabellplatz stehen. Ich erinnere mich. Schon bei unserer gemeinsamen Lesung im Saal der Rudolf-Steiner-Schule vor zwei Jahren war das leidige Thema verletztes Bein für Sonja maßgeblich. Was denn da genau passiert sei, will ich wissen. Schon damals hat sie es mir erklärt, aber da waren wir beide ja so aufgeregt, vor diesem Publikum auf der Bühne! Mit dem Lampenfieber hat Sonja stark zu kämpfen, und ich kenne dieses Gefühl sehr gut. Nun, in der intimen Wohnzimmeratmosphäre, wo uns niemand hören kann außer dem freundlichen Fotografen, frage ich noch mal. Ach, Sonja winkt ab und gestikuliert mehr, als dass sie spricht, da hat sie wohl ein damaliger Lebensabschnittsgefährte während einer Meinungsverschiedenheit die Treppe hinuntergeschubst. Drei Wochen war sie wegen der komplizierten Knochenbrüche im Spital. Auf meine besorgte Nachfrage, ob sie denn krankenversichert sei, sagt sie, ja, jetzt schon aber damals nicht. Und wer den Aufenthalt im Spital bezahlt habe, weiß sie nicht so genau. „Er wahrscheinlich.“ Außerdem ist der Kerl schon tot, sie will nicht weiter über ihn reden. Gegessen hat er nicht mehr, nur noch auf dem Sofa gelegen, geraucht und sich die Stamperl reingezogen – hier soufflliert mir Sonja wieder gestenreich, so dass ich meinen fehlenden Flachgauer Sprachschatz durch optische Eindrücke ausgleichen kann. Aus Ostermiething stammt sie, dort ist sie aufgewachsen, als drittes von drei Kindern. Der Vater war immer auf Montage, die Mutter ging abends auch arbeiten, so dass sich die Kinder schon früh selbst überlassen waren. Das mit der Schule hat nicht so gut geklappt, ihr erster Job war dann der einer Küchenhilfe in Viehhausen. Dort hat ein Kellner sie aber sekkiert – ich bin froh dass ich inzwischen schnalle, dass es kein „Kölner“ war, was ich nämlich zuerst verstehe. Da würde ich mich ja mitschuldig fühlen – und auch weiß was „sekkieren“ ist. Etwas zu Fleiß machen. Ihre Mitmenschen sind nicht immer liebevoll mit Sonja umgegangen, hatten nicht immer Verständnis für sie. Auf die Butterseite des Lebens ist Sonja nicht gefallen. Sie hatte es immer schwer, ihren Platz im Leben zu finden, aber das hat sie auch selbstbewusst und stolz gemacht. Heute kann ihr keiner mehr so schnell etwas anhaben. Wer sich zum Beispiel auf ihren Mirabell-Platz stellt, der … die kleine zierliche Sonja zeigt auf ihre Armmuskeln. Der soll sie mal kennenlernen. Außer sie geht freiwillig einen Kaffee trinken, räumt sie ein. Wie jetzt. Dann muss sie sich einen neuen Platz suchen. So sind die Spielregeln. Aber sonst… Ihre entschlossene Miene lässt weitere Zweifel nicht aufkommen. Nein, mit Sonja legt man sich besser nicht an. Sie hat vom Leben gelernt sich durchzubeißen. Ihr wurde nichts geschenkt. Doch.

Mit einundzwanzig bekam Sonja eine kleine Tochter. Von irgendeinem Typen, der sich vom Acker gemacht hat. Über den will Sonja auch nicht reden. Aber über ihre Tochter vielleicht? Wie sie heißt, frage ich von Mutter zu Mutter. Sonja zeigt auf sich selbst. Auch Sonja. Leider hat ihre Mutter ihr die Erziehung des Mädchens nicht wirklich zugetraut und ihr die Tochter mehr und mehr entfremdet. Wieder ein Thema, das sie nicht so gern bespricht. Sonja zeigt auf ihr Handy. Die Mutter mischt sich immer noch in ihr Leben ein. Aber da kann sie lange anrufen! Sonja geht einfach nicht dran. Obwohl sie mit der Mutter noch im selben Haus wohnt. Aber zum Glück in einer eigenen Etage. Sie will endlich ihr eigenes Leben führen. Zweiundvierzig ist sie, da braucht sie keine Einmischung mehr. Was denn aus ihrer Tochter Sonja geworden sei, will ich wissen. Sonja zuckt die Achseln. Zum Freund ist sie halt gezogen. Sie ist heute genau so alt wie Sonja damals.

Worauf sie sich denn freue, was das Schöne in ihrem Leben ist, frage ich. Sonja strahlt plötzlich über das ganze Gesicht. Tina, der Hund. Sie zeigt mir, wie groß der Hund ist, also er passt noch unter den Tisch. Welche Rasse oder Mischung, kann ich leider nicht verstehen, aber alles was Sonja mir nun in Gesten vormacht, ist so rührend, dass ich den putzigen verspielten Hund förmlich vor mir sehe: Wie er sie morgens im Bett anstupst, wie er seine Schnauze abwartend auf ihren Arm legt, wie er dann mit ihr schwanzwedelnd und begeistert zum Morgenspaziergang aufbricht. Durch den Wald?, stelle ich mir vor, doch Sonja schüttelt den Kopf. Mehr so die Moorwege in ihrer ländlichen Heimat, Großraum Lamprechtshausen. Bei allem Bemühen, Nachfragen und Ohrenspitzen habe ich nicht herausgefunden, wo genau Sonja lebt. Aber das ist ja auch egal. Auch Katzen kommen in ihrer Schilderung vor. Mehrere. Ich höre sie förmlich schnurren. Tiere sind Sonjas Element. Ihr Text, den ich damals gemeinsam mit ihr vorgelesen habe, behandelte das Glücksgefühl auf dem Rücken eines Pferdes. Die Freiheit, einfach so dahinzufliegen. Ihr Gesicht leuchtet bei der Vorstellung, mal wieder ohne Schmerzen im Bein durch die Weiten galoppieren zu können, und es verdunkelt sich augenblicklich, als sie sich ihres Handicaps wieder bewusst wird. Ein ordentlicher Muskelkater käme wohl mindestens auf sie zu, wenn sie es noch einmal probieren würde, sagt sie tapfer und lacht. Ob es denn feste Zeiten in ihrem Tagesablauf gebe? Nein, sie lässt es langsam angehen. Zuerst wird mit dem Hund gespielt, dann frühstückt Sonja und schaut dabei gern Zeichentrickfilme, und später fährt sie mit der Salzburger Lokalbahn in die Stadt. Ihr Standpunkt am Mirabellplatz ist besonders donnerstags attraktiv, wenn Schranne ist, vermute ich. Dann kommen sicher viele kauffreudige Kunden. Sonja zuckt mit den Achseln. Da will sie sich nicht festlegen. Mal so, mal so. Was es denn für einen Traum in ihrem Leben gebe, den sie sich unbedingt noch einmal erfüllen möchte? Sonja zuckt die Achseln. Männer? Liebe? Nein. Das Kapitel ist erledigt. Ob sie schon einmal von zuhause weg war, frage ich. Eine Reise gemacht habe. Ja. Einmal. Mit ihrem Vater. Nach Tschechien. Zuerst wollte er sie gar nicht mitnehmen, aber sie hat drauf bestanden. „Jetzt musst du mich mitnehmen“, hat sie zu ihm gesagt und ist einfach in sein Auto gestiegen. Sie lacht, da ist ihr wirklich ein besonderer Coup gelungen. Ob es denn schön war, frage ich.

Ja. Es war ganz okay. Welches Land sie denn gern noch bereisen würde, frage ich. Wenn sie die Wahl hätte. Holland, sagt Sonja. Da hat sie Verwandte. Das Meer hat sie noch nie gesehen. Ob sie das reizt, will ich wissen. Das Meer. Nein, nicht besonders. Sie ist ihrer Heimat sehr verbunden, sie braucht keine Luftschlösser und Wunschträume. Das Leben war kein Wunschkonzert. Und wird auch keins mehr werden. Braucht sie auch nicht.

Da ist Sonja ganz realistisch. Sie will ihre Ruhe. Und das respektiere ich nach einer Stunde auch. Als ich ihren Kaffee übernehme und ihr gleich drei Zeitungen abkaufe, sehe ich aus dem Augenwinkel, wie sie die Arme hochreißt und sich vergnügt die Hände reibt. Heute ist ein guter Tag für Sonja. Und mehr will sie doch gar nicht. <<

SONJA ERINNERT SICH:
„Es war auf jeden Fall eine neue Erfahrung für mich, mit einer Schriftstellerin über mein Leben zu reden. Ich habe keine Probleme damit, über mich zu erzählen, und so hat sich ein wirklich interessantes Gespräch entwickelt. Und wenn man es mir anbieten würde, würde ich nochmal bei einem mitmachen.“

STECKBRIEF

AUTORIN Eva Löchli
LEBT gerne in Salzburg
SCHREIBT Erzählungen und Gedichte
ÄRGERT SICH über arrogante Menschen
FREUT SICH über Wärme im Alltag

BUCHTIPP

WISSEN SIE DENN, WAS SIE TUN?
Eva Löchli

Arovell Verlag 2015
11,90 Euro

Eva Löchli & Rolf Sprengel

VOM MÄRCHENPRINZEN ZUM SCHRIFTSTELLER

Unterhalten sich rege: Verkäufer Rolf im Gespräch mit Schriftstellerin Eva Löchli.

von Eva Löchli | Fotos: Eva-Maria Mrazek

Wir treffen uns an einem der heißesten Tage dieses Sommers auf der Terrasse der Apropos-Redaktion und sind sofort mitten im Gespräch. Nur die schwarze Hündin „Mädi“, die meinen Gesprächspartner rund um die Uhr begleitet, muss mich beschnuppern, bevor sie sich auf dem kleinen Schattenplatz neben uns niederlässt.

Rolf ist ein älterer Herr mit unzähligen Lachfalten im Gesicht. Er erzählt lebendig, reagiert ad hoc auf Fragen. Erklärt, betont, schmückt aus. Er hat Texte von sich mitgebracht: ein handschriftliches Manuskript von einem Liebesbrief – „für alle meine Mädels“–, das er noch überarbeiten will, außerdem die beiden Straßenbücher mit Geschichten, die er geschrieben hat – aus dem Leben, alles authentisch, wie er sagt. Liebesbriefe habe er viele geschrieben. Und auch viele bekommen. Da sie parfümiert waren, habe er die Absenderin jeweils gleich am Duft des Briefes erkannt. Er sei ein „Märchenprinz“ gewesen, sagt er.

1943, mitten im Krieg, ist er geboren. Die Mutter ist mit ihm vor den Bomben in Salzburg zur Oma aufs Land geflüchtet. Seine Kindheit und Jugend verbrachte er im Innviertel. Nach einer Ausbildung zum Schlosser ging er als Geselle in die Schweiz. Dort habe er es als Ausländer schwer gehabt, sei deshalb nach England gezogen. In London habe ihn eine Tochter aus reichem Haus unbedingt heiraten wollen. „Ich war auf einmal ein Märchenprinz. Doch dem war eine Heirat dann doch zu viel.“ (aus: „So viele Wege“) Also habe er sich auf die Flucht nach Köln gemacht, wo ihn die englische Freundin einholte. Eine Zeitlang blieb er noch ihr Märchenprinz, ging mit ihr nach Holland.

Bei einer Silvesterfeier hat er sich aber in Erika verliebt, die er dann auch geheiratet hat. Nach der Hochzeit hat er nur gearbeitet – in zwei Jobs und am Wochenende als „Pfuscher“. Man könnte sagen, aus Sorge für die Familie, Rolf sagt: „aus Gier“. Die Beziehung zu seiner Frau und zu den beiden Töchtern ist zerbrochen, die Scheidung war ein dramatischer Wendepunkt in seinem Leben. „Keine Ahnung, ob ihr das kennt, vom siebten Himmel direkt in die Hölle zu fallen. Es war brutal, einfach nur brutal…“ (aus: „So viele Wege“) Er hatte viele Beschäftigungen und vieles ist passiert. Zum Beispiel war er als „Aufpasser“ beim Stoßspiel tätig – er klärt mich auf, dass es sich dabei um ein verbotenes Kartenspiel und nicht um Billard handelt. Er hat auch mit den Händen gearbeitet, in seinem angestammten Beruf. Immer wieder hat er kunstvolle Schmiedearbeiten angefertigt, im Gefängnis und anderswo. Und er ist stets nach Hause zurückgekehrt. „Es zieht mich immer wieder zurück, keine Ahnung, warum.“ Ein persönliches Symbol dafür ist die Wurzel. Sie musste im Buch von der Heimat unbedingt vorkommen, Rolf hat sie extra zum Fototermin mitgebracht. Auf einem Porträtfoto daneben trägt er um den Hals drei Anhänger, die alle Stärke symbolisieren: einen silbernen Stier, einen Hauer von einem Keiler und ein silbernes Wildschwein.

Einmal ist er in seiner Jugend schwer betrogen worden. Er wirkt plötzlich traurig, als er davon erzählt. Seine Mutter habe ihm gesagt, sein Vater wäre tot. Im Alter von einundzwanzig Jahren habe er erfahren, dass der Vater eine neue Frau und zwei weitere Kinder habe. Diese Nachricht kam ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, als der Vater tatsächlich gestorben war. Wegen dieser Lüge sei er auf seine Mutter bitterböse gewesen. Gegenüber dem Stiefbruder habe er sich auch immer zurückgesetzt gefühlt, den habe seine Mutter ihm vorgezogen. Ich denke mir, dass es immer solche Kränkungen sind, die uns so stark prägen und die wir so schwer wieder loswerden – das Gefühl, belogen und ungerecht behandelt worden zu sein. Rolf erzählt ohne Umschweife von diesen und allen seinen Schwierigkeiten, er wirkt sehr ehrlich. Sagt auch, dass er nichts zu verbergen habe. Es ist, was es ist.

Bei der Straßenzeitung ist Rolf ein Urgestein, er war schon in „Asfalter“-Zeiten dabei. Die Leute auf der Straße, sagt er, seien nicht mehr so respektlos wie früher. Die Beschimpfungen als „Sandler“ sind seltener geworden. Das freut mich. Aber die – er drückt mit dem Finger seine Nase aufwärts –, die mag er gar nicht. Ich auch nicht. Die Geste könnte neben Hochnäsigkeit gleichzeitig ein Naserümpfen ausdrücken. Das passt.

Rolf will wissen, was sich in unserer Welt tut. Er schaut im Fernsehen viele Nachrichtensendungen an, beginnt damit um 5.30 Uhr jeden Tag. Er hat sehr viel gelesen, empfiehlt mir „Mich wundert, daß ich so fröhlich bin“ von Johannes Mario Simmel. Auch „Der alte Mann und das Meer“ hat ihm gut gefallen. Zu dessen berühmtem Dichter gibt es eine Parallele. Sobald er nach der Einrichtung seiner Wohnung etwas Geld hat, sagt Rolf, wird er sich wieder einen weißen Panamahut mit schwarzem Band kaufen, wie Ernest Hemingway einen trug. Jetzt ist sein Markenzeichen ein Hut aus schwarzem Känguruhleder, mit einem geflochtenen Band, in das er vorne einen Wildschweinzahn gesteckt hat. Wie seine treue „Mädi“ hat er den Hut immer dabei. Er nimmt ihn auch bei unserem Gespräch nur ab, um mir das australische Etikett zu zeigen. Ein wenig schaut Rolf auch, sieht man von dem schmalen Gesicht und der schlanken Gestalt ab, dem großen Hemingway ähnlich. Er sei kein Schriftsteller, meint Rolf lachend. Und doch finden in diesen eineinhalb Stunden zwei Aktionen Platz, die einem Schriftsteller wohl anstehen: eine Lesung und das Verfassen eines Gedichts. Rolf liest für mich seine Geschichte von Ali, der Schweinefleisch und Bier liebt und sich kein Gewissen daraus macht, weil diese Genüsse so nah sind und Allah so fern. Er hat sie in der Schreibwerkstatt mit Walter Müller geschrieben. Bei der Buchpräsentation hätten sich die Zuhörer krumm gelacht, es habe „Standing Ovations“ gegeben, erzählt er stolz. Schließlich entsteht noch – ganz spontan – ein Gedicht, der beste Abschluss, den ich mir denken kann.

Danke, Rolf, für dieses Sommergespräch! <<

Mein Hut,
der Zahn vom Schwein,
der hat dem Hut gebracht die Pein.
Er hat ihm gestochen ein größeres Loch,
da regnet es jetzt hinein.
Aber ich trage ihn immer noch.

Rolf Sprengel

WAS WURDE AUS …
Verkäufer Rolf Sprengel

Rolf Sprengel, ein Urgestein bei Apropos, ein Original, einer von den alten Hasen unserer Straßenzeitung. Er war nie ein Kind von Traurigkeit, er hat das Leben gefordert, jetzt fordert das Leben ihn. Nach einem Schlaganfall ist er in seiner Mobilität eingeschränkt, kann zurzeit nicht an seinen Plätzen stehen, seine Kunden vermissen ihn. Was bleibt übrig, als ihm einfach nur alles Gute zu wünschen, damit er seinen markanten Hut wieder auf die Straßen der Stadt trägt.

BUCHTIPP

ANAGRAMME
Petra Nagenkögel

Otto Müller Verlag 2012
19,00 Euro

STECKBRIEF

AUTORIN Petra Nagenkögel
LEBT gerne und gerne intensiv
SCHREIBT zu langsam
ÄRGERT sich, wenn es nötig ist
FREUT SICH über gute Begegnungen / den Mut von AktivistInnen / die Schönheit unter Wasser und noch vieles mehr

Petra Nagenkögel & Elena Onica

„JEDES NETTE WORT TUT GUT“

von Petra Nagenkögel | Fotos: Andreas Hauch

Wege, Passagen und Stationen, Farben und Atmosphären. Erinnertes, Erträumtes und Gefürchtetes. Momente von Glück, von Angst, von Sehnsucht – das Wechselhafte, das Unberechenbare, immer Vorläufige und immer Offene von Leben vermittelt sich deutlich im Gespräch mit Elena, selbst wenn es begrenzt ist auf zwei Stunden.

Elena erzählt gerne und sie hat viel zu sagen. Kommunikation ist ihr wichtig, sie möchte sich verstehbar machen, darum lernt sie auch entschieden und begeistert Deutsch. Für die Feinheiten, die Nuancen ist es dennoch gut, dass Doris als Übersetzerin unser Gespräch begleitet, sie kann das Zuhören ebenso wie das Zusammenfassen und das Übertragen ins Deutsche.

Elena also erzählt gerne, lebhaft und offen, mit Worten, mit Gesten und vor allem mit einer großen Intensität des Ausdrucks im Gesicht, der übereinstimmt mit dem, wovon sie erzählt, und der das Darunterliegende, die inneren, gefühlten Momente, erahnen lässt.

Geboren wurde Elena in Rumänien, in einem Dorf nahe Bukarest. Aufgewachsen ist sie in den letzten Jahren des Sozialismus, in einem Vorort von Pitesti, einer mittelgroßen Industriestadt in der Walachei, bekannt durch die Fabrik des Autoherstellers Dacia. Die Familie ist groß, Elena ist die Zweitälteste von sieben Kindern, fünf Mädchen und zwei Jungen.

Die Jahre ihres Aufwachsens fasst Elena in ein einziges Wort: Schön seien sie gewesen, sehr schön. Die Farbe Grün fällt ihr ein, wenn sie an ihre Kindheit zurückdenkt. Auch der Garten mit den Pflaumenbäumen zum Klettern und als Versteck. Erhitzte Luft und staubige, ungeteerte Straßen, gut zum Spielen und für ein starkes Gefühl von Freiheit. Dazu der Halt durch Nachbarn und Freunde und die feste Zusammengehörigkeit unter ihnen, von der schwierigen materiellen Situation so gefordert wie ermöglicht. An die Armut kann Elena sich erinnern, an das Schlangestehen vor den Läden, aber auch an die Kreativität und die Solidarität, die man dem Mangel entgegengesetzt habe.

Ihr Vater ist auf die Märkte der umliegenden Dörfer und Städte gefahren, hat Weidekörbe und Besen verkauft oder eingetauscht gegen Lebensmittel, Kleidung, Schuhe. Die Mutter war zu Hause. Gelebt haben sie vom Gemüse, das im Garten war, es konnte genügend wachsen im heißen Süden Rumäniens. Sie hätten als Kinder viel Freiraum gehabt, erzählt Elena, die mit ihren Freundinnen oft Kühe gehütet hat, eine Aufgabe, die viel Zeit ließ zum Reden, zum Träumen, zum Lachen. Damals hätten sie sich geschworen, nie zu heiraten und Kinder zu bekommen, weil das „viel zu kompliziert“ sei. Immerhin habe sie, Elena, dann auch wirklich „erst“ mit 17 Jahren geheiratet, im Gegensatz zu den meisten ihrer Freundinnen oder ihrer älteren Schwester, die schon mit 13 verheiratet war.

Auch die Schule im benachbarten Câmpu lung ist in Elenas Erinnerung eine rundum positive Erfahrung. Acht Jahre lang ist sie mit dem Zug dorthin gefahren, täglich und immer neugierig, sie habe so gern gelernt, habe wissen wollen und etwas erfahren über die Welt. Auch heute noch mag sie es, Neues zu lernen, die deutsche Sprache vor allem. Als sie vor sechs Jahren nach Salzburg gekommen ist, um Apropos zu verkaufen, hat sie versucht, Wörter aufzufangen von ihren KundInnen, sie im Kopf zusammenzutragen und zu sammeln. Seit einem Jahr ist sie in einem regelmäßigen, von Apropos angebotenen Deutschkurs, hier kann sie systematisch lernen, was sie an Kenntnissen braucht, um „wirklich“ in Kontakt zu kommen mit den Menschen, um von sich erzählen zu können und etwas von anderen zu erfahren. Kommunikation ist für sie lebensnotwendig, auch davon, sagt Elena, lässt sich leben, von einem freundlichen Wort, einem Gespräch.

Mit ihrem ersten Mann war sie zehn Jahre verheiratet, die Ehe blieb kinderlos, was in Elenas kulturellem Umfeld eine Unmöglichkeit darstellte, eine Frau ohne Kinder hatte dort keinen Wert. Auch für Elenas nähere Familie sei ihre Kinderlosigkeit ein zunehmendes Problem gewesen und Anlass für Vorwürfe, Streit, Stress. Schließlich hat Elenas Mann sich scheiden lassen und Platz gemacht für ihren jetzigen Mann, der sie lange schon „aus der Ferne“ wahrgenommen, sie wirklich „erkannt“ hätte, das sei beinahe wie im Märchen gewesen. Mit ihm hat Elena – mit 27 Jahren und also „sehr spät“ für die Maßstäbe ihrer Kultur – ihr erstes Kind bekommen, David, einen Jungen.

Davor schon und noch mit ihrem ersten Mann ist sie nach Österreich gegangen. Eine Entscheidung, die angeregt war von Erzählungen anderer MigrantInnen, weitergegeben über Freunde und Bekannte. Eine Art Flaschenpost mit dem Inhalt, dass es sich in Österreich als Straßenzeitungsverkäufer leben lasse. Das Weggehen wurde dann vorbereitet und gruppenweise organisiert. Für Elena war der Entschluss, ihr Land zu verlassen, ein zwingender, sie habe in Rumänien keinerlei Überlebensmöglichkeit gesehen für sich, jedenfalls keine menschenwürdige.

Ihr Sohn wächst nun in Rumänien bei ihrer Mutter auf, wie auch die beiden Kinder ihrer Schwester Genesa, die ebenfalls in Salzburg ist und Apropos verkauft. Elena telefoniert regelmäßig nach Rumänien, mit ihrer Mutter und David, dem sie zu erklären versucht, warum sie so weit weg sei, dass sie in Österreich arbeiten müsse, nicht zuletzt, um Schuhe kaufen zu können für ihn. Elenas momentane Lebenssituation ist schwierig, bestimmt von Unsicherheit und der Notwendigkeit zur Improvisation. Bis Weihnachten letzten Jahres hat sie mit ihrem Mann – auch er ist Apropos-Verkäufer in Salzburg – in einem Abbruchhaus in Liefering gewohnt. Über Weihnachten sind sie in Rumänien gewesen, in dieser Zeit muss man das Haus abgerissen haben. Jetzt schlafen sie im Auto, jeden Morgen sind die Scheiben gefroren, außen wie innen. Elena sucht intensiv nach einem Ort, der gut zum Bleiben ist, zurzeit aber sind alle Notschlafstellen der Caritas und anderer Einrichtungen voll.

Dagegen erlebt sie die Arbeit als wärmend und erfüllend, das Verkaufen der Zeitung, die Gespräche und persönlichen Kontakte mit den Kundinnen und Kunden. Ihren Standort hat Elena in Hallein, vor dem Billa, und nicht nur dort habe sie „viele Leute mit gutem Herzen“ kennengelernt. Selbst wenn jemand die Zeitung nicht kauft – „jedes nette Wort tut gut“. Unangenehm sei es für sie nur, wenn jemand absichtlich wegschaut, sehr viel besser sei da doch ein Lächeln im Vorbeigehen. Viele von Elenas KundInnen wissen etwas über ihr Leben, zeigen Interesse an ihr. Einige helfen auch weiter, zum Beispiel mit Kleidern für ihren Sohn.

Elenas Wünsche für die Zukunft sind nicht unbescheiden: Vorrangig ist im Moment, eine Bleibe zu finden, möglichst in Salzburg, wo sie sich mittlerweile „wirklich ein wenig zuhause“ fühlt. Dass auch ihr Sohn nachkommen könne und hier in die Schule gehen. Und dass es ein wenig „mehr Frieden zwischen den Menschen“ gäbe. Den finde sie zwar mit den meisten SalzburgerInnen, aber mit den anderen rumänischen MigrantInnen habe sie immer wieder und teils heftige Probleme. Es sei unter ihnen so viel Neid und Konkurrenz, dem Überlebenskampf geschuldet.

Elena hat dennoch schöne, farbige Vorstellungen von Zukunft. Wichtig sei ihr, die Fähigkeit zum Hoffen zu bewahren. Dabei findet sie Unterstützung in ihrem Glauben, der ihr Halt gibt und sie stärkt. Gott nicht aus den Augen zu verlieren, ist ihr eine tägliche, bewusst erfüllte Aufgabe. In Rumänien, erzählt Elena, hätten sich in den letzten beiden Jahrzehnten viele Menschen den freien (evangelischen) Gemeinden und Kirchen angeschlossen, dort würden sie die Orientierung finden, die in Zeiten des Umbruchs so nötig ist.

Meine letzte Frage: Wann ist ein Tag ein guter Tag? „Wenn das Wetter passt und die Leute freundlich sind“, sagt Elena. „Weil Geld allein ist es nicht“, mindestens so wichtig seien ein offenes Umfeld, Wertschätzung, menschliche Wärme. <<

Verkäuferin Elena hat ein sonniges Gemüt – allen Widrigkeiten des Lebens zum Trotz.

Schriftstellerin Petra Nagenkögel (l.) im Gespräch mit Verkäuferin Elena Onica und Dolmetscherin Doris Welther (r.).

ELENA ERINNERT SICH:
„Ich wurde von vielen Leuten auf das Porträt angesprochen und werde immer wieder gefragt, ob wieder etwas über mich in der aktuellen Ausgabe steht.“

STECKBRIEF

AUTORIN Lisa-Viktoria Niederberger
SCHREIBT dann, wenn sie eigentlich schlafen sollte
ÄRGERT SICH über unfreundliche Leute
FREUT SICH über gute Ideen

BUCHTIPP

DER KLEINE SPECKKNÖDEL

Lisa-Viktoria Niederberger

Illustratorin: Bianca Hateganu
Verlag Neues Leben, Salzburg, 2015

Lisa-Viktoria Niederberger & Friday Akpan

VIER MONDE IN SALZBURG

Der Apropos-Verkäufer Friday Akpan flüchtete aus seiner Heimat Nigeria.

Apropos-Verkäufer Friday Akpan genoss das Gespräch mit der Autorin.

von Lisa-Viktoria Niederberger
Fotos: Andreas Hauch

Friday Akpan wurde in Abuja geboren, der Hauptstadt von Nigeria. Und zwar an einem Freitag. So ist er dann auch zu seinem Namen gekommen. Ob das üblich ist, in Nigeria, habe ich ihn gefragt, und ja, hat er gesagt. Und mir dann auch erklärt, dass sein Bruder zwar nicht offiziell Monday heißt, aber trotzdem von allen so genannt wird. Eben, weil er an einem Montag geboren wurde. Und als mich das zum Lächeln bringt, lacht er mit, fragt mich, wann ich glaube, dass sein Vater, den alle Sunday nennen, wohl geboren ist. Und ja, natürlich ist es an einem Sonntag gewesen. Das ist eine besondere Auszeichnung, erklärt er mir, weil Sonntag ja der Tag des Herrn ist. Friday ist sehr gläubig, berührt im Gespräch oft den Marienanhänger, den er um den Hals trägt.

„Er erklärt mir, dass wir drinnen, in unseren Herzen, doch alle gleich sind.“

Warum er aus Nigeria geflüchtet ist, will er mir nicht erzählen. Aber seinen Weg nach Salzburg schildert er mir. Lang war er und mühsam, verbunden mit zahlreichen Verlusten und Schicksalsschlägen. Mit dem Boot ist er von Libyen übers Mittelmeer nach Italien gekommen. Das erste Boot, auf dem er einen Platz bekommen hätte, hat er aber ohne ihn abfahren lassen. Weil er ein schlechtes Gefühl gehabt hat, und auf sein Gefühl, auf das verlässt er sich. Später hat er dann erfahren, dass es gesunken ist, dass alle Insassen gestorben sind. Das hat ihn traurig gemacht, er sagt, dass er täglich die Flüchtlinge, die es nicht geschafft haben, und deren Familien in seine Gebete aufnimmt. Ebenso dankt er Gott, dass er ihn beschützt hat, auf dieser schlimmen, langen Reise. Von Italien ist er dann nach Österreich gekommen, hat in Flüchtlingslagern in Tirol, Hallein und St. Johann im Pongau gewohnt, bevor er nach Salzburg gezogen ist. Wie das gewesen ist für ihn, frage ich, weil das ja schon ein massiver Kulturschock gewesen sein muss. Das bejaht er, sagt, dass es alles unbeschreiblich gewesen ist für ihn. Die Natur, die Berge, die Architektur. Das seltsame Gefühl, das er anfänglich auf der Straße gehabt hat, weil alle weiß sind, nur er nicht. Am meisten begeistert hat ihn dann aber schon der Schnee, den er letzten Winter zum ersten Mal in seinem Leben gesehen hat. Wobei, das merkt er dann noch an, wie er realisiert hat, dass der Schnee schon auch richtig kalt sein kann, dass einem da die Finger abfrieren, wenn man keine Handschuhe anhat, da hat er ihn dann auch nicht mehr so toll gefunden.

Friday ist seit gut zehn Monaten in Österreich, die letzten vier davon lebt er in Salzburg. Wenn er von Monaten spricht, sagt er Moons – Monde. Das sagt man so, in Nigeria. Seit Mai verkauft er die Zeitung Apropos. Als Standort hat er sich, zumindest jetzt für den Sommer, die Linzer Gasse und den Mirabellplatz ausgesucht. Er sagt, dass ihm das Verkaufen Spaß macht. Er besucht auch mehrmals in der Woche einen Deutschkurs, lernt dafür viel und versucht sofort, das neu Gelernte in den Gesprächen mit seinen Kunden anzuwenden. Froh ist er sehr, über diese Verkaufsmöglichkeit, nicht nur, weil es ihm ermöglicht, mit vielen Menschen in Kontakt zu treten, sondern auch deswegen, weil er sein eigenes Geld verdient. Darauf ist er stolz, er erzählt, dass ihm das wichtig ist, etwas getan zu haben, produktiv gewesen zu sein. Dann liegt er abends im Bett in seiner Wohnung in Parsch, die er sich mit einem Mitbewohner teilt, und ist glücklich. Betteln würde er nicht wollen, schämen würde er sich da.

Wie ihm die Salzburger so begegnen, hab ich ihn gefragt – gemischt, hat er gesagt. Viele Leute sind sehr freundlich zu ihm, sind interessiert, bleiben stehen bei ihm, nachdem sie eine Zeitung gekauft haben, und stellen ihm Fragen. Das schätzt er, auch deswegen, weil er da seine Deutschkenntnisse verbessern kann. Aber natürlich kennt er auch die andere Seite, berichtet von bösen Blicken und Beschimpfungen. Ja, er glaubt schon, dass das wegen seiner Hautfarbe ist. Das macht ihn wütend und traurig. Er erklärt mir, dass Gott uns alle gleich geschaffen hat, dass wir innen drinnen, in unserem Herzen, doch alle gleich sind. Dass er nicht versteht, dass man um so etwas Unwichtiges wie die Hautfarbe so einen Zirkus machen muss, gerade jetzt, in dieser Zeit, wo es an allen Ecken und Enden der Welt Kriege gibt. An Tagen, wo er solch unangenehme Begegnungen erleben muss, ist er umso froher, dass er mittlerweile ein Teil der afrikanischen Community in Salzburg geworden ist. Dort – und in seiner Kirche – hat er bereits viele Freunde gefunden und er freut sich schon sehr darauf, mit ihnen allen im August seinen siebenundzwanzigsten Geburtstag feiern zu können.

Salzburg mag er sehr gerne, sagt Friday. Er fühlt sich angekommen, nennt Salzburg sein Daheim, schätzt die Natur, das viele Grün, sitzt abends gerne an der Salzach, geht tanzen. Nach Nigeria möchte er nicht zurück, einzig seinen großen Bruder vermisst er. Dem möchte er auf jeden Fall helfen, ebenso nach Österreich zu kommen, wenn er einmal genug gespart hat. Auch dass er jetzt seine eigene Wohnung hat, genießt er sehr. Er erzählt, dass er einen großen Teil seiner Freizeit damit verbringt, aufzuräumen und zu putzen. Weil, sagt er, das Zuhause, das muss immer ordentlich sein, sonst kann man sich nicht wohlfühlen. Auch seinen Mitbewohner mag er, er mag es generell, Leute um sich zu haben, schätzt sich selbst als eine gesellige und hilfsbereite Person ein. Das bestätigt sich auch, als bei unserem Gespräch eine gebrechliche, alte Dame im Gastgarten mit dem Stöckel in einer Kerbe hängen bleibt und stolpert – Friday ist der Erste, der aufspringt, ihr aufhilft und sich erkundigt, ob alles in Ordnung ist. Später erzählt er mir, dass sie ihn ein bisschen an seine Großmutter erinnert hat, auch die ist mit über 90 noch viel unterwegs gewesen.

Was er sich denn wünscht, frage ich ihn abschließend, für sich selbst, für seine Zukunft, was er für Träume und Hoffnungen hat. Keine, sagt er. Darüber nachzudenken ist Zeitverschwendung, denn Gott, so glaubt er, hat seinen Weg schon geplant. Man muss nur richtig schauen, dann sieht man Gott auch, jeden Tag. Manchmal nur in Kleinigkeiten, aber da ist er immer. Und er passt auch auf, beschützt ihn. Und weil er sich darüber so freut, betet er täglich und bedankt sich. Er sagt, dass, auch wenn er es nicht leicht hatte im Leben, vor allem nicht im letzten Jahr, er jeden Morgen nach dem Aufwachen froh ist, dass er noch lebt, dass er gesund ist, dass er ein Zuhause hat und eine Arbeit. Weiß, dass es so viele Menschen gibt, denen es viel schlechter geht als ihm.

Ja, fügt er dann noch hinzu, da gibt es schon etwas, dass er sich wünschen würde, worum er Gott auch regelmäßig bittet: dass es allen Menschen so gut geht wie ihm. Dass das mit dem Krieg, der Gewalt, der Ungerechtigkeit aufhört. In Nigeria?, frage ich. Überall, sagt Friday. <<

WAS WURDE AUS ...
Verkäufer Friday Akpan

Dass wir alle in unseren Herzen gleich sind, erlebt Friday tagtäglich, wenn er Apropos verkauft. Er hat sich binnen Kurzem einen Stammkundenkreis „erarbeitet“, der ihm größte Wertschätzung entgegenbringt.

BUCHTIPP

DOLOMITENROT
Ein Krimi aus Südtirol

Sigrid Neureiter
Gmeiner Verlag 2015
11,99 Euro

STECKBRIEF

AUTORIN Sigrid Neureiter
LEBT in Wien, stammt aus Salzburg, hat Südtiroler Wurzeln
SCHREIBT Kriminalromane

Sigrid Neureiter & Hanna S.

„ICH BIN JETZT REICHER ALS ZUVOR“

von Sigrid Neureiter | Fotos: Christian Weingartner

Hanna ist eine attraktive Mittvierzigerin mit vollem, dunklem Haar und einer positiven Ausstrahlung. Ein bunter Schal unterstreicht das angenehme Erscheinungsbild. Hanna sieht nicht aus wie eine typische Straßenzeitungsverkäuferin. Aber was heißt schon typisch? Klischees schlage ich mir schnell aus dem Kopf. Zudem verkauft Hanna keine Straßenzeitung, sie schreibt für eine.

Seit rund acht Jahren arbeitet Hanna für Apropos. Begonnen hat alles mit einer Freundin, die ihr von der Zeitung erzählt hat. Nein, begonnen hat es viel früher. Vielleicht damit, dass Hanna und ihr Rüde Shadow die Hündin Roxy kennengelernt haben? Diese Geschichte erzählt Hanna mir zuerst, als ich ihr zum Interview im Café Haidenthaller gegenübersitze.

„Ich bin mit Shadow jeden Tag an der Salzach spazieren gegangen. Bei der Lehener Brücke saß immer eine Frau auf einem Bankerl, die einen kleinen Hund dabei hatte. Der hat sich jedes Mal gefreut, wenn er mich und Shadow gesehen hat.“

Die beiden Frauen kamen ins Gespräch. Hanna erfuhr den Namen der Hündin – und dass sie es bisher schwer gehabt hatte. Ein Obdachloser hatte sie in einem Sackerl im Mistkübel gefunden und mitgenommen. Der Mann lebte auf der Straße, hielt sich mit Roxy meist am Bahnhof auf. Er schlug sie. Ein anderer Obdachloser nahm ihm den Hund weg und mit in sein Obdachlosenheim. Dort überließ er das Tier sich selbst. Die Chefin des Obdachlosenheimes erbarmte sich, kümmerte sich um Roxy und ging mit ihr an der Salzach spazieren. Wo sie Hanna und Shadow begegnete. „Die Frau hat mich gefragt, ob ich Roxy zu mir nehmen könne. Sonst müsse sie sie in ein Tierheim geben“, erinnert Hanna sich und fügt hinzu: „Auch Hunde haben zeitweise ein arges Leben.“

Aber nicht, wenn sie auf eine warmherzige Frau wie Hanna treffen. Kurz entschlossen nahm sie Roxy zu sich. Das war vor elf Jahren, als es Hanna „finanziell noch gut ging“. Seither ist viel Wasser die Salzach hinuntergeflossen und in Hannas Leben gingen die Wogen so hoch, dass sie sie beinahe mit sich fort gespült hätten – aber nur beinahe. Denn Hanna trotzte jener Naturgewalt, die im Fachjargon „Depression“ heißt.

Zunächst schlich die Krankheit sich beinahe unbemerkt heran. Viele Jahre war Hanna Angestellte beim Salzburger Magistrat gewesen und hatte den Beruf der Altenpflegerin ausgeübt, als sie erste Symptome eines Burnouts bemerkte. Sie zog die Notbremse und ließ sich zur Bürokauffrau umschulen. Jahre später kehrte sie in die Altenpflege zurück. Ihr Zustand verschlimmerte sich, sie musste sich in intensive ärztliche Behandlung begeben und konnte ihre Arbeit nicht mehr ausüben. In der Therapie erfuhr sie, dass aus dem Burnout eine Depression geworden war.

> „Apropos ist wie eine Familie für mich.“

„Es ist mir sehr schlecht gegangen. Die Therapie hat mir aber geholfen und mich so weit gebracht, dass ich jetzt wieder Teilzeit arbeite“, berichtet Hanna und fährt fort: „Mein Leben hat sich durch Krankheit und Therapie zum Positiven geändert. Ich habe eine gute Teilzeitarbeit und einen tollen Chef.“

Ich freue mich für Hanna. Aber war da nicht noch etwas auf dem Weg zurück in ein geregeltes Leben? Sie erzählt weiter: „Während der Zeit, als es mir nicht so gut ging, bin ich durch eine Bekannte zu Apropos gekommen. Inzwischen ist das wie eine Familie für mich. Wir treffen uns regelmäßig, Leute aus der Schreibwerkstatt und Straßenzeitungsverkäufer. Ich habe das Gefühl, dass ich ein Teil dieser Gemeinschaft geworden bin.“

Wir kommen zum Grund, warum ich dieses Interview führen darf: Hannas Tätigkeit für Apropos. Bei der Straßenzeitung gibt es eine Schreibwerkstatt.

Man trifft sich in einem kleinen Zimmer in der Redaktion, bespricht Themen und schreibt Artikel. Manche Schreibende tun dies mit Hilfe der Redaktion, andere – so wie Hanna – verfassen ihre Beiträge zu Hause an ihrem PC und schicken sie per E-Mail an das Blatt.

„Ich habe mich bei der Chefredakteurin vorgestellt und gleich schreiben dürfen. Alle waren freundlich, ich bin offen aufgenommen worden. Und dann erschien der erste von mir geschriebene Artikel in der Zeitung.“ Der Stolz darauf ist Hanna immer noch anzumerken. „Endlich hatte ich das Gefühl: Das ist etwas, das ich kann, das mir Freude macht. Ich habe auch viel Lob bekommen.“

Zugute kam ihr dabei, dass sie schon in der Schule die Beste in Deutsch war. Während der Therapie hatte ihre Therapeutin sie ermutigt, ihre Gefühle niederzuschreiben. „Auf einmal ist da etwas in mir hochgekommen. Ich habe mir gedacht: Es gibt doch etwas, das ich kann.“ Als sie von Apropos hörte, ergriff sie die Chance.

Zu Beginn ihrer Tätigkeit schrieb sie nicht nur für die Straßenzeitung, sie verkaufte sie auch. Im Gegensatz zu Kolleginnen und Kollegen, von denen einige beides problemlos miteinander kombinieren, fühlte Hanna sich im Verkauf nicht wohl. „Es war mir peinlich, mich zu outen, allen zu zeigen, dass ich finanziell nicht mehr so gut dastehe“, erklärt sie.

Seither ist Hanna ihrer Passion, dem Schreiben, treu geblieben. Zu Beginn lag der Schwerpunkt auf erfundenen Geschichten über Menschen, die in die Armutsspirale geraten waren, um aufzuzeigen, wie leicht so etwas geschehen kann. Heute schreibt Hanna über eigene Beobachtungen, über Ereignisse in ihrem Umfeld aus ihrer ganz persönlichen Sicht.

Neben zahlreichen Artikeln hat Hanna in zwei Anthologien, den Apropos-Straßenbüchern, Beiträge veröffentlicht. Eines dieser Straßenbücher trägt den Titel „Denk ich an Heimat“. Darin ist Hannas berührender Beitrag „Heimat im Kopf“ erschienen. Zu diesem Straßenbuch gibt es eine CD, auf der die Verfasser, darunter Hanna, ihre Beiträge vorlesen.

Auch das gehört zum Schreiben: das Lesen vor Publikum. Hanna hat darin bereits Erfahrung, hat gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen gelesen und „einmal mit Karl Merkatz im Theater Odeion in Salzburg“. Darauf ist sie besonders stolz.

Gibt es einen Wunsch für die Zukunft? „So, wie es jetzt ist, passt's. Ich bin sehr zufrieden. Manchmal denke ich, ich bin jetzt reicher als zuvor, als ich noch viel Geld hatte“, sagt Hanna.

Mit dem Schreiben wird sie weitermachen. Dreimal begann sie, ein Buch zu schreiben, zweimal verwarf sie die Idee wieder. Vom jüngsten Buch sind ein paar Seiten im PC gespeichert: ein Hundebuch für Anfänger. „Ich will mich nicht unter Druck setzen. Aber vielleicht schreibe ich es noch. Und eines Tages sitzen wir dann im Literaturhaus Salzburg gemeinsam bei einer Lesung.“

Hanna spielt auf meine Lesung an, die ich am Abend des Interviews beim Krimifest Peng! halten darf. Ich wünsche mir, dass Hannas Vision Wirklichkeit wird. <<

Offenes Gespräch: Krimiautorin Sigrid Neureiter und Schreibwerkstattautorin Hanna S.

HANNA ERINNERT SICH:
„Einer fremden Person von seinem Leben zu erzählen ist nicht gerade einfach, denn manche Dinge behält man gerne für sich. Besonders am Anfang war das Gespräch von einer Unterhaltung weit entfernt, aber das lag wohl daran, dass ich mir eine Krimi-Autorin anders vorgestellt habe und wir beide am Anfang nicht begeistert voneinander waren. Das alles hat sich jedoch geändert, sobald wir festgestellt haben, dass wir beide Raucher sind, und im Laufe des Gesprächs über mehr Gemeinsamkeiten gestolpert sind. Am Ende hatten wir einen Riesen-Spaß und man merkt eben doch, dass unser alltägliches Leben vom Schubladendenken geprägt ist. Der erste Eindruck kann eben doch oft täuschen.“

> „Ohne eine blutende Wunde gibt es keine Narben.“

AUTORIN Julia Maria Pettinger
LEBT in Graz und fühlt sich überall in der Welt zu Hause
ENGAGIERTE SICH in verschiedenen Sozialprojekten in Osteuropa
TRÄUMT davon, dass eines Tages alle Menschen die gleichen Chancen haben
WACHT manchmal nachts auf und ist verunsichert, ob sich dieser Traum jemals verwirklichen wird

Julia Pettinger & Paul Bentoi

SCHWERER ANFANG … LEICHTES ENDE?

von Julia Maria Pettinger | Fotos: Christian Weingartner

Ich sitze wieder im Zug Richtung Graz und während ich das blasse Grün der Wiesen und die alten Bauernhöfe durch die verschmutzte Fensterscheibe betrachte, versuche ich die gesprochenen Worte und die unausgesprochenen Gedanken des Gesprächs zurechtzuflicken. Rekonstruktionsphase. Erste Begegnung mit Paul gegen Viertel nach eins. Erster Eindruck: Ganz anders als erwartet. Aber was hatte ich erwartet? Sind Erwartungen nicht bloß ein Konstrukt aus einer nackten Vermutung oder einem (frucht) losen Anspruch?

Zumindest hatte ich keinen Mann wie Paul erwartet. Einen jungen und gut gekleideten Mann, dessen Hemd fast schon provozierend weit aufgeknöpft ist. Selbstsicher reicht er Doris, der Übersetzerin, dem Fotografen und mir die Hand und gemeinsam gehen wir ins Café Johann, das direkt am Bahnhof liegt. Es ist ein sehr schönes Café. Hell und lichtdurchflutet. Irgendwie vermittelt es etwas von einer sorglosen Welt, in der keine dunklen Geschichten Platz zu haben scheinen. Unauffällig beobachte ich Paul dabei, wie er seinen Blick, scheinbar auf der Suche nach einem Orientierungspunkt in der ungewohnten Situation, durch den Raum wandern lässt. Auf seiner Wange zeichnet sich eine dünne Narbe ab. Sagt man denn nicht, dass Narben Geschichten erzählen? Und wenn dem so ist, so müssen diese doch auf eine Art schmerzhaft gewesen sein, denn ohne eine blutende Wunde gibt es doch keine Narben.

Wir nehmen Platz. Paul sitzt zwischen Doris und mir. Eisbrecherfragen am Anfang. Paul ist vierundzwanzig. Wir wundern uns, denn er sieht viel älter aus. Er meint, das bekomme er öfters zu hören. Paul ist vor sechs Jahren nach Salzburg gekommen, davor war er in Frankreich, Italien, Spanien und Deutschland. Auf die Frage, wieso er dann in Österreich geblieben ist, antwortet er, dass man sich hier am besten durchschlagen kann, ohne kriminell zu werden. Er möchte in Salzburg bleiben. Hier fühlt er sich heimisch. Er möchte nicht mehr zurück nach Tulcea, eine Stadt in Rumänien, die genau an jener Stelle liegt, an der die Donau eine scharfe Biegung Richtung Osten bildet. Vielleicht fährt Paul aber im Sommer für eine Woche nach Hause, um seine Eltern und seinen vier Monate alten Sohn zu besuchen. Länger möchte er dort eigentlich nicht bleiben. Die Mutter seines Sohnes drängt ihn dazu, doch öfters zu kommen. Aber das würde für Paul keinen Sinn ergeben. „Dann würde ja das ganze Geld für die Tickets draufgehen.“ Fünfzig Euro kostet die Hinfahrt und siebzig Euro die Fahrt zurück nach Österreich. Privat versteht sich's. Mit dem Bus komme er auf 250 Euro, das sind hundert Euro mehr als sein Stiefvater im Monat verdient. Außerdem hat ihn Österreich erobert und in Rumänien wartet die Perspektivenlosigkeit auf ihn. Ich frage ihn, was für ihn der größte Unterschied zwischen Österreich und Rumänien ist. „Das lässt sich nicht vergleichen. Niemals.“

In Österreich geht es ihm gut, gerade heute hat er einen Anruf bekommen, dass er am Montag wahrscheinlich wieder arbeiten kann. Ein Schritt Richtung Zukunft. Vielleicht kann er dann sein ganzes Leben lang hier bleiben. So wie er es sich wünscht. Ohne viel Geld, ohne materiellen Reichtum. Es soll einfach genug da sein, um überleben zu können. Genug zum Essen, genug für die Miete, genug, um die Schulden abbezahlen zu können. Paul möchte, dass ich an dieser Stelle Ulrike erwähne. Eine Frau, die ihn unterstützt und ihm Vertrauen entgegengebracht hat, obwohl sie eigentlich keinen Grund dafür hatte. Sie hat ihm geholfen Fuß zu fassen und ihn zu Apropos gebracht. „Mulțumesc din inimă … Ulrike!“

Ich frage Paul nach seiner Familie. Er hat zwölf Geschwister. Er war das jüngste Kind und, wie er meint, auch das schlimmste. Heute sind sie alle quer in der Welt verstreut, auf der Suche nach ihrem Glück. Paul verharrt im gegenwärtigen Moment. Er erzählt, dass seine Mutter einen neuen Mann kennengelernt und ein weiteres Kind zur Welt gebracht hat. Dann stockt er und sein Blick verändert sich. „Tatal meu“ – „Mein Vater“. Das Sprechen fällt ihm schwer. Es scheint, als möchte er nicht darüber reden. Später tut er es doch. Er erzählt, dass sein Vater einen Unfall in Italien hatte und seitdem nicht mehr gehen kann. Er schlägt sich als Tagelöhner durch. An guten Tagen verdient er zwischen zwei und drei Euro. Magere Ausbeute. Paul möchte seinen Vater eines Tages mit nach Österreich nehmen. Damit er nicht mehr hungern muss. Er fährt fort, erzählt von einer verworrenen Kindheit, geprägt von der Alkoholsucht seines Vaters und Schlägen. Davon, dass er mit zwei Jahren gemeinsam mit seinen Geschwistern ins Heim gebracht wurde. Dass sich dort keiner so recht darum gekümmert hat, ob er lesen und schreiben lernt. Heute kämpft er mit Zahlen und Buchstaben. Er spricht davon, dass kein Heim der Welt eine Familie ersetzen kann und dass keine Heimhelferin die Tränen eines Kindes so trocknen kann wie eine Mutter. Mir fällt es schwer, einen klaren Gedanken zu fassen. Unterdrückte Trauer, fließender Übergang zu Gefühlen der Verwirrung. Dunkel und durchdringend.

„Paul, woran glaubst du?“– ein unerlässlicher Versuch, das Gespräch in eine andere Richtung zu lenken. „Ich glaube an Gott. Gott hat mir geholfen, als ich die ersten zwei Nächte in Salzburg auf der Straße verbracht habe. Gott ist mir beigestanden, als die anderen vom Bahnhof gesagt haben, sie werden mir helfen, und kaum habe ich mich umgedreht, waren sie alle verschwunden.“

Ich frage Paul, wie ich den Schluss formulieren soll, was er den Menschen da draußen noch sagen möchte: „Da gibt es viel zu sagen, aber ich möchte einfach allen, die mir geholfen haben, und all jenen, die guten Willens sind, danken und ihnen Geduld wünschen. Denn ich weiß, dass auf einen schweren Anfang ein leichtes Ende folgt. Aber manchmal muss man lange darauf warten.“ <<

Autorin Julia Maria Pettinger und Paul Bentoi trafen sich im Café Johann am Bahnhof zu einem offenen Gespräch.

WAS IST IHR LIEBLINGSBUCH?

Ich finde viele Bücher fantastisch, deshalb hab ich kein spezielles Lieblingsbuch. Was mich aber zuletzt besonders gefesselt hat, war das Buch „Nachtzug nach Lissabon“ von Peter Bieri.

LEONHARD SCHITTER
Vorstand Salzburg AG

WAS WURDE AUS …
Verkäufer Paul Bentoi

Ein gnadenloser Individualist, dessen Selbstsicherheit mit gelegentlicher Realitätsverweigerung einhergeht. Die Grenzen der Apropos-Verkaufsregeln waren ihm zu eng, er hat sie endgültig gesprengt und sucht nun auf anderen Wegen sein Glück in Salzburg.

STECKBRIEF

AUTORIN Renate Pixner
LEBT, um sich ständig weiterzuentwickeln und zu wachsen
SCHREIBT nur ab und zu
FREUT sich über Zeiten zum Auftanken bei schönen Berg- und Schitouren
ÄRGERT sich über Oberflächlichkeit und Egoismus

Renate Pixner & Ilie Marin

DAS HERZ ÖFFNEN

Ein Anruf in der Apropos-Redaktion. Renate Pixner schreibt für das Pfarrblatt Niederalm und möchte mit dem Apropos-Verkäufer, der bei ihrem Supermarkt steht, Kontakt aufnehmen. Mithilfe von Dolmetscherin Doris Welther gelingt es und es entsteht ein Text, der perfekt in diese Rubrik passt.

Der freundliche Apropos-Verkäufer Ilie Marin weckte die Neugier von Renate Pixner.

von Renate Pixner

Immer, wenn ich meine Lebensmitteleinkäufe erledige, sehe ich „ihn". Stehend und wartend vor dem Geschäft, neben Papierkorb und den in Reih und Glied abgestellten Einkaufswägen, mit den für mich immer gleichen Klamotten, seinen Zeitungen im Arm und einem freundlichen Lächeln im Gesicht. Beim Vorbeigehen nickt er. Er – der Fremde. Je öfter ich an ihm vorbeieile, umso vertrauter wird mir sein Blick und umso eher kommt auch aus meinem Mund irgendwann einmal ein leises, zögerliches „Hallo".

Doch wer ist dieser Mann, der bei jedem Wetter da steht und, ohne aufdringlich zu werden, hofft, dass ihm die vielen freundlichen, manchmal aber auch unfreundlichen, gestressten und genervten Einkaufenden eine seiner Zeitungen abkaufen?

Ich will es wissen! Für das Pfarrblatt benötige ich ohnehin noch einen Text, also frage ich „ihn" beim nächsten Einkauf, ob er bereit sei, ein Interview zu geben. Vorerst stimmt er dem Gespräch zu, doch Minuten später verneint er. Sein Chef würde es ihm nicht erlauben. Sprachliche Barrieren zwischen uns machen die Sache nicht einfacher. Ist es Scheu, Angst oder Unsicherheit was „ihn" zur Absage veranlasst? Egal, ich muss es wohl akzeptieren und fahre mit einer Zeitung von ihm wieder nach Hause.

Es lässt mir keine Ruhe. Ein Anruf beim Redaktionsteam seiner Zeitung, bei Apropos, bringt Klarheit und die freundliche Dame am Telefon vermittelt mir sogar eine Dolmetscherin. Tage später stehe ich dann doch mit Bleistift, Notizblock und Handy ausgestattet vor ihm und darf das Gespräch gemeinsam mit der Dolmetscherin, die über den Lautsprechermodus des Handys mit uns in Verbindung steht, führen.

Seine biografischen Eckdaten sind gleich abgefragt. Der Fremde heißt Ilie Marin, ist 50 Jahre alt und kommt aus einem kleinen rumänischen Dorf in der Nähe der Stadt Pitesti. Er ist verheiratet, hat zwei Töchter. Doina ist 20 und verkauft genauso wie ihr Vater hier in Österreich Zeitungen. Natalia ist acht. Seine Frau, die herzkrank ist und Asthma hat, befindet sich derzeit im Krankenhaus. Ein Gedankenblitz beschäftigt mich in diesem Moment. Herzkrank? Wie geht es so einer Frau, getrennt von ihrem Mann, zurückgelassen in Armut und Krankheit mit einem minderjährigen Kind? Leidet diese Frau vielleicht an einem „gebrochenen Herzen"? Zum Nachdenken bleibt keine Zeit, die „Telefonkonferenz" geht weiter.

Erst seit letztem Jahr ist er als Verkäufer bei Apropos „aufgenommen". Über Mundpropaganda kommen die rumänischen Männer und Frauen nach Österreich, einer bringt den anderen mit. Es gibt viele Anfragen bei dieser Zeitung, jedoch lässt die Auflage der Zeitung keine weiteren Verkäufer zu. Für diese Menschen, die hauptsächlich auf der Straße und in Abbruchhäusern leben, bedeutet der Status als Zeitungsverkäufer sehr viel. Über die Organisation der Zeitung wird ihnen ein Deutschkurs angeboten, damit sie mit den vorbeieilenden Menschen vor den Geschäften wenigstens ein bisschen kommunizieren können. Dieser Kurs ermöglicht ihnen einmal in der Woche Wärme, Austausch unter Gleichgesinnten, Hilfe und Unterstützung im fremden Land. Sie kommen in eine bessere Lage und das Betteln bleibt ihnen dadurch erspart.

Was bewegt jemanden, seine Familie zurückzulassen und in Österreich auf der Straße zu leben? Herr Marin lebt nicht auf der Straße. Er wohnt in einem Auto in der Nähe des Salzburger Bahnhofs, gemeinsam mit seiner Tochter, zusammengepfercht auf vier Quadratmeter. Die wirtschaftliche Situation in Rumänien treibt ihn dazu. Von seiner kleinen Landwirtschaft kann er nicht mehr leben.

Auf die Frage, wie es ihm jetzt gehe, sagt er: „Gut, gut, ja, gut!" Die Menschen hier an diesem Verkaufsplatz sind nett und freundlich. Es ist ein guter Platz und er möchte nichts tun, was ihn hier an diesem Ort gefährden könnte. Ist das der Grund für die anfängliche Ablehnung des Interviews? Die Angst ist immer da, sagt er, dass eine Geste falsch sein kann oder sich jemand durch ihn bedrängt fühlt. Das möchte er auf keinen Fall. Er ist einfach nur froh und glücklich, dass er hier vor diesem Geschäft stehen darf und seine Zeitung anbieten kann. Er selbst kauft die Zeitung im Vorfeld um 1,25 € ein und darf sie um 2,50 € verkaufen. Für ihn bedeutet das ein gutes Zubrot. In den nächsten Tagen muss er nämlich mit dem Zug nach Rumänien fahren, um zu Hause nach dem Rechten zu sehen, da seine Frau im Krankenhaus und die Tochter dadurch auf sich alleine gestellt ist. Diese Fahrt kostet ihm 60 €. Das ist für ihn sehr viel Geld.

Während viele Menschen neben uns ins Geschäft hineingehen und wieder herauskommen, möchte ich von Herrn Marin wissen, wie er die Situation empfindet, wenn er Menschen sieht, die im Überfluss leben und ständig volle Taschen und Körbe, gefüllt mit Lebensmitteln und sämtlichen anderen Artikeln, an ihm vorbeischleppen. Vor allem im Advent und vor den Weihnachtsfeiertagen, an welchen wir alle einkaufen, als ob wir verhungern würden? Er sagt, als Mann kümmert es ihn nicht wirklich, was und wie viel die anderen einkaufen. Auffällig für ihn in dieser Zeit ist nur die Beleuchtung rundherum. Wenn er dann wieder nach Rumänien kommt, wird es ihm erst bewusst, wie dunkel es eigentlich in seinem Dorf ist. Da vermisst er dann das Licht. Sonst merkt er keinen großen Unterschied zu anderen Zeiten. Jene Leute, die freundlich sind, sind auch in dieser Zeit freundlich und die Unfreundlichen kaufen ihm trotz Weihnachten keine Zeitung ab. Weihnachten ist auch in Rumänien ein wichtiges Fest. Zu diesem Fest werden die hauseigenen Schweine für die Zubereitung eines guten Festessens geschlachtet. Er selbst glaubt natürlich an einen Gott, an einen helfenden und gütigen Gott. Und was wünscht sich so ein Mann für die Zukunft? Herr Marin wünscht sich vor allem Gesundheit, damit er seinen Job noch lange machen kann, wobei er gerne einer geregelten Arbeit nachgehen würde. Viel Hoffnung dafür hat er nicht, aber aufgeben wird er auch nicht. Solange ihm Gott noch Tage zu leben schenkt, wird er weitermachen, trotz seiner gesundheitlichen Probleme, sagt er, und zeigt mir seine ganzen Tabletten, die er in seiner Jackentasche verstaut hat. Starke Kreuzschmerzen plagen ihn. Durch das lange Stehen in der Kälte werden sie nicht besser. Naja, und beim Wohnen auf vier Quadratmetern wohl auch nicht, schießt es mir durch den Kopf.

Er betont noch einmal, dass er froh ist, hier stehen zu dürfen, ohne verjagt zu werden. Das ist ihm Zukunft genug.

Bewegt von den Informationen beenden wir das Gespräch. Mir ist kalt, denn mittlerweile hat es angefangen zu regnen. Ich verabschiede mich und leicht beschämt fahre ich mit dem Auto nach Hause zu meiner Familie, in die Wärme.

Beim Durchblättern der Apropos-Zeitung entdecke ich noch einen Artikel. Darin steht, dass es den Zeitungsverkäufern nicht um das Öffnen der Geldbörse geht, sondern um das Öffnen der Herzen. Ich halte inne.

Ein schöner Leitgedanke für die Zukunft und vielleicht hilfreich für alle, die den „Fremden" vor den Geschäften mit Distanz begegnen. Hinter jedem Menschen verbirgt sich eine Geschichte. Öffnen wir also die Herzen und nicht die Geldbörsen! <<

Herzlichen Dank an die Dolmetscherin Doris Welther, die sich viel Zeit für das Interview genommen hat. Ohne sie hätte ich nicht so viel über Herrn Marin erfahren.

HINTER DEN KULISSEN:
Normalerweise vermittelt die Apropos-Redaktion den Autoren ihre Gesprächspartner. Im Falle von Renate Pixner war das anders. Sie suchte von sich aus das Gespräch mit Ilie Marin – Apropos-Dolmetscherin Doris Welther unterstützte die beiden. Der dabei entstandene Text für das Pfarrblatt gefiel uns so gut, dass wir uns dazu entschließen, ihn auch in Apropos zu veröffentlichen.

Foto: Privat

STECKBRIEF

AUTOR Fritz Popp
LEBT als Autor, Literaturvermittler und HAK-Lehrer in Salzburg und in Schwarzenberg am Böhmerwald
SCHREIBT Lyrik, Prosa, Satirik und ist Autor des „Salzburger AffrontTheaters".
ÄRGERT SICH über schwer zu öffnende Verpackungen, Telefonierende im Bus und österreichische BerufspolitikerInnen
FREUT SICH über die Frau an seiner Seite und die Zeit mit ihr

BUCHTIPP

CHRONISCH GRANTIG
Fritz Popp

Arovell Verlag 2014
14,90 Euro

Fritz Popp & Georg Aigner

„MICH KENNT MAN AUF VIELE ARTEN"

von Fritz Popp | Fotos: Anna Schmitzberger

So kennen ihn bereits viele in Salzburg: Georg Aigner, Radiomoderator, Zeitungsschreiber und freundlicher, kommunikativer Apropos-Verkäufer, seit Jahren mit dem Moped zwischen Kuchl und Neumarkt unterwegs, in der Stadt in letzter Zeit hauptsächlich am Platzl stehend. Als ich ihn dort das letzte Mal traf, erzählte er mir, dass er anschließend eine Sendung mit der Buhlschaft-Darstellerin Birgit Minichmayr gestalte.

Die Mitleidstour liegt ihm nicht. Verkäufer Georg Aigner packt lieber an.

> „Es geht darum, klüger zu werden und Verantwortung für sein Leben zu übernehmen."

Nicht alle kennen seine Vorgeschichte, wenn sie sich vielleicht auch schon über seine auffallend tätowierten Arme gewundert haben – unprofessionell gestochen, verfertigt mit einer Ersatztinte aus verflüssigten Schuhsohlen und mit ins Gefängnis eingeschmuggelten Farben. Georg verheimlicht diesen Teil seiner Biographie gar nicht. Auch nicht, was es heißt, alles zu verlieren: Selbstachtung, Verantwortungsgefühl, Freunde, Familie.

Aber jammern ist seine Sache nicht. Die Mitleidstour liege ihm nicht. Und auch nicht das Beschönigen. Immer wieder fällt im Gespräch das Wort „Verantwortung".

Im Pinzgau ist er aufgewachsen, auf dem Land, mit dem Gefühl, eigentlich nicht wirklich dazuzupassen. Unfreiheit sei eine prägende Erfahrung der Kindheit und Jugend gewesen. So habe ganz selbstverständlich der Vater die Berufswahl für alle seine Kinder getroffen. Auch bei Georg, der muss Metzger werden. Ist er auch geworden, den Beruf hat er jedoch nur kurze Zeit ausgeübt. „War nicht meins." Was „seins" war, ist ihm damals noch nicht klar. Einen Ruf macht er sich vor allem als „Raufer", seine erweiterte Kampfzone reicht von Krimml bis Zell. So will er sich behaupten in einer Umgebung, die ihn nicht akzeptiert. Alkohol und Schlägereien, mit diesen beiden Begriffen steckt er seinen damaligen Lebenshorizont ab. Geld verdient er mittlerweile als Holzfäller, denn „im Forst fragt keiner, welche Vorgeschichte man hat oder woher man kommt." Und in dieser Vorgeschichte gibt es nun immer wieder kurze Gefängnisaufenthalte. Er habe zunehmend „nur gesoffen und gerauft" und die Hemmschwelle, aber auch jeden Respekt verloren. Alles sei ihm egal gewesen. Nach Salzburg sei er schließlich gekommen, um in der Anonymität der Stadt nicht so aufzufallen. Aber hier sei er noch schneller untergegangen. Der Großteil seiner damaligen Weggefährten sei heute bereits tot. Auch er war auf dem besten Weg dahin.

„Klüger zu werden", sagt er, „darum gehts'." Und „Verantwortung für sein Leben zu übernehmen." Das sei seine Erkenntnis, sein Credo. Und: „Am Boden zu bleiben, um nicht abzustürzen." Das sind keine Phrasen aus einem Ratgeberbuch, dahinter steckt bittere Erfahrung.

Bevor er nämlich endgültig gescheiter wird, kommen noch der ganz große Blödsinn und die Konsequenz: sieben Jahre Gefängnis. Und das, obwohl er gerade eine Beziehung eingegangen ist, auch wenn er eigentlich fest glaubte – und auch alle, die ihn kannten – er sei „nie im Leben beziehungstauglich". 2400 Briefe hat sie ihm ins Gefängnis geschrieben, Evelyne, mit der er heute verheiratet ist. Der Gefängnispfarrer hat kommentiert, dass es „das normal so nicht gibt". Und dabei hatten sich Evelyne und Georg erst drei Monate gekannt.

Vielleicht ist diese Erfahrung auch ein Grund dafür, dass er klüger und verantwortlicher geworden ist. Und sozialer. „Was mir früher selber nie eingefallen wäre", wie er sagt. Man kannte ihn früher eben anders. Ganz anders.

Jetzt ist er bereits seit einigen Jahren alkoholabstinent und hat „Verantwortung für sein Leben übernommen." Hat viel gelernt bei der Pflege seiner an Parkinson erkrankten Schwiegermutter. Weiß, was es heißt, nicht aufgegeben zu werden.

Und darum kennen ihn jetzt immer mehr als jemanden, der mit seinem Wissen, seiner Lebenserfahrung andere berät und unterstützt. Nicht mit Solidaritätserklärungen und billigen Trostworten, nein, mit konkreten Tipps. „Information", sagt er, „ist unglaublich wichtig, denn Armut hat auch mit fehlender Information zu tun." Einmal im Monat bietet er jetzt zusammen mit seiner Frau in der Radiosendung des Apropos-Teams solche Informationen und stellt soziale Einrichtungen vor, wie etwa schon die Pflegeberatung, den Verein Neustart oder den VinziBus. Oder auch Persönlichkeiten – wie eben unlängst Birgit Minichmayr, an der ihm gefällt, dass sie trotz ihres Erfolges sozial geblieben ist.

„Apropos" habe ihm sehr geholfen dabei und die Mitarbeit bedeute ihm sehr viel – nämlich neben einer Aufgabe noch die Möglichkeit, freischaffend tätig zu sein, auch die wunderbare Gelegenheit, zu schreiben und zu veröffentlichen, und natürlich die Gestaltung einer Radio-Sendung. Die Zeitung auf der Straße zu verkaufen sei ihm anfangs nicht so leicht gefallen, da habe er erst „über den eigenen Schatten springen müssen", aber jetzt sieht er es als eine herausfordernde Tätigkeit, bei der er immer wieder interessante Leute kennen lerne und mit deren Lebensgeschichten konfrontiert werde. So habe ihn das Schicksal der entlassenen Papierfabrikarbeiter in Hallein stark berührt, als er dort die Zeitung verkauft habe. Man bekomme so schon einiges vom sozialen Leben mit. „Und viele Leute", sagt er, „suchen das Gespräch. Es gibt viele einsame Leute."

Auch wenn Georg immer wieder betont, dass jeder für sich verantwortlich sei, plädiert er nicht für einen unsozialen Individualismus oder Heroismus. Das Soziale, die sinnvolle Fürsorge, das Angebot der Hilfe zur Selbsthilfe, das sehe er gerade als seine Aufgabe, ja, als seine „Religion". Sein Glaube ist eher geerdet, den Himmel überlasse er anderen.

„Es passt alles so wunderbar zusammen", sagt er gegen Ende des Gespräches. Und: „Es wird immer spannender." Mit leichter Verwunderung scheint Georg die Entwicklung seines Lebensweges zu betrachten, was sich da so wunderbar zusammengefügt hat: Beziehung, Arbeit, sinnvolle Aufgaben. Und dazu kommt noch die Vorfreude auf das, was noch kommen wird. Vielleicht gibt es noch mehrere Arten und Weisen, wie wir ihn noch kennen lernen können. Es ist ihm noch einiges zuzutrauen, denke ich mir. Wäre möglich, dass er uns noch verblüfft. Verschmitzt lächelt er, als möchte er sich selber auch noch überraschen. <<

Mit seinen tätowierten Armen wirkt Georg wie ein harter Junge – sein Herz spricht eine andere Sprache.

Autor Fritz Popp im Gespräch mit Apropos-Verkäufer Georg.

GEORG ERINNERT SICH:
„Das Spannende am Gespräch war der Autor an sich. Er ist ein unglaublich interessanter Mensch. Ich bin ihm heute noch dankbar, dass er meine Biographie so gut zusammengefasst hat, und ich benutze sie regelmäßig, wenn ich Vorträge halte. Ich freue mich, wenn man sich über den Weg läuft."

BUCHTIPP

WINTERSPUREN
Geschichten zu Advent und Weihnachten aus der Lungauer Schreibwerkstatt
Christina Repolust & Annemarie Indinge (Hrsg.)

Wolfgang Pfeifenberger Verlag
22,90 Euro

Foto: Privat

STECKBRIEF

AUTORIN Christina Repolust
SCHREIBT Glossen und Satiren

FREUT SICH über die neue Staffel von „House of Cards“
ÄRGERT SICH, dass sie gleich bei der ersten CD dieser Polit-Serie eingeschlafen ist

GENIESST die zwei kleinen Katzen, die sie am Abend daheim erwarten

Augustina (l.) und Christina haben sich im Apropos-Deutschkurs kennen- und schätzen gelernt.

Christina Repolust & Augustina Cazan

IN IHREN AUGEN SCHAUKELT DIE WELT

Augustina ist eine Dame. Etwa 160 cm groß. Damit ist sie gerade passend groß für mich. So groß, dass ich ihr in die Augen schauen kann. Das ist mein Glück, so kann ich viel in den Augen zu lesen versuchen. Manchmal sehe ich darin ein Gedicht, manchmal einen kleinen Prosatext und manchmal auch nur Ruf- oder Fragezeichen. Diese Augen, braun mit viel Funkeln, erzählen in Augensprache, was Augustina alles erlebt hat. Diese Augen bilden wenige Nebensätze, sie verraten nichts, sie deuten eher an, Geschwätzigkeit liegt diesem Augen-Paar so gar nicht.

von Christina Repolust | Foto: Sigmas Soluchas

Augustina lernte ich im Deutschkurs kennen: Sie ist immer 10 Minuten vor Kursbeginn da. Die Mappe mit den Unterlagen liegt vor ihr, letzte Woche hat sie mir ihr neues Grammatikbuch gezeigt. Sie will Deutsch von Grund auf lernen, sie will üben und hat es nicht gern, wenn einer im Kurs zu geschwätzig ist. Denn Geschwätzigkeit liegt ihr fern, ihr Humor ist stets punktgenau, manchmal sagt ihr Augenzwinkern mehr als manche Comedy im Fernsehen. Auch das Schulterzucken im richtigen Augenblick beherrscht die 45-Jährige. Ihre Tochter ist 18 Jahre alt, heuer im Sommer wird sie ihre Mutter in Salzburg besuchen. Aber diese Eckdaten wie Alter, Herkunftland – Rumänien – und Familienstand sind nur Behelfe, wenn man jemanden kennenlernt bzw. kennenlernen will. Sie sind wie Einstiegshilfen ins Schwimmbecken, dann muss man selber schauen, wie es weitergeht. Ob man sich mehr sagen will oder nichts zu sagen hat. Augustina legt Wert auf hübsche Kleidung, sie spricht ihre KollegInnen auf einen neuen Haarschnitt, einen neuen Jogging-Anzug hin an. Sie liebt Schönheit, daher liebt sie auch Orchideen und will auch gleich noch wissen, wie diese Farbe, die nicht so richtig rot und nicht rosa ist, heißt. Die Farbe heißt „Lila“ und Augustina findet auch das Wort Lila hinreißend.

Stolz ist Augustina immer dann auf sich, wenn sie bisher geläufige Fehler einfach nicht mehr macht. Etwa die Verben richtig konjugiert und das verflixte „n“ in der ersten Person Singular nicht mehr verwendet: Ich esse, ich verkaufe, ich komme – da lächelt die ganze Augustina und weiß, dass sie noch viele Wörter lernen will. Sie weiß, wo es schöne Dinge günstig zu kaufen gibt, sie besucht auch Einrichtungen wie die WABE und freut sich, wenn sie einen Einrichtungsgegenstand „für zu Hause“ erstehen kann. Wenn sie von „zu Hause“ redet, werden ihre Augen noch ein bisschen brauner, sie schaut durch einen durch, als würde sie auf einen Feldweg schauen oder ein Haus oder einfach eine andere Welt, die neben ihrer Welt hier in Salzburg immer da ist. Was Augustina anpackt, das macht sie perfekt.

Sie achtet darauf, dass die Anwesenheitsliste immer ausgefüllt wird: zum Wohle der Verwaltung und zum Wohle ihrer KollegInnen. Wenn es darum geht, Anträge auszufüllen, kommen die KollegInnen aus dem Verkäuferkreis des Apropos zielsicher auf Augustina zu. Sie nimmt sich Zeit, sie will wissen, was der Ratsuchende braucht, und dann studiert sie das Formular. Schlampigkeit kann sie ja gar nicht leiden und so müssen die KollegInnen schon noch etwas nachtragen, manchmal sogar einen neuen Antrag holen, wenn zu viel korrigiert werden musste.

Augustina teilt immer mit, wann sie im Deutschkurs fehlt, wie lange sie fehlen wird und dass sie sich auf ihr Zuhause freut, auf die Tochter aber immer ganz besonders. Wenn ich Augustina beim Verkaufen der Straßenzeitung beim Disconter in Aigen treffe, lächeln mir ihre Augen entgegen: Diskret wie im Kurs ist die gebürtige Rumänin auch im Verkauf. Sie hält die Zeitung gut sichtbar den KundInnen hin und scheint auch jene zu verstehen, die mit vollem Wagerl eilig an ihr vorbeihetzen. Die, die weniger im Wagerl haben, scheinen dafür mehr Zeit zu haben. Aber vielleicht ist das auch nur eine Momentaufnahme. Augustina erzählt einer jungen Frau mit Baby, dass sie eine Tochter in Rumänien habe, doch, die sei wirklich schon 18 Jahre alt. Das erzählt sie, NACHDEM die Frau die aktuelle Juni-Ausgabe gekauft hat, es ist jetzt das Gespräch „danach“, eine stille Übereinkunft so von Frau zu Frau. Wenn Augustina ihre Kappe trägt, wirkt sie ein wenig keck: Ein bisschen Michel aus Lönneberga, ein bisschen Emil und die Detektive, ein bisschen von allem, so könnte man es sagen. Es gibt Selbstbewusstsein, das kommt ohne viele Beigaben aus, es ist in der Person angesiedelt, die im Hier und Jetzt vor einem steht, ihre Vergangenheit in sich trägt, Übergänge bewältigt, ein Daheim, ein Zuhause und eine Heimat hat. Das alles ohne Rührseligkeit, dafür aber mit Stolz und Freude daran, dass es KäuferInnen hier vor dem Diskonter gibt, dass manche mit ihr beim Kauf der Straßenzeitung sprechen und auch dass es die Farbe Lila gibt.

> „Augustina findet auch das Wort Lila hinreißend!

Wenn ich jetzt die Kurzbeschreibung liefere, dann sind mir deren Lücken bewusst. Schelmisch, humorvoll, intelligent, mit Wortwitz gesegnet, spricht mit Augen und Mund, gepflegt, fordert heraus, freundlich, hilfsbereit, klar, kraftvoll. Wenn sie sich ärgert, dann senden ihre Augen Warnzeichen aus, so, jetzt reicht es, sagt das rechte Auge und das linke senkt zustimmend das Lid. Ein Foto wollen und sollen wir miteinander machen? Gerne, sagt Augustina, und hängt sich bei mir ein. <<

WAS WURDE AUS …
Verkäuferin Augustina Cazan

Sie managt seit Jahren ihr rumänisches Zuhause von Salzburg aus, sorgt dafür, dass ihre Tochter studieren kann und ein besseres Leben haben wird. Und wenn sie eines Tages nach Rumänien zurückkehrt, wird sie sich an ihre Lila-Zeit in Salzburg erinnern.

WAS IST IHR LIEBLINGSBUCH?

Von Ernest Hemingway „Der alte Mann und das Meer“ – eine intensive Erzählung darüber, wie wichtig es ist, niemals aufzugeben.

ANDREAS HUSS
Obmann der Salzburger Gebietskrankenkasse

STECKBRIEF

AUTOR Peter Reutterer
LEBT in Bergheim bei Salzburg, stammt aus dem Waldviertel
SCHREIBT Erzählungen, Kurzprosa, Gedichte, bisher zehn Bücher

FREUT SICH über alles Schöne und Liebe wie Jazz und feine Menschen
ÄRGERT SICH über Engstirnigkeit, Gewalt, Nazis und Bürokraten

BUCHTIPP

AM THAYASTROM
Peter Reutterer

Verlag Bibliothek der Provinz 2014
15 Euro

Peter Reutterer & David Pandrea

CU DUMENZEU – MIT GOTTES HILFE

> „Jeder Mensch sollte ein Zuhause haben.“

von Peter Reutterer
Fotos: Andreas Hauch

Eigentlich hatte ich mich auf die etwa mir gleichaltrige Andrea vorbereitet, Österreicherin, Beinahe-Lehrerin, mit einem Schreibpreis ausgezeichnet, Leben auf dem Kapuzinerberg, gemeinsame Themen und Abenteuerliches schienen absehbar, absteckbar. Aber das Leben ist nicht abzustecken, Andrea kommt nicht ins Café, sie fühlt sich nicht gut, will vielleicht gar nicht porträtiert werden.

So sitze ich einem jungen rumänischen Verkäufer gegenüber, David Cain Pandrea, und alles ist ganz anders. An seiner Seite sitzt seine noch jüngere Lebensgefährtin, und da beide nur wenig Deutsch sprechen, ist eine Übersetzerin dabei. „Also Clubsitzung“, denke ich, „wenn man den Photographen dazurechnet, sind wir jetzt ein Sitzungsteam von fünf Leuten.“ „So ist das bei Apropos, es ist immer alles anders“, erklären mir Redakteurin und Chefredakteurin, und natürlich haben sie recht. Als wir einen schönen Tisch im Freien haben, wird mir klar, dass alles gut und in Ordnung ist. Nicht zuletzt sorgt die recht kommunikative Dolmetscherin Doris Welther für eine entspannte und angenehme Atmosphäre. Das Leben strömt eben dort, wo es will.

David Cain Padrea sitzt mit seiner Iasmina Burulea vor mir, sie lächeln, wirken lebensfroh. Der Vierundzwanzigjährige mit seiner sechzehnjährigen Gefährtin, sie wohnen in einem großen Altwagen, den sie immer umstellen müssen, in dem man aber ganz gut schlafen kann. Wie das mit Bad und Dusche usw. ist, frage ich nicht, die beiden sind gepflegt und unterscheiden sich auch hinsichtlich ihrer Kleidung nicht von andern jungen Menschen. Einen Moment denke ich: „Jetzt begegnen sich Bewohner verschiedener Planeten.“ Aber das ist nicht richtig. Leben und Lieben sind hier wie dort gleich, auch wenn ich heute nicht über Literatur, Tennis oder Schulsystem plaudern werde.

Peter Reutterer mit David, Iasmina und Dolmetscherin Doris.

Von Orten versuche ich zu reden, die beiden kommen aus der Umgebung von Pitesti, man hätte gehört, dass man in Österreich mit Zeitungsverkauf Geld verdienen könne. Dort also dieser Ort, in dem David und Iasmina zur Schule gegangen sind, gerne zur Schule gegangen sind. Iasmina hat sich für Sprachen interessiert, etwas Französisch gelernt. Zu Hause waren die Mühen übermächtig, bei Iasmina noch sechs Geschwister, bei David sogar sieben. Gott sei Dank gab es ein Feld, ein Pferd und eine sehr gute Kuh, die viel Milch gab. Über Orte versuche ich zu reden, aber David kennt sonst nichts in Rumänien, war nur einmal in Bukarest, um die kranke Schwester zu besuchen. In Österreich kennen die beiden Wien nur vom Vorbeifahren, damals, als sie versuchten, mit dem Verkauf der Straßenzeitung „Global Player“ ein Einkommen zu finden. Grundlos fährt man nicht herum, erklärt mir die Dolmetscherin, wenn man sich ums Überleben mühen muss. Ich komme aus einem Sommer, in dem ich in zehn verschiedenen Ländern die Augen aufgerissen habe, also doch Bewohner verschiedener Planeten.

Nein, nicht nur das Leben und das Lächeln in unseren Gesichtern verbindet uns, auch das geeinte Europa. Iasmina und David wären nicht hier, wäre Rumänien nicht ein Teil Europas, sie haben ein verbrieftes Recht, ihr Land zu wählen. Aber beim Ortswechsel ging es niemals darum, ein Land aus Neugier zu bereisen, auch hier in Österreich geht es darum, zu arbeiten, um zu überleben. Dabei wirken die beiden sympathischen Leute keineswegs verängstigt. Ich werde erst später herausfinden, was die beiden so vertrauensvoll die Tage bestehen lässt. Er sei Mechaniker und Elektriker, er habe sich immer für Autos interessiert, erzählt David. Und natürlich wünsche er sich, als Mechaniker zu arbeiten. Dass gestern Vettel in Monza reüssiert hat, werfe ich ein, weil ich es aus den Medien aufgeschnappt habe. Etwas, was meine rumänischen Gesprächspartner kaum kennen, sie arbeiten den ganzen Tag, um ihren Lebensunterhalt zu sichern. Jede Arbeit würde er annehmen, jede, egal ob Reinigung oder Bauarbeiten, egal, versichert David.

Ich denke an das ambivalente Verhältnis der Österreicher zu Ausländern. Strache und die FPÖ sagt den beiden Gott sei Dank nichts. Überhaupt ist Politik kein geeignetes Diskussionsthema, David und Iasmina arbeiten eben den ganzen Tag, und das sieben Tage in der Woche, kein Spielraum zum Zeitungslesen, Fernsehen. Dabei können sie höchstens 120 Euro im Monat erwirtschaften. Von diesem Einkommen schafft es David, seine Schwester in Rumänien, die zehn Kinder durchbringen muss, zu unterstützen. Von Ceaușescu, dem ehemaligen rumänischen Präsidenten, versuche ich zu reden: David wurde geboren, als Ceaușescu getötet wurde. Die Großeltern hätten von dieser Ära erzählt. Schlecht wäre das Eingesperrtsein innerhalb der Grenzen gewesen: Allerdings würden heute viele Leute den damals selbstverständlichen Sozialstandards nachtrauern, keiner wäre auf der Straße gestanden. David bestätigt, was wir eigentlich schon wissen, die Wirtschaftsmächte Europas haben dem Land Armut beschert, die rumänische Autofirma seiner Heimatstadt wurde von Renault übernommen, viele Angestellte entlassen. Aber ganz ohne Utopie lebt kein Mensch, denke ich. Die Wünsche Davids für die kommende Welt sind aber so einfach wie überzeugend: „Jeder Mensch sollte Arbeit haben, es sollte genug Arbeit auf der Welt geben.“ „Und“, fügt er hinzu: „Jeder Mensch sollte ein Zuhause haben.“

Noch einmal hake ich bezüglich der doch allzu bekannten, immer wieder aufkeimenden Ausländerfeindlichkeit in Österreich nach. Manche Leute würden sie beschimpfen, aber der Großteil wäre freundlich. Er würde nicht zurückschimpfen, erklärt er, das wäre gegen seine christliche Einstellung. David, der Aufrechte, sitzt vor mir. Und für Iasmina, sein geliebtes, hübsches Mädchen, muss er ein Fels sein. Auch wenn sie beschimpft werden, verlieren sie nicht ihr Vertrauen in Gott, das Leben und ineinander. Das Mädchen trägt lediglich ihren Ausweis in einem Brusttäschchen, seit sie in Österreich bestohlen wurde.

Sein Leben werde „cu siguranta“ (mit Sicherheit) besser, er fühle es, erklärt er unserer freundlichen Dolmetscherin. Ein wenig erfahre ich noch über andere Details der Arbeit. Dass es Handelsketten gibt, die den Verkäufern vor ihren Geschäften das Verkaufen untersagen, dass sich aber einige Filialleiter darüber hinwegsetzen. Ich bin im Kern der Geschichte angekommen. Es ist eine Geschichte der Liebe und des Gottvertrauens. „Cum Deo“, hat mir einmal vor Jahrzehnten ein Lehrer an die Tafel geschrieben, nun schreibt mir Doris Welther „cu dumenzeu“ in mein Notizbuch, „mit Gottes Hilfe“. Und „cu dumenzeu“ wird David eine gute Arbeitsstelle finden, vielleicht durch einen Leser dieses Artikels. <<

David hört den Fragen von Autor Peter Reutterer aufmerksam zu.

WAS WURDE AUS …
Verkäufer David Pandrea

Eine Arbeitsstelle hat David noch nicht gefunden. Er hat wiederholt sein Glück immer wieder zuhause in Rumänien versucht, ist aber jetzt wieder zurückgekehrt ins Apropos-Verkäuferteam.

BUCHTIPP

FADENKREUZ - EIN MIRA-VALENSKY-KRIMI
Eva Rossmann

Folio Verlag 2015
19,90 Euro

STECKBRIEF

AUTORIN Eva Rossmann
LEBT im südlichen Weinviertel
SCHREIBT vor allem Krimis, rund um die Wiener Journalistin Mira Valensky und ihre bosnischstämmige Putzfrau und gute Freundin Vesna Krajner

DABEI geht es um aktuelle gesellschaftspolitische Themen, um den schönen Schein und das, was dahinter lauert

FREUT SICH über die Sonne, ein gutes Glas Wein, einen Abend mit ihren FreundInnen, Menschen, die über sich selbst hinausdenken
ÄRGERT SICH über Ignoranz und Fantasielosigkeit, so sind auch ohne Schuldgefühle die schlimmsten Dinge machbar

Eva Rossmann & Luise Slamanig

ES GEHT VIEL *SCHNELLER*, ALS MAN GLAUBT

Luise sitzt mir im Salzburger Literaturhaus gegenüber. Offen, aber auch abwartend. Ich kenn mich bei „Apropos“ nicht wirklich aus, das stellt sie sehr schnell fest. Da ist sie die Expertin. Und bei vielem anderen, was das Leben so spielt, auch.

von Eva Rossmann | Fotos: Christian Weingartner

Apropos-Verkäuferin Luise erzählt Autorin Eva Rossmann von dem Auf und Ab in ihrem Leben, ihren Wünschen an die Politik und für ihre ganz persönliche Zukunft.

» Ich verkauf die Zeitung schon seit 15 Jahren, seit der dritten Ausgabe bin ich mit dabei.
» Und wie war das damals?
» Am Anfang war das schwierig, du hast den Leuten viel erklären müssen. Da hat's schon welche gegeben, die haben einen blöd ang'redt. Jetzt kennen's mich schon alle, ich hab auch Stammkunden, manche sind inzwischen Freunde.
» Sie machen das, um Geld zu verdienen?
» Leben könnt ich davon net, aber es ist die Butter aufs Brot.
» Und wovon leben Sie sonst?
» Des will ich lieber nicht sagen … *(lacht ein wenig)*
» Wie sind Sie eigentlich aufgewachsen?
» Ich hab acht Geschwister und bin in Südkärnten aufgewachsen, Volksschule, Hauptschule, Lehre als Einzelhandelskauffrau abgeschlossen und dann irgendwann weg von daham.
» Weil's zu eng war?
» Nein, das hat andere Ursachen gehabt …
» Und wo sind Sie dann hin?
» I bin zuerst nach Deutschland, zu Onkel und Tante, aber da bin ich wieder zurück, weil das mit der Arbeitsgenehmigung schwierig war. Dann bin ich nach Vorarlberg.
» Also wieder ganz schön weit weg von daheim …
» Ja! Das wollt' ich. Dort hab ich mich dann zur Metallfacharbeiterin umschulen lassen, weil das mit der Einzelhandelskauffrau war nie mein Traumberuf, und das hab ich ein paar Jahre gemacht.
» Und dann sind Sie wieder weg …
» Das war ein bissl anders. Irgendwann hab ich meine Wohnung verloren, ich war mit der Psyche nicht so gut beisammen, das war schon so seit Kärnten. Ich hab die Miete net zahlen können.
» Wie ist Ihnen das passiert? Sie haben ja eine Ausbildung und Sie haben gearbeitet.
» Da war ich arbeitslos. Ich hab dann in einem Gasthaus gearbeitet, und wie das vorbei war, bin i dag'standen.
» Und da hat's keine Freunde oder Freundinnen gegeben, die geholfen haben?
» In Vorarlberg hab i net so viel Kontakte gehabt. Zum Glück bin ich dann nach Salzburg, da hat es den Verein „Treffpunkt“ gegeben, die haben die Obdachlosen betreut und da hab ich mit meinem Lebensgefährten eine Übergangswohnung bekommen, und von dort bin ich dann in eine Gemeindewohnung.
» Und Ihr Lebensgefährte? Der war weg?
» Na! *(lächelt)*. Der ist geblieben, aber er hat eine Wohnung und ich hab eine.
» Und das geht sich aus mit dem, was Sie mit dem Zeitungverkaufen verdienen?
» Des wollt ich eigentlich nicht sagen … aber von mir aus: Ich hab eine ganz kleine Pension, aber von der könnt ich in Salzburg nicht leben. Mit dem Zeitungsverkaufen bin i vor allem auch unter die Leut' gekommen, wo man sich sonst eher zurückzieht.
» Sonst sind Sie immer daheim?
» Nein, Radlfahren, das mach ich gern. Und auf Rockkonzerte gehen …
» Auf welche?
» Zu denen, die im Rockhouse sind. Ich hab den Kulturpass und da kriegt man, wenn man Glück hat, Freikarten.
» Sie kennen so viel, Sie könnten glatt als Journalistin für Ihre Zeitung arbeiten!
» Das mach ich eh. Ich hab Politikerinterviews gemacht, Buchrezensionen, wir haben in der Zeitung immer so Schwerpunktthemen, darüber schreib ich. Eines war jetzt: Was tut weh?
» Und was tut Ihnen weh?
» Was mir weh tut … dass mein Lebensgefährte so schwer krank ist. Er hat ein Lungenemphysem. Er ist immer wieder im Krankenhaus. Man muss ständig mit der Angst leben, dass es irgendwann vorbei sein könnt.
» Gibt's da Freunde, die helfen können?
» Ja, schon. Und ich bin bei einer Psychologin, die mir hilft. Ich hab schon länger eine Gesprächstherapie. Wegen der Kindheit, weil da Traumatisierungen waren und so.
» Wenn Sie schon früher eine Therapie bekommen hätten, wär dann Ihr Leben anders gelaufen?
» Keine Ahnung, damals hat's das net gegeben. Da hat sich viel getan, seit den Siebzigerjahren. Ich bin manisch-depressiv. Ich muss Medikamente nehmen, die haben dann Nebenwirkungen wie Zittern oder Zuckungen, aber ohne Medikamente ist man die halbe Zeit in der Nervenklinik. Inzwischen bin ich gut eingestellt.
» Und wie lang wissen Sie schon, dass Sie manisch-depressiv sind?
» Das hat mit neunzehn angefangen. Es waren immer so Angstzustände … und irgendwann war dann die Diagnose.
» Gut. Weil sonst wird einfach gesagt, die ist ein bissl deppat oder spinnat …
» Das war eh so am Anfang. Deswegen bin i ja weg von daheim. Leider gibt's solche Vorurteile sogar heute noch, dabei hat so etwas mit Dummheit nichts zu tun.
» Was hat Ihnen geholfen?
» Den richtigen Arzt, die richtige Therapeutin zu finden, eine Aufgabe zu haben … Freunde, dass man integriert ist.
» Als Sie damals die Wohnung verloren haben, war das noch anders.
» Das kann man wohl sagen. Da war ich obdachlos. Arg ist das. Wenn ich da an eine Nacht in Bregenz denk': Da hat uns ein Polizist bei minus 20 Grad um drei in der Früh aus der Hütt'n hinausgejagt. Ja … da bist dann umeinandergangen, hast umeinandergefroren. In Bregenz hab ich keine Sozialhilfe gehabt … und gegessen haben wir halt Klostersuppe. Für mich war das menschenunwürdig. Du kannst dich net pflegen, net waschen … Ich hab gesagt, in die Situation will ich nie mehr wieder kommen! – Und im letzten Dezember ist mir dann meine Wohnung abgebrannt. Dann bin i wieder dagestanden …
» Aber jetzt gibt es ja Leute, die helfen.
» Ja, schon … aber trotzdem … man hat sich an alles erinnert. *(Sie hat Tränen in den Augen.)* Es geht viel schneller, als man glaubt … es war halt wieder eine Traumatisierung … weil ich weiß, wie das ist, wenn nix mehr da ist … die Angst …
» In Griechenland haben jetzt viele Menschen keine Arbeit, kein Geld, verlieren alles: Beschäftigt Sie das?
» Die Reichen putzen sich. Des ist dort und da so.
» Wie sollte man denn umgehen mit denen, die nichts haben?
» Sie sollen mit einem umgehen wie mit einem normalen Menschen. Ich bin einmal mit meiner Zeitung gestanden, da ist eine Fremdenführerin gewesen und die hat gesagt: Sie hackelt da, ich steh' da nur blöd umeinand' und soll weggehen. Dabei verkauf ich auch meine Zeitung. Aber im Großen und Ganzen hat sich das schon sehr zum Positiven entwickelt und die Leute respektieren mich und sie kaufen die Zeitung dann auch.
» Steht ja immer was Spannendes drin.
» Des is wahr!
» Wünschen Sie sich etwas von der Politik, oder von denen, die das Sagen haben?
» Ja schon! Sie sollen sich um die Gesundheitspolitik kümmern und um die Sozialpolitik. Weil es die sozial Schwachen eh schon schwer genug haben im Leben. Und gerade in diesen Bereichen wird oft gespart!
» Und gibt's irgendwas, das Sie sich für Ihr Leben wünschen?
» *(Sie überlegt lange)* Ich weiß nicht … Natürlich, dass es meinem Lebensgefährten gut geht. Und sonst … Ja, schon: Dass es Frieden bleibt.
» Und so einfach für sich selbst?
» Fallt mir nichts ein …
» Weil Sie so bescheiden sind?
» *(Sie lacht)* Das lernt man. Es gibt so einen Spruch: Bleib immer bescheiden, verlang nicht zu viel, dann kommst du zwar langsam, aber sicher ans Ziel.
» Stimmt das? Wie nah sind Sie beim Ziel?
» Schon! Fast.

LUISE ERINNERT SICH:
„Wenn ich an das Gespräch zurückdenke, kommen verschiedene Emotionen in mir auf. Einerseits hatte ich das Gefühl, dass die Autorin die Fragen nur gestellt hatte, weil es ihr Job war, andererseits war sie so einfühlsam und freundlich. Das Gespräch war eine neue Erfahrung für mich und wenn ich den Text, den sie geschrieben hat, lese, muss ich an die Zeiten denken, als mein Lebensgefährte noch an meiner Seite war.“

STECKBRIEF

AUTORIN Marlen Schachinger
LEBT als Literatin und Dozentin im Weinviertel und in Wien
FREUT SICH über Fundstücke in Bibliotheksbüchern
ÄRGERT SICH über Arroganz

BUCHTIPP

ALBORS ASCHE
Marlen Schachinger

Otto Müller Verlag 2015
19,00 Euro

Marlen Schachinger & Milica Lazic

MILICA BRINGT ~~NIEMAND~~ UND ~~NICHTS~~ UM

– aber vielleicht könnte das Leben auch einmal gut werden?

von Marlen Schachinger
Fotos: Christian Weingartner

Apropos-Verkäuferin Milica Lazic hat das Lachen nie verlernt.

Autorin Marlen Schachinger ist verblüfft von Milicas Lebensprallheit.

Die beiden Frauen eint eine Familiengemeinsamkeit.

Als der Kellner kommt, bestelle ich, wie gewohnt, einen „Turecka Kava“ und denke an Milica, die ich wenige Stunden zuvor in Salzburg traf. „Nein, nein, keinen Kaffee!“, sagte sie. Der mache den Magen sauer, und das sei nicht gut; in ihrem Kopf gehe es ohnedies drunter und drüber, zu viele Sorgen, seit sie ihre Arbeit verloren habe … „Am 12.01.2015 um 15 Uhr.“ Über mein Erstaunen im Hinblick auf diese bizarr exakte Zeitangabe, lacht sie: Ja, das wisse sie deshalb so genau, weil sie an jenem Tag zwei Schichten absolviert hatte, ihre eigene, gefolgt von derjenigen einer erkrankten Kollegin. Solches habe ihr nichts ausgemacht. Sie sei daran gewöhnt zu arbeiten, seit 62 Jahren. Und ich notiere mir ein Fragezeichen, irgendwie kann das nicht stimmen, ich werde nachhaken, später, im Moment bin ich vollauf damit beschäftigt, ihrem Wortschwall zu folgen …

Vor 30 Jahren habe sie Serbien verlassen, 23 lebe sie in Salzburg; und gerne. Knapp zwei Jahre nach ihrer Ankunft in dieser Stadt habe sie in der Küche der „Steirischen Weinstube“ zu arbeiten begonnen; dieses Lokal, erzählt Milica mir, der Ortsfremden, sei eine Institution in Salzburg gewesen, deshalb habe es alle verblüfft, als überraschend Konkurs angemeldet wurde. Vorhersehbar sei das nicht gewesen. Da habe das Elend angefangen, am 12. Jänner um 15 Uhr, denn wer gebe einer Alten wie ihr noch Arbeit? Sauer werde das Leben, verliere man die Arbeitsstelle. Dann müsse man Acht geben, dürfe nicht zu viel Kaffee trinken, sonst werde man selber sauer, im Inneren, aber morgens, da koche sie sich noch immer gerne einen Kaffee – einen Türkischen, fügt sie hinzu, und ihre Augen lachen.

Einen türkischen Kaffee, um den Tag zu beginnen, und alsdann nicht allzu viel herumlaufen, da machen ihre Beine nicht mehr mit, das Alter, und seit das Auto sie umgestoßen habe … – mein fragender Blick unterbricht ihre lebhaft sprudelnden Sätze: Wie das denn nun bitte zu verstehen sei?, „umgestoßen“? – Darauf antwortet sie mit einem einzigen Wort: „Fahrerflucht.“ Und ihre rechte Hand, zur Faust geballt, stößt die linke brutal zur Seite, braust Richtung Himmel davon. „Mit 150 km/h, mindestens“, erzählt Milica. Froh sei sie gewesen, als ihre Kolleginnen, die sich immer ein bisschen später auf den Heimweg gemacht hätten, die Straße entlang gekommen wären. Sie hätten ihr geholfen, Polizei und Rettung geholt; kein anderer sei stehengeblieben. Das Sprunggelenk gebrochen, zahllose Prellungen, die linke Seite mit Hämatomen übersät, fünf Wochen Krankenstand, dann sei sie wieder in der Küche gewesen: „Die Milica“, habe ihre Chefin gesagt, „die Milica bringt niemand und nichts um.“ – An manchen Tagen, fügt sie nach einer kurzen Pause hinzu, schmerze sie bis heute der linke Fuß. Deshalb sei es so wichtig, dass sie einen guten Platz finde, an dem sie als Kolporteurin stehen könne, einen guten Platz, an dem Apropos erwünscht sei und gekauft werde, denn sie habe insgesamt sechs Personen zu versorgen, Tag und Nacht frage sie sich, wie das gehen solle, und sie beziffert, die Finger ihrer linken Hand als Wegweiser für die einzelnen Posten nutzend, der Reihe nach Miete, Strom, Essen … Zahlen über Zahlen prasseln auf uns ein, bis sie sich an die Stirn fasst: Wie solle man da nicht Kopfweh bekommen? Seit Tagen schmerze er sie, ein Karussell drehe sich darin, aus Zahlen und Fragen, auf die es keine Antwort gebe.

Seit dem Tod ihres Vaters arbeite sie, damals war sie zehn gewesen: Maisschneiden auf einem Feld, Aushelfen, mit der Mutter; später habe sie in einer Champignonfabrik, dann in einer Ziegelei geschuftet – das Gewicht der nassen Ziegel spüre sie heute noch in den Knochen. Früh habe sie geheiratet, früh starb ihr erster Mann; der zweite, sagt sie, der sei ein Fehler gewesen. Gesoffen habe er, und nun liege er bloß noch herum, was soll man mit so einem Mann machen?, sag mir das!?, mit so einem, der sauft, bis alles verbrannt ist, in seinem Inneren? Ihre Schwiegertochter kümmere sich jetzt um ihn. Leicht sei das nicht, nichts passe ihm, das Essen habe zu viel Salz oder zu wenig, sei zu heiß oder zu kalt – an allem finde er etwas zu nörgeln … Gestern habe ihr die Schwiegertochter am Telefon erzählt, dass sie den Kindern – Michael und Miloš, dreieinhalb seien die beiden jetzt, und Milica zeigt mir ein Foto der zwei Jungen – dass sie den Kindern Kekse gab. Miloš hielt seines dem Großvater hin, dieser jedoch meinte, der Kleine solle es selber essen, worauf Miloš ihm antwortet: „Iss den Keks – und Ruhe!“, und Milica wiederholt die Worte des Kleinen, lacht, bis ihr Tränen kommen. Oh, sie fehlen ihr, aber morgen, da werde sie zu ihnen fahren, und ihre Schwiegertochter sei ein Schatz, sehr jung noch, doch halte sie alles penibel in Ordnung, die Wohnung, die Kinder, kümmere sich um Milicas Mann … Welche sei dazu schon bereit, dem Schwiegervater den Hintern abzuwischen, ihn zu versorgen, seine Launen zu ertragen? Nein, ein Schatz sei sie, ihre Milena … „Diejenige, die meinem Herzen nahe ist“, übersetze ich, denn nichts anderes bedeutet der Name. Milica sieht mich erstaunt an. Meine Tochter, erkläre ich, heiße ebenso, deshalb kenne ich diesen Namen. Und plötzlich ist da eine Wärme zwischen uns beiden, die wir einander fremd sind, zwei Frauen, zwei aus und in verschiedenen Welten lebenden.

„Kinder“, sagt Milica eindringlich, „sind wichtig –“, und sie hält inne: Sie liebe Kinder, alle. Wer sie geboren habe oder wo, sei unwichtig, sie sei Oma Milica, für die Kinder im Haus, in ihrer Straße. Sogar für die Punks vom Bahnhof; auch wenn keiner ihr eine Zeitung abkaufe, säßen die mit ihren Hunden neben ihr; „ach, Oma, hast nicht ein bisschen was für uns?“, und dann gebe sie ihnen … Seither, erzählt Milica, grüßen sie mich, in der Straßenbahn oder wo auch immer … „Weißt du“, sagt Milica, „wenn ein Baum nicht allein stehen kann, lehnt er sich an. Und wenn es einem Menschen nicht gut geht, muss er sich auch anlehnen dürfen.“ So laute eines ihrer Sprichwörter, so sei sie erzogen worden, und auch ihre Enkel erziehe sie in diesem Sinn: Wer habe, der gebe. Sei es ein wenig Geld, damit das Mädchen über ihr mit ihrem Liebsten telefonieren könne, seien es Erdbeeren für die Kleinen von unten, „und husch, weg von der Straße“, sagt sie und scheucht die Kinder, die in Milicas Phantasie zu unseren Füßen auf einer Stufe hockten, vor meinen Augen ins Haus … – ja, manchmal träume sie davon, dass sie alle zusammenleben könnten, ihre Enkelkinder, ihre Schwiegertochter, ihr Sohn … und gesund; zusammen und gesund; es sei hart, hier allein zu sein, die Familie nur ab und an zu sehen. Familien sollten zusammen sein; nicht nur die ihre, unterbricht sie sich sogleich. Davon träume sie. Dass das Elend endlich aufhöre; an dem in Serbien, da seien die „drei großen Köpfe“ schuld, sagt Milica, diese „Großköpfe“ bräuchten bloß immer einen noch ausladenderen Thron – ausbaden müssten es dann die anderen. Was für ein blöder Krieg sei das gewesen!, schimpft sie. Kopfweh bekomme sie, wenn sie daran denke, und denken müsse sie, Tag und Nacht, sie bräuchte nur einen guten Platz, um die Zeitung zu verkaufen …

Wie ein Mantra kehrt dieser Satz wieder, einen guten Platz, nicht so weit von ihrem Wohnort entfernt, einen Platz, an dem sie stehen dürfe … Von Anfang an sei sie bei „Apropos“, als zweite habe sie dort begonnen, zuerst nur nebenher. Derzeit sei es ihre einzige Einnahme – plötzlich hält sie inne, sieht mich fragend an: Einmal müsse das Leben doch gut werden, nicht? Einmal müsse es doch –?, und Milica lässt ihre Handfläche steil nach oben ziehen. Dass es so sein werde, sicherlich, diese Floskel will mir nicht aus dem Mund. Milica hat Besseres als lapidare Almosen verdient. Wie das denn weitergehen solle, beginnt das Karussell in ihrem Kopf erneut zu kreisen, einen guten Platz nur, sie müsse doch für alle sorgen: Milena, Michael, Miloš, ihren Sohn, ihren Mann …

Ob ich so unverschämt sein dürfe und erfahren, wie alt sie wäre?, frage ich nun endlich.

„72“, sagt sie. „72?“ „Ja“, und ihre Augen blitzen mal wieder vor Vergnügen. Sie sei im zweiten Frühling, behauptet sie lachend: „Nur Wasser, keine Creme“, und ihre Fingerspitzen massieren die Schläfen. Nur Wasser, das halte jung. Aber die grauen Haare, und sie zieht das Kopftuch ein wenig zurück, werde Milena ihr am Wochenende färben, kastanienbraun, denn sie müsse ihren Pass erneuern lassen, einen österreichischen habe sie, und Stolz liegt in ihrer Stimme, seit zehn Jahren sei sie österreichische Staatsbürgerin. Für das Foto in diesem Ausweis wolle sie schön sein, und Milena werde ihr helfen, jetzt, am Wochenende, sie werde ihre Enkel sehen, kurz nur, aber Hosen und T-Shirts wolle sie den Kleinen mitbringen, sie würden so schnell groß; und Vitamine, die Kinder sollen gesund bleiben, wachsen, und – irgendwann müsse doch alles gut werden, irgendwann einmal müsse doch das Leben wahrhaftig gut werden, oder? <<

WAS WURDE AUS …
Verkäuferin Milica Lazic

Sie gehört zu Apropos seit ewigen Zeiten. Momentan ist sie dabei, sich von einem Herzinfarkt zu erholen, der sie für mehrere Wochen außer Gefecht gesetzt hat. Jetzt muss das Leben aber wirklich endlich wahrhaftig gut werden!

BUCHTIPP

HAUSROMAN
Gudrun Seidenauer

Residenz Verlag 2012
21,90 Euro

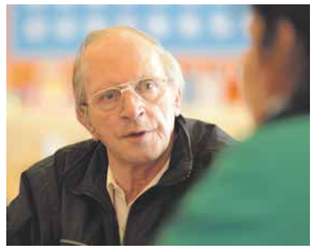
STECKBRIEF

AUTORIN Gudrun Seidenauer
LEBT immer lieber. Gerade sehr gern

FREUT SICH über wache Augen, die andere wahrnehmen
ÄRGERT SICH über simple Weltbilder

FOTOS

Leon Kirkholt ist der Liebe wegen von Kopenhagen nach Salzburg gezogen. Zuvor fotografierte er unter anderem für die dänische Straßenzeitung Hus Forbi.
http://gonzalesphoto.dk



Nachdenklich: Edi Binder redet nicht gern über sich selbst.

Gudrun Seidenauer & Edi Binder

~~KEINE~~ RUNDE GESCHICHTE

Von Gudrun Seidenauer

Der Herr B. redet nicht gern. Über sich? Schon gar nicht. Mein Versuch, ihn unter anderem mit der Plattitüde, er habe doch sicher viel Interessantes erlebt, aus der Reserve zu locken, lässt ihn ziemlich unbeeindruckt. Ganz recht so, mich würde es ja auch nicht freuen, auf solch eine Allerweltsphrase anzuspringen. Wir sitzen im Café, beäugen uns ein wenig, und erst einmal frage ich die Eckdaten ab: 66 Jahre ist er alt und stammt aus einem kleinen Ort in Niederösterreich, was man der Färbung seiner Sprache immer noch ein wenig anhört. Es gibt (oder gab, Herr B. weiß es nicht, was ihm leid tut) einen Bruder, zu dem seit langem kein Kontakt mehr besteht, die Mutter war im Weltkrieg ausgebombt und dabei schwer verletzt worden, seitdem arbeitsunfähig. Der Vater ist unbekannt, der Junge ist ab vierzehn im Gastgewerbe tätig.

Für Jahrzehnte geht er auf Saison, ist fast in ganz Österreich unterwegs, am liebsten in Tirol. Herr B. spricht leise, bei dem Mittagslärm im Café muss ich mich zu ihm hinüberbeugen, um ihn zu verstehen. Höflich, freundlich und knapp beantwortet er alle meine Fragen, vielleicht weil er denkt, dass sich das so gehört. Für ein oder zwei Minuten bin ich besorgt: Was, wenn es mir nicht gelingt, Herrn B. in der guten Stunde, die wir bis zum Eintreffen des Fotografen an Gesprächszeit vereinbart haben, zum Plaudern zu bringen? Wenigstens ein paar griffige Anekdoten, die sich in die üblichen Textförmchen gießen und ordentlich aufbacken lassen? Allmählich aber löst sich Herrn Bs. Blick von der Tischplatte und ich trenne mich von der Vorstellung einer runden Geschichte. Herr B. misstraut dem Gerede und ich misstraue den gut erzählbaren Storys. Das ist doch eine Basis.

Einige Tage, bevor ich ihn zu einem Gespräch traf, aus dem dieses Porträt hervorgehen sollte, hörte ich auf Ö1 eine Sendung mit dem Titel „Die Marke Ich“: Ständig, so wurde darin beklagt, unterliegen wir Menschen in einer durch und durch medialisierten Kultur dem Zwang, ein möglichst dynamisches, handlungsstarkes, lebensfrohes Bild unserer selbst zu entwerfen, das dann bis zur Ununterscheidbarkeit mit unserem „eigentlichen“ Ich verschmelzen soll – im besten Fall sollen wir zu unseren eigenen „Coaches“ werden (was ein Tarnbegriff für den Sklaventreiber ist, der sich darin verbirgt). Wir sollen uns optimieren, unsere Ressourcen nutzen, uns vernetzen, stets wissen, wer wir sind, aber gleichzeitig flexibel auf die Herausforderungen der Gegenwart reagieren und so weiter und so weiter. Schlecht könnte einem werden und schwindelig sowieso. Alles Mögliche sollen wir sein. Sichtbar und mitteilsam auf jeden Fall. Funktionieren sollen wir, uns selber projizieren, Schein und Sein in eins bringen: Über uns selbst zu sprechen, uns selbst darzustellen, gehört dabei zu den selbstverständlichen Forderungen einer Ich-fixierten Kultur, in der dieses Ich gleichzeitig höchst gefährdet ist: Kaum verabsäumt es, sich lautstark und bildmächtig Aufmerksamkeit zu verschaffen, droht es auch schon zu verschwinden. Wer aus sich keine Geschichte macht, verliert das Gesicht gleich mit. Und was ist mit denen, denen das aus unterschiedlichen Gründen die Sprache verschlagen hat?

Mit einem Mal wird mir klar, dass ich Herrn B. gar nicht mit irgendwelchen Tricks zum Plaudern bringen muss und das auch gar nicht möchte. Das wäre schließlich nichts anderes als die übliche Manipulation. Und nichts anderes als das Übergehen der Tatsache, dass Herr B. nicht allzu gerne von der Vergangenheit spricht, vielleicht überhaupt nicht, vielleicht nur nicht mit Fremden. Ein paar auffallend oft wiederkehrende Vokabeln geben darüber Auskunft, dass da einiges sehr Schwere und Dunkle in der Erinnerung abgelegt ist, und auch, dass einiges für Herrn B. selber ganz im Dunkel liegt. Der Alkohol war ständiger Begleiter über Jahrzehnte, etwa Mitte vierzig war wohl der Tiefpunkt erreicht, der, wie so oft, zum Umkehrpunkt wurde: Zuerst allein und dann mit der im Nachhinein für ihn höchst fragwürdigen Hilfe eines Hypnotiseurs stand Herr B. den Entzug durch. Etwa zehn Jahre zuvor war es der Bergunfalltod seiner großen Liebe, einer ganz jungen Frau, die am Schneeberg abstürzt, was ihn noch weiter in die Sucht hineintrieb.

Seit 2003 lebt er in Salzburg, war irgendwann des „Herumzigeunerns“, wie er es nennt, doch müde geworden. Aber ein Zuhause sei nicht drin gewesen. Keiner Frau habe er sich als Ehemann zumuten wollen. Überhaupt ist es leichter und naheliegender über das zu reden, was alles nicht da war, in jungen Jahren nicht und später auch nicht: eine wirtschaftliche Grundlage, ein Vater, etwas wie Heimat. Vielleicht auch vieles andere nicht. So fern liegt das alles, dass er es lange Jahre nicht einmal als Mangel wahrnimmt. Rühren wir nicht zu viel dran, sagt Herr B. auch heute. Er muss vorsichtig mit dem sein, woran er denkt. Sonst kommen die Depressionen wieder, die er mit der Chemie ganz gut in Schach hält. Die Traurigkeit sitzt ganz dicht unter der Haut. Wenn man zuhört und hinsieht, kann man sie spüren. Die Bodenlosigkeit war ein allzu vertrauter Zustand, vertrauter und bekannter als jede mögliche Alternative, jeder andere Lebensentwurf. Herr B. erzählt, dass er so vieles vergessen und verloren habe, viel Geld und viele Erinnerungen: an Menschen, an Arbeitsplätze, an die vier Wirtshäuser, die er im Laufe seines Arbeitslebens besessen oder gepachtet hatte. Schuld daran sei der Hypnotiseur, und eines Tages würde er den Kerl schon noch erwischen. Ich bin skeptisch und denke an die Sucht, den allergrößten Hypnotiseur, den es gibt, das weiß auch ich. In all dem Mangel war auf jeden Fall genug Raum für die Sucht vorhanden, um sich auszubreiten, Raum einzunehmen in Herrn Bs. Leben, es geradezu aufzufressen, wie er sagt. Auch in unserem Gespräch erzählt er eigentlich überraschend viel davon.

Als ich ihn frage, ob er nicht stolz darauf sei, seit nunmehr über zwanzig Jahren trocken zu sein, verneint er nach einem Moment des Zögerns. Das sei ihm doch schon selbstverständlich, meint er, aber mir scheint, in seinen Augen blitzt doch etwas anderes auf: eine ordentliche Dosis Lebendigkeit. Ein schüchternes Lächeln und eine Handbewegung wischen die bewundernde Anerkennung für den erfolgreichen Kampf, die ich zu vermitteln versuche, schnell wieder weg. Meine Frage, ob es ihm nach dem Entzug nicht besser gegangen sei, lässt Herrn B. noch einmal lange zögern. Ich glaube, er hat bemerkt, dass das genau das ist, was ich ganz gerne hören will. Zugegebenermaßen lauert in mir der Wunsch, zumindest eine Erfolgsstory, eine wirklich helle Zone in Herrn Bs. Lebensbilanz aufzuspüren. Der Entzug war die Hölle, sagt er, was solle man mehr dazu sagen. Er habe es geschafft, darüber sei er schon froh. Letzteres kommt sehr zögernd, fast unhörbar. Aber danach sei es ihm zum Teil auch sehr schlecht gegangen. Die Sucht ist unser liebster Feind, schreibt die niederländische Autorin Connie Palmen. Ja, gewiss unser Feind. Aber auch etwas, das wir lieben, für das wir brennen, ob wir wollen oder nicht, wie es mit allen wahren Lieben eben ist: Was wären sie ohne das gefährliche Moment der Unkontrollierbarkeit.

Jetzt ist Herr B. recht froh über das ruhige und kontrollierte Leben zwischen Glockengasse und Linzer Gasse, wo er die Zeitung verkauft und Blumen zustellt. Es ist ein kleines Zubrot zur Pension, es ist aber vor allem ein täglicher Halt, der trotzdem nicht einengt. „Wenn es mich einmal nicht freut, muss ich auch nicht arbeiten gehen“, gesteht Herr B. mit einem verschmitzten Lächeln. Ein kleines, dafür aber ganz reales und bodenständiges Stückchen Glück ist das schon, und es freut mich, dass Herr B. das weiß. <<

Vorsichtige Annäherung: Apropos-Verkäufer Edi Binder erzählt Autorin Gudrun Seidenauer aus seinem Leben.

EDI ERINNERT SICH:
„Die Autorin war sehr nett. Im Gegensatz zu anderen Gesprächen, die man hin und wieder führt, konnte ich mit ihr vollkommen offen und frei reden.“

STECKBRIEF

AUTORIN Brita Steinwendtner
LEBT in Salzburg
SCHREIBT über Menschenschicksale und gegen Krieg

ÄRGERT SICH über eigene versäumte Möglichkeiten
FREUT SICH über Vogelsang in der Morgendämmerung

BUCHTIPP

AN DIESEM EINEN PUNKT DER WELT
Brita Steinwendtner

Haymon Verlag 2014
22,90 Euro

Brita Steinwendtner & Ion Mateiu

DAS KREUZ DES LEBENS

von Brita Steinwendtner | Fotos: Markus Knoblechner

Er küsst meine Hand, verbeugt sich, schaut mich mit dunkelbraunen Augen an, dunkel auch die Haut des Gesichtes, in das schwarze, kurze Haar mischt sich Weiß. Offen der Blick, er komme aus einer Familie mit ganz ehrlichen Menschen, unkompliziert und direkt, er komme aus der Comuna Mihăiesti in Rumänien, am südlichen Rand der Karpaten.

Wie soll man über einen Menschen schreiben, dessen Sprache man nicht spricht und er nicht meine? Doris Welther ist die liebenswerte Dolmetscherin. Ein, zwei Stunden, um ein wenig über das Leben eines Menschen zu erfahren, der 2011 nach Salzburg kam, um Arbeit zu suchen. Ion Mateiu ist sein Name. Er ist Straßenverkäufer für Apropos. Hat keinen festen Standplatz. Die Geschäftsführung des Marktes, vor dem er stand, hat mittlerweile den Verkauf vor dem Geschäft verboten. Das tue ihm leid, sagt Ion, er habe die Kundschaft zum Teil schon gekannt, es war ein kleines Stück Heimat.

Heimat, ja. Wo? Nicht dort, wo er aufgewachsen ist. 1978 war eine große Überschwemmung, sie verloren ihr Haus, zogen in die Stadt, nach Câmpulung Muscel. „Mama“ ist das Wort, das Ion immer wieder ausspricht. Und der Vater? Ist fort. Ging nach Bukarest. Ist tot oder für ihn gestorben. Ion hat den Mädchennamen der Mutter angenommen, die beim Autohersteller ARO Arbeit fand. Zehn Jahre geht Ion zur Schule, hat eine gute Schulbildung. Die Mama sorgt dafür, dass ihm nichts abgeht. Er bekommt ein Fahrrad, wie die Freunde, spielt Tischtennis und Volleyball, eine große Freiheit.

Doris Welther dolmetschte beim Gespräch im Café Haidenthaller.

Dann Militärdienst, 16 Monate, geringer Sold, viele Arbeitseinsätze. Danach geht auch er ins ARO-Werk. Etwas mit Elektrik, auch Fräserei.

Ceaușescu-Land. Schlechte Entlohnung, Korruption, Aussichtslosigkeit. Mit dem Werk geht es bergab. Mateiu wird arbeitslos. 1989 geht er wie Tausende andere auf die Straße. Demonstriert gegen den Diktator. Dürfte sich einer offiziellen Protestbewegung angeschlossen haben. Bukarest, Hermannstadt. Kämpfe, Schrecken und Angst. Tote, die bestohlen werden, eine goldene Uhr, Schuhe. „Ich hab es nicht gemacht“, sagt Ion.

„Ehrlich“ war sein erstes Wort in unserem Gespräch. Das zweite war „unkompliziert“. Davon ist nicht geblieben. Die Hoffnung auf Veränderung, auf freie Wirtschaft und Aufschwung hat sich nicht erfüllt. Auch nicht die erhoffte staatliche Vergütung für die Monate voll Gefahr und die Schaffung einer besseren Zukunft. Noch 1995 hat er genau dokumentiert, wo und wie er gekämpft hat – ein Schreiben als Anerkennung, war alles, was er bekam, das kann er sich an die Wand hängen, davon hat er nichts.

Ion ging zurück in die Fabrik. Sie war total veraltet, die Kommunisten hatten jahrzehntelang nichts investiert und auch im neuen Regime fanden sich keine Investoren, sie wurde geschlossen. Wieder arbeitslos. „Im Land hat sich nichts geändert“, sagt Mateiu, Korruption wie immer, die, die zuerst am Ruder waren, waren es auch nachher. Sie haben sich bereichert, der kleine Mann hatte nichts. Ion spricht lebhaft, aufgeregt und ohne Pause, Frau Welther kommt mit dem Übersetzen nicht nach. Es war eine verlorene Zeit, verlorener Verdienst. Und dann: keinen Fuß mehr auf den Boden bekommen.

Was war in den zehn, fünfzehn Jahren, bis er wegging? Noch einmal sagt er: Es ging bergab. Was ist zu wissen, denke ich, von einem Leben, von dem wir keine Ahnung haben? Von dem wir vielleicht denken: Er hätte doch ..., er hätte doch können ... ? „Jetzt hab ich 13.800 Euro Schulden“, sagt Ion.

Aber noch einmal zurück: 1991 heiratet Ion eine Jugendliebe aus der Schulzeit. In drei Jahren kommen drei Kinder zur Welt: zwei Mädchen, ein Bub. Die Älteste macht heuer Matura, die Zweitälteste ist ein Jahr davor. Die Schule ist frei, aber Bücher und mitunter Nachhilfe müssen bezahlt werden. Die Frau hat eine schwere Operation hinter sich, sie kann nicht arbeiten. Zehn Euro pro Kind und pro Monat Unterstützung – alles andere kommt von ihm. Dem Vater, der in Salzburg auf der Straße steht und Zeitung verkauft und sagt, wenn Michaela und Hans von Apropos nicht wären ...

Wieder eine Hoffnung. So klein, denke ich, so schwach. Arbeit in einer hiesigen Fabrik? „Das scheitert an der Sprache“, sagt Ion. Er ist gerne Straßenverkäufer, er mag Menschen. Wünscht sich jedoch einen fixen Platz. Fürchtet die Konkurrenz anderer Straßenzeitungen. Und wo und wie wohnt er? Die Österreicher, so lenkt er schnell ab, sind hilfreiche, liebevolle Menschen. Und im selben Satz: Aber es tut weh, dass manche auf ihn zeigen. Warum tun sie das? Ich bin ehrlich. Ich bin ohne schlechte Absichten gekommen. Es tut weh, in einen Topf geworfen zu werden mit jenen, die nicht arbeiten oder die kriminell werden. Am liebsten würde er die Grenze wieder sperren lassen, es sollten nicht alle kommen dürfen, es sind nicht alle Totschläger oder Organisierte, aber man kann das Rad nicht zurückdrehen, aber ..., aber ...Und wieder ist Ion außer sich, er will sich und sein Land schützen vor pauschaler Verurteilung. Und das Wort „Roma“ fällt und aufgeregt zieht er seinen Ausweis aus der Brieftasche: Er ist rumänischer Staatsbürger. Er ist Rumäne!

Ich möchte alle Frauen zu Prinzessinnen machen, sagt er. Das ist manchen Kundinnen zu viel, aber ich kann nicht aus meiner Haut, aber ich respektiere alle. Aber ... Die vielen Aber eines Lebens. Und sein Verdienst? Wenn es nicht gut geht, sagt er, zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben. Und unvermittelt: wie zu Hause. Wir Rumänen sollten vor dem EU-Parlament stehen und deutlich sagen, wie es in unserem Land aussieht, die Menschen haben nichts zu essen und nichts anzuziehen, ich seh nur Leid und Elend und die Politiker arbeiten genauso in die eigene Tasche wie früher. Aber ihr habt sie gewählt, wenden wir ein, und gibt die EU nicht Hilfsgelder? Sie kommen nicht beim Volk an, sagt Ion, und argumentiert aufgebracht und bitter wie vorhin.

Und da steht er auf der Straße, irgendwo in Salzburg. Und wohnt, schließlich sagt er es doch und verschämt, bei einem Freund im Auto. Oder in aufgelassenen Häusern. Ich möchte gerne das Recht haben, zu reisen, sagt er, etwas von der Welt zu sehen.

„Alle die tausend Tausendstelsekunden von Gefallen, Angst, Begierde, Abscheu, Ruhe, Erregung, die einer durchmacht, worauf sollen die schließen lassen? ... Auf eines doch nur: dass er von vielem gehabt und gelitten hat“, schreibt die österreichische Dichterin Ingeborg Bachmann. Ja, wie also schreiben über einen Menschen, von dessen Leben man nur Splitter erfragen kann? Und Ion schreibt in seiner schönen, geläufigen Schrift einen Suchbegriff für YouTube in mein Notizbuch. Auf den Videos kann man das Leben in den Hochhäusern von Câmpulung Muscel sehen, wo seine Familie lebt: OMUL SUFERINTEI. Und zieht ein bronzenes Kreuz unter seinem T-Shirt hervor. „Ich bin der Weg“ steht darauf. Und dankt den Österreichern, die ihm mit Respekt begegnen. Und nimmt meine Hand in seine beiden Hände und neigt sich über sie und sagt zum Abschied: „Treffen wir uns in fünf Jahren wieder? Und sehen, was aus allem geworden ist?“ <<

> „‚Ehrlich‘ war sein erstes Wort in unserem Gespräch.“

WAS WURDE AUS ...
Verkäufer Ion Mateiu

Ein klassischer „lieber Kerl“, der jetzt ohne Apropos um seine Existenz in Salzburg kämpft. Zu viele Menschen konnten mit seiner Art der Zuwendung nicht umgehen, er konnte und kann wahrscheinlich bis heute nicht begreifen, dass es Grenzen der Mitteilsamkeit gibt.

Fotograf Markus Knoblechner

Ich habe mehrmals mit Aproposverkäufern gearbeitet, sei es für den Kurzfilm „Apropos: Verkäufer & Geschichten“ oder für die Zeitungsrubrik „Schriftsteller/in trifft Verkäufer/in“. Für mich persönlich ist der Kontakt immer sehr speziell gewesen, da ich bei meiner Arbeit „im Hintergrund“ den Geschichten der Verkäufer lauschen konnte.

Besonders in Erinnerung blieb mir dabei das Treffen mit Ion Mateiu, der mit seiner positiven, freundlichen Art einen trüben, verregneten Nachmittag zum Erleuchten brachte.

BUCHTIPP

DIE ERDSAMMLERIN
Christa Stierl

edition innsalz 2014
18,00 Euro

STECKBRIEF

AUTORIN Christa Stierl
LEBT in Salzburg
SCHREIBT Kurzgeschichten, Gedichte, Kindergeschichten
LIEBT Literatur, Hunde und das Spiel auf der Oud, einer arabischen Laute
HÖRT arabische Lautenmusik
FREUT SICH über guten Kaffee und gute Texte
ÄRGERT sich über Ungerechtigkeit!

FOTOS

Leonhard Stierl arbeitet als selbstständiger Foto- und Videograf, wohnt in Salzburg und ist auf der Welt zu Hause. Er liebt das Reisen und Fliegen als Privatpilot, mit Paragleitschirmen und Drohnen. Er fotografiert am liebsten Menschen und versucht, mit der Lichtmalerei Emotionen einzufangen.
www.stierl.at

Christa Stierl & Georgiana und Cosmin Fieraru

BRÜCKE ZUM GESTERN

von Christa Stierl

Diese Geschichte hat eine Vorgeschichte. Vor gut 70 Jahren wurde meine Familie mit vielen anderen Deutschen von den Russen nach fast tausendjähriger Ansiedelung aus Rumänien vertrieben. Als sie flüchten mussten, ließen sie alles zurück, bis auf das, was sie am Leib hatten, ihre Stickereien und einige Fotografien. Die wurden dann im Kreis der alten Frauen in der neuen Heimat Österreich immer wieder betrachtet – Fotos, auf denen man auch ihre schmucken Häuser sah, welche jetzt die neuen rechtmäßigen Besitzer, Rumänen und Zigeuner, bewohnten. Ich saß als Kind dabei. Nie ließen diese alten Frauen in ihren schwarzen Kopftüchern einen Zweifel aufkommen, was sie von den neuen Hausherren hielten und wie unrecht sie den Verlust ihrer Besitztümer fanden. Ich selbst aber habe innerlich den Russen immer dafür gedankt, dass ich nicht unter dem Ceausescu-Regime leben musste …

Und jetzt sitze ich im Café zwei Rumänen gegenüber – das erste Mal in meinem Leben, welches mir bisher so viele Bekanntschaften mit Menschen aus aller Herren Ländern geschenkt hat. Eigentlich hätte es ein Interview nur mit Georgiana werden sollen, aber sie brachte an diesem besonderen Tag, ihrem 26. Geburtstag, auch ihren Ehemann Cosmin mit. So wurde es ein Doppel-Gespräch, doppelt auch im Hinblick auf Herzlichkeit und Wärme, wie sich vom ersten Moment an zeigte.

Sie freue sich, heute hier zu sein – ihre Kunden hätten schon gefragt, wann denn endlich sie porträtiert würde, erzählt Georgiana. Die Kunden würden viel fragen, sie könne aber noch nicht gut auf Deutsch antworten. Die Kunden seien so nett zu ihr, und auch die Mitarbeiter des Rochushofes, wo sie ihre „Apropos"-Zeitungen verkauft. Und gut aufgehoben fühlt sie sich: Einmal habe sie starkes Bauchweh gehabt, und die Mitarbeiter des Rochushofes hätten sie so aufmerksam umsorgt. Diesen Menschen würde sie gerne Danke sagen, und besonders auch Frau Alexandra („jung und blond" als Erkennungsmerkmal!), welche immer so interessiert nach ihrer Tochter fragt.

Christa Stierl dachte während des Gespräches an ihre eigenen Wurzeln in Rumänien zurück.

Ein Jahr ist Georgiana schon da – ein Gesicht wie ein frischer Apfel, glänzende schwarze Haare und strahlende Augen. Jedes Mal, wenn man sie anschaut, lächelt sie. Cosmin, ruhig, warmherzig und sehr liebevoll im Umgang mit seiner Frau, ist schon länger hier, an die sechs Jahre. Er verkauft sein „Apropos" bei der Aigner Post, und auch er möchte sich via diese Zeilen vielmals bei seinen Kunden bedanken, die so freundlich zu ihm seien, besonders auch bei Barbara, Silvia und Antje vom Bewohnerservice Aigen-Parsch.

Georgiana und Cosmin stammen aus Campulung, einer Stadt südlich der Karpaten. Die nächste größere Stadt Pitesti ist um 1950 durch das sogenannte Pitesti-Experiment, bei dem politische Gefangene durch Folter zu Kommunisten umerzogen werden sollten, zu trauriger Berühmtheit gelangt. Darüber wissen die beiden jungen Menschen, die vor mir sitzen, wahrscheinlich gar nichts. Pitesti, 120 km östlich von Bukarest ist für sie die Stadt mit dem Dacia-Werk. Campulung hingegen ist bekannt für seine gesunde Luft – nur dass man davon nicht leben kann, denn Arbeit gibt es dort keine. Georgiana und Cosmin wohnen dort in einer Kate unter 150 bis 200 Familien. Cosmins Vater und Georgianas Mutter leben noch in Rumänien – sie versorgt die beiden Kinder des Paares, die 10-jährige Bianca und den 7-jährigen Silvio, welche beide in Campulung in die Schule gehen und ihre Eltern alle zwei Monate sehen.

Geheiratet haben die beiden, als Georgiana 13 und Cosmin 16 war. Er durfte nur fünf Jahre die Schule besuchen, dann war für seine Familie zwar nicht der Schulbesuch unerschwinglich – der ist gratis –, sondern der Kauf der Schulsachen wie Hefte, Stifte. Er hätte gern länger gelernt, so wie auch Georgiana, die es immerhin auf acht Schuljahre gebracht hat. Welchen Beruf sie sich erträumt hätte? Sie muss nicht lang nachdenken: Ärztin, und auch ihre Tochter will Ärztin werden. Und Cosmin? Cosmin überlegt. Mechaniker, sagt Georgiana. Sicher Mechaniker! Cosmin nickt …

Kindheitserinnerungen? Keine guten, sagen sie, außer an die Großmutter, die wunderbare Käsekuchen machte. Aber für die schlechten Erinnerungen wäre die Armut verantwortlich, nicht etwa schlechte Familienverhältnisse. Die Armut ist, neben der Arbeitslosigkeit, auch heute das größte Problem. Wer keine Arbeit hat, muss auf Gelegenheitsarbeit warten. Georgiana und Cosmin unterhalten mit dem, was sie in Salzburg verdienen, ihre zwei Kinder, aber auch Georgianas Mutter und ihren Schwiegervater. Der Schwiegervater hat sein Leben lang mit Pferd und Wagen Alteisen gesammelt und verkauft. Als Kind hat Cosmin seinem Vater auch manchmal geholfen, im Wald Holz aufzulesen, das ihnen die Waldhüter wieder wegnahmen, wenn sie erwischt wurden … Der Vater bekommt keine Pension, nur 50 Euro Sozialgeld im Monat, für das er zudem neun Tage sozialer Arbeit leisten muss. Um ihn machen sie sich auch Sorgen, weil er krank ist.

Wünsche? Keine besonderen, sagt Georgiana – mit der Familie zusammenleben, egal ob in Salzburg oder in Rumänien. Gerne auch in Rumänien, denn das ist die Heimat! Genug haben, um dort leben zu können, das wäre schön … Hätte er aber einmal Geld übrig, würde er es ins Haus stecken. Urlaub brauche er nicht, sagt Cosmin, Salzburg ist Urlaub genug. An den Wochenenden würden sie Flohmärkte besuchen, und schöne Erinnerungen hätten sie an den Stadtausflug, den „die Firma", wie er „Apropos" nennt, letzten Sommer organisierte. Die Kinder waren dabei, und sie fuhren mit der Kutsche durch die Stadt, wie Touristen …

Und die Kinder, was wünschen sich die? Der Sohn wünscht sich eine Motorsäge, und die Tochter eine Puppe. Eine Barbie wahrscheinlich, vermute ich. Nein, eine dicke Puppe, antwortet Georgiana, so eine mit Schnuller und Windeln. Der Tochter habe sie schon gesagt, dass die Puppe vielleicht zu teuer sei und sie ihr zum Geburtstag vielleicht keine mitbringen könne. Das macht nichts, meinte die Tochter dann, wenn es nicht geht, macht es nichts …

Was ist wichtig? Die Familie. Der Dank an die Kunden. Und der Deutschkurs jeden Mittwoch. Das Lernen sei ihnen zuerst nicht leichtgefallen, weil sie schon aus der Übung waren. Aber sie würden sich mit aller Kraft bemühen, denn sie wollten sich mit den Kunden unterhalten, über sich erzählen und die Kinder oder die Dachreparatur, wenn jemand sie fragt. Und dafür hätten sie jetzt sogar ein Vokabelheft!

Ich fühle mich beschenkt durch die schöne Atmosphäre während des Gesprächs, und auf eine Art wiederangeschlossen an den Strom, welcher durch die Flucht meiner Familie aus Rumänien versiegt war – aus dem Rumänien von früher, das ich durch Erzählungen über Häuser mit Ziehbrunnen, Schafherden und Weingärten kannte. Das Rumänien von heute kenne ich nur durch Berichte über meist unerfreuliche politische und soziale Tatsachen, zuletzt über die Exekution von tausenden Straßenhunden. Und gerade jetzt erzählt mir Georgiana, dass ihr Sohn, wenn sie zu wenig Futter für ihre Hunde hätten, sein Essen mit ihnen teilt …

Nicht nur beschenkt fühle ich mich. Ich fühle mich auch sehr unbehaglich, weil ich jetzt in meine warme Wohnung zurückfahre und Georgiana und Cosmin bei minus 5 Grad eine weitere Nacht im Auto verbringen werden. In der Notschlafstelle kann man nur eine begrenzte Anzahl von Tagen bleiben, dann muss man Platz machen. Wie man das überlebt? „Das geht schon", sagt Georgiana, „wir haben dicke Daunendecken." „Und ich halte meine Frau fest im Arm, dann ist uns warm", sagt Cosmin. Im März fahren sie wieder heim, im Gepäck die neue Ausgabe von „Apropos", die sie extra noch abwarten wollen. Und für die Tochter haben sie eine dicke Puppe mit Schnuller und Windeln dabei. Die bekommt sie von mir. <<

Gespannte lauschte Georgiana den Fragen von Autorin Christa Stierl.

„Ein Gesicht wie ein frischer Apfel, glänzende schwarze Haare und strahlende Augen."

Georgiana wurde von ihrem Mann Cosmin und Dolmetscherin Doris Welther zum Gespräch im Café „Wildes Schaf" begleitet.

HINTER DEN KULISSEN:
Christa Stierl schickte uns im Herbst 2014 eine berührende Weihnachtsgeschichte, die sie über die Apropos-Verkäuferin Simona Onica geschrieben hatte. Wir luden sie daraufhin ein, ein Porträt über Georgiana Fieraru zu verfassen. Da Georgiana ihren Mann Cosmin mitbrachte und Christa Stierls Sohn Leonhard die Fotos für den Artikel schoss, ging es bei dem Treffen sehr familiär zu.

STECKBRIEF

AUTOR Vladimir Vertlib
LEBT in Salzburg und Wien
SCHREIBT Romane, Erzählungen, Reportagen, Essays, Buchkritiken
ÄRGERT SICH manchmal
FREUT SICH über viele Dinge

BUCHTIPP

LUCIA BINAR UND DIE RUSSISCHE SEELE
Vladimir Vertlib

Deuticke Verlag 2015
20,50 Euro

Christian Weingartner & Bernd Strohbusch

ERWINS AUGEN

Über Apropos-Verkäufer Erwin Kellner, seinen Blick auf die Welt und die inspirierende Kraft der positiven Erinnerung.

von Vladimir Vertlib | Fotos: Andreas Hauch

Was mich am meisten beeindruckt, sind Erwins Augen. Es scheint mir, als bündle sich die gesamte Energie, die ihm noch bleibt, in ihrem Ausdruck. Wenn er spricht, blitzt manchmal der Schalk in ihnen auf, schweift der Blick in die Ferne, überwindet die Distanz zwischen Sehnsucht und Realität. Dies sind die Momente, in denen Apropos-Verkäufer Erwin Kellner – Jahrgang 1957 – sehr jung wirkt, jung in dem Sinne, dass er Optimismus und vor allem Frische ausstrahlt, so als stünden ihm noch unendlich viele gestalterischen Möglichkeiten für sein Leben offen, als könne er dem Schicksal, allen Unwägbarkeiten und Versäumnissen zum Trotz, ein Schnippchen schlagen. Das mag auf den ersten Blick als Illusion erscheinen, auf den zweiten jedoch zeigen mir seine Geschichten, dass die „kleinen" Dinge, mit denen man sich positiv in die Welt einbringt, oft mehr bewirken als die scheinbar „großen Erfolge", die bald schon vergessen sind.

Eines Morgens im Sommer 2010 hört Erwin eine Radio-Reportage: Einer in Salzburg lebenden Alleinerzieherin mit zwei Kindern drohe ein Gefängnisaufenthalt, weil sie die Strafe fürs Schwarzfahren im Bus nicht bezahlen könne. Sie habe nicht einmal das Geld, um sich für ihre beiden Kinder, vier und neun Jahre alt, Eintrittskarten für das „Haus der Natur" leisten zu können, erklärt die Frau dem Interviewer. Erwin ist empört und beschließt, der Frau zu helfen. An diesem Tag verdient er an seinem Stammplatz vor dem Landeskrankenhaus 26 Euro – ein gutes Einkommen für einen Apropos-Straßenverkäufer nach eineinhalb Stunden Arbeit. Von diesem Geld kauft Erwin drei Eintrittskarten ins „Haus der Natur" und bringt diese ins Salzburger ORF-Landesstudio. Dem Redakteur, der die Frau interviewte, übergibt er neben den Eintrittskarten außerdem noch zehn Euro. „Das ist für Kaffee und Kuchen für die Frau und ihre Kinder", erklärt er. „Geben Sie ihr das bitte." Der Journalist versucht zu protestieren, möchte das Geld nicht annehmen. „Ich will das so, basta!", insistiert Erwin.

Vladimir Vertlib hört Apropos-Verkäufer Erwin aufmerksam zu.

Ob die alleinerziehende Mutter erstaunt war, dass sie dieses besondere Geschenk von jemandem bekommen hatte, der selbst kaum etwas besitzt? Wahrscheinlich. Vielleicht aber wusste sie besser als andere, dass in unserer Gesellschaft, die so auf Leistung und Erfolg ausgerichtet ist, gerade jene besonders großzügig und hilfsbereit sind, die selbst nichts haben …

Während mir Erwin diese Geschichte erzählt, wird seine Stimme heller, die Gestik deutlicher, selbstbewusster, der Oberkörper richtet sich auf, strahlt auf einmal viel Kraft aus, sodass ich eine Ahnung davon bekomme, wie der zierliche Mann einst ausgesehen hatte, bevor Schicksalsschläge und Alkohol ihn niederdrückten, oder wie er vielleicht heute aussehen könnte, wenn an einigen „Knackpunkten" seines Lebens – entscheidenden Schlüsselmomenten – manches anders gelaufen wäre.

Einer dieser wichtigen „Knackpunkte" war wohl, als der gelernte Wasserleitungsinstallateur Erwin an der Führerscheinprüfung scheiterte. Dabei hatte der Lehrherr dem jungen Mann aus Timelkam eine fixe Anstellung zugesichert. Die Voraussetzung dafür wäre allerdings der Besitz eines Führerscheins gewesen, doch der an Prüfungsangst leidende Erwin kann die Fragen nicht beantworten, fühlt sich plötzlich wie „mit einem Brett vorm Kopf". Offenbar gibt es niemanden, der ihm beisteht, der seine emotionalen Probleme erkennt. Die Leistungsgesellschaft lässt Handlungsmöglichkeiten abseits des Vorgeschriebenen nicht zu. Wer bestimmte Kriterien nicht erfüllt, scheitert.

Nach dem Bundesheer wird Erwin in der Zellstoff-Viscosefaserfabrik Lenzing angestellt. Für die harte Arbeit an der Spinnmaschine bekommt er ein gutes Einstiegsgehalt – 9.000 Schilling, für einen Zwanzigjährigen in den Siebzigerjahren ein Spitzeneinkommen. „Da ist mir das viele Geld zu Kopf gestiegen", erzählt mir Erwin. „Als Geselle hatte ich nie so viel verdient. Ich habe nicht gewusst, was ich mit meiner Freizeit anfangen soll. Also bin ich oft ins Gasthaus gegangen. Damals habe ich zu trinken angefangen." Ein weiterer „Knackpunkt" – wohl der entscheidende. Hätte es damals jemanden, einen Freund, vielleicht einen älteren Kollegen, gegeben, der ihn angeleitet, der sich um ihn gekümmert hätte, wäre sein Leben anders verlaufen. Eine Freundin hat Erwin niemals gehabt, und seitens der Familie war keine Unterstützung zu erwarten. Kindheit und Jugend hatte er mit fünf Geschwistern in einer Baracke, später in einem Wohnblock in Timelkam verbracht. Die Mutter war nie wirklich auf seiner Seite, der Stiefvater mit seinen eigenen Kindern beschäftigt.

Niemand erkennt das Talent des technisch begabten und leidenschaftlichen „Bastlers und Tüftlers" Erwin, und er selbst ist noch zu jung, zu unreif, um seinem Leben eine sinnvolle Struktur zu geben … Was folgt, ist eine Entziehungskur, die nichts bringt, Zusammenbruch, Krankenhausaufenthalt, schließlich die Kündigung; später findet er Arbeit als „Hausbursch" im Lungau, danach arbeitet er im Gastgewerbe in Mauterndorf und als Hausmeister in einem Gasthof in Obertauern. Doch immer dann, wenn er es „geschafft" zu haben glaubt, kommt ihm seine Alkoholsucht dazwischen, verliert er über kurz oder lang den Job, die Wohnstätte, das wenige Ersparte, das er hat. In schlimmen Zeiten trinkt er bis zu zehn Halbe Bier am Tag – „Sauforgien", die von Angstzuständen begleitet sind. Seit Jänner 2013 ist er nun „trocken", fest entschlossen, auch ohne Alkohol sein Leben zu meistern …

Heute bekommt Erwin, der im Jahre 2002 völlig mittellos nach Salzburg gekommen war, eine kleine Pension und lebt (welch glücklicher Zufall!) im selben Haus, in dem sich die Redaktion von „Apropos" befindet. Die Zeitschrift verkauft er meist morgens zwischen acht und zehn. Mehr erlaubt seine Gesundheit nicht. In der restlichen Zeit arbeitet er „gern mit Holz", hat ein Vogelhaus gebastelt und eine kleine Drehorgel gebaut. Endlich wieder ein halbwegs geregelter Alltag, ein klein wenig Sicherheit …

Plastisch, oftmals mit Witz und Ironie, erzählt mir Erwin aus seinem Leben. Es überrascht mich, wie gut er mit Sprache umgehen kann, wenn man interessiert ist und nachfragt. Die kurzen Artikel, die er für „Apropos" geschrieben hat, sind aussagekräftig und lakonisch prägnant. Am schönsten sind seine Geschichten dann, wenn er darüber berichtet, wie er anderen Menschen geholfen hat: vor vielen Jahren zum Beispiel, als er in Obertauern Mitglied der freiwilligen Feuerwehr gewesen war und für sein Engagement und seine Geistesgegenwart während eines Großbrands ausgezeichnet und befördert wurde.

Am Ende des Gesprächs erkenne ich, wie sehr die Stunden, die Erwin und ich im „Café Cappomio" miteinander geredet haben, für uns beide inspirierend gewesen sind. Was man von Erwin lernen kann? Dass die positiven Momente des Lebens unendlich viel Kraft geben können, wenn man klug genug ist, sich immer wieder daran zu erinnern und dabei seinen Blick von den Katastrophen des Lebens abzuwenden. <<

ERWIN ERINNERT SICH:
„Das Gespräch mit dem Autor war wirklich sehr interessant. Es war das erste Mal, dass mich jemand interviewt hat, daher war es eine aufregende, neue Erfahrung für mich. Ich glaube, wir waren beide sehr offen und haben viel von uns erzählt. Auch das Wetter hat an dem Tag super gepasst, so dass wir ganz gemütlich im Gastgarten sitzen konnten."

BUCHTIPP

ÖDÖGÖDÖGGÖ
Dialektgedichte
Christian Weingartner

edition innsalz 2013
14,90 Euro

STECKBRIEF

AUTOR Christian Weingartner
IST Mitglied der Salzburger Autorengruppe

SCHREIBT vorwiegend Lyrik und Prosa
HAT bislang sieben Bücher veröffentlicht

Christian Weingartner & Bernd Strohbusch

HOFFNUNG IM CONTAINER

von Christian Weingartner
Fotos: Andreas Hauch

Er kommt aus Berlin, wuchs in einem Heim auf, wohnt in Bad Reichenhall und steht täglich am Müllner Steg in Salzburg, um sein Apropos zu verkaufen. Unterwegs auf einer Achterbahn hat Bernd Strohbusch nun so etwas wie seinen Platz im Leben gefunden. Wunschlos ist er nicht, aber zufrieden.

Eine Dreiviertelstunde ist Bernd Strohbusch mit der S-Bahn von Bad Reichenhall nach Salzburg angereist, wo wir uns an diesem wolkig-trüben Nachmittag im Café Haidenthaller zum Gespräch treffen. Er fühlt sich sofort wohl hier, an diesem Ecktisch im gedämpften Licht, denn Bernd liebt Kaffeehäuser. Vor allem die österreichischen. Erst kürzlich hat er mit ein paar Freunden seinen 60er gefeiert. Viel redet Bernd nicht, erst langsam gibt er einiges von sich preis. Dass er vom Leben nicht immer verwöhnt worden ist, kennt man ihm an. Trotzdem strahlt er Zuversicht aus. Und die Hoffnung, dass alles gut wird und das Gute so bleibt, wie es derzeit ist.

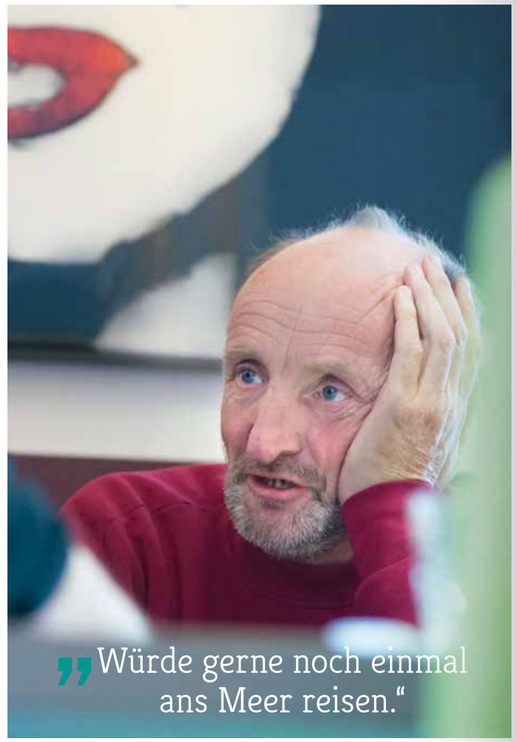
Hatten sich viel zu erzählen: Autor Christian Weingartner und Apropos-Verkäufer Bernd Strohbusch.

Seine rastlose Lebensreise begann in Berlin, wo er mit seinen fünf Geschwistern in einem Heim aufwuchs. Warum, das kann er heute gar nicht mehr sagen. Zu den Geschwistern, die alle in Deutschland leben, hat er keinen Kontakt mehr, die Eltern sind schon gestorben. 17 Jahre lang hat er als gelernter Gärtner in einem Betrieb gearbeitet, bis er eines Tages genug davon hatte. Bernd Strohbusch versuchte sich in diversen anderen Jobs, war unter anderem Hausmann und Bauarbeiter, bevor er eines Tages asthmakrank wurde. Da zog er weg aus der Großstadt Berlin, raus in die Natur nach Mitteldeutschland. Irgendwann ist er dann über Umwege in Bayern gelandet. Dort lebt er heute in einem Container, den ihm die Stadt Bad Reichenhall zur Verfügung stellt. Dort, am Stadtrand und auf Tuchfühlung mit der Natur und der guten Luft, hat er alles, was er braucht, aber vieles nicht, das andere gerne hätten. „Man braucht zum Leben weniger, als man glaubt", sagt Bernd. Eine kleine Rente vom deutschen Staat hält ihn zusätzlich über Wasser.

Im Jahr 1998 hat er in Salzburg eine Apropos-Verkäuferin kennengelernt und war sofort Feuer und Flamme für diesen Job. „Ich habe vorher gar nicht gewusst, dass mir Verkaufen so viel Spaß macht", erzählt Bernd, der seit einigen Jahren nach mehreren Standortwechseln in der Mozartstadt nun am Müllner Steg seinen fixen Platz hat. An seinem persönlichen „Hauptplatz" kennt er inzwischen viele Stammkunden. Sie erzählen ihm manchmal private Dinge. Über die Enkelkinder oder Geburtstagsfeste, fragen ihn aber auch, wie es ist, ein solches Leben zu führen.

Der Austausch ist es, was ihn motiviert, weiterzumachen. Bernd ist stets freundlich und offen und hat sich „seine Kunden gut erzogen", wie er schmunzelnd sagt. Jeden Vormittag verkauft er dort die Apropos-Zeitung, am Nachmittag geht er einkaufen oder spazieren und genießt die Natur, denn offiziell ist er ja schon in Pension. Mit Apropos verdient er sich ein paar Euro dazu. Nachdem er vor einiger Zeit schon aufgehört hatte, Apropos-Ausgaben zu verkaufen, zog es ihn wieder zurück zur Straßenzeitung. „Mir ist der Kontakt zu meinen Kunden abgegangen. Es ist einfach gut, mit Menschen zu reden, die eine soziale Ader haben."

Manchmal schleicht sich während unseres Gesprächs so etwas wie eine leise Melancholie in sein Gesicht. Dann starrt er kurz an mir vorbei. „Salzburg", beginnt er dann, „ist wie eine neue Heimat für mich geworden. Ich würde gerne hierherziehen, wenn ich es mir leisten könnte." Vor allem die kleinen Stadtberge haben es ihm angetan. Auf dem Mönchsberg oder Kapuzinerberg flaniert er gerne an so manchen Nachmittagen, aber auch die Altstadt versetzt ihn in eine andere Zeit. Hier könne er alle Probleme für eine Weile vergessen.



„Würde gerne noch einmal ans Meer reisen."

Draußen zieht der Himmel immer mehr zu, Regen kündigt sich an. Wieder schwebt ein Hauch von Melancholie im Café. Ob er sich nie eine eigene Familie gewünscht habe?, frage ich ihn. „Doch, aber es hat sich nicht ergeben, ich war nie verheiratet, das kann man nicht erzwingen", antwortet Bernd Strohbusch, der es aber durchaus versteht, einen Haushalt zu schupfen. Und das nicht nur als leidenschaftlicher Hobbykoch mit Fokus auf italienischer Küche. Er kann bügeln, waschen, putzen.

Ansonsten hat er sich eher treiben lassen, einen exakten Lebensplan gab es nicht. Trotz Zuckerkrankheit fühlt er sich gut. Seine Vergangenheit hat er zurückgelassen, „es geht ums Jetzt und um die Zukunft." Früher hat er sich als Hobbylandschaftsmaler seine Freizeit vertrieben, doch irgendwann „hatte ich keine Lust mehr, nur für mich zu malen".

Bernd Strohbusch brauchte in seinem Leben bislang die Abwechslung, hielt es nicht lange an einem Ort aus oder musste zumindest immer wieder raus aus einem Trott und etwas Neues beginnen. Hätte er diese berühmten drei Wünsche frei, welche wären das? „Raus aus dem Container in eine Wohnung, Gesundheit für die nächsten zehn Jahre und eine Reise ans Meer." Zunächst aber wartet auf Bernd Strohbusch die S-Bahn zurück nach Bad Reichenhall. <<

WAS WURDE AUS ...
Verkäufer Bernd Strohbusch

Bernd war am Meer! Dank der Spenden vieler Leser hat sich sein Traum erfüllt! Mittlerweile hat er seinen Platz am Müllner Steg geräumt und freut sich des fröhlichen Rentnerdaseins.

WAS IST IHR LIEBLINGSBUCH?

„Die Brüder Karamasow" von Dostojewski gehören seit meiner Jugend zu meinen Favoriten.
Ich liebe solch dicke Schmöker mit Familiengeschichten, die das (oft) wahre Leben schrieb. Außerdem ist es ein nicht enden wollendes spannendes Verwirrspiel. Man fängt an zu lesen und es packt einen einfach die totale Leseleidenschaft.
Sie kennen das sicher, wenn man ein Buch kaum mehr zur Seite legen kann! So ging es mir mit den Brüdern Karamasow – auch als ich es nach vielen Jahren noch einmal von der ersten bis zur letzten Seite gelesen habe.

EVELYN BRANDSTÄTTER
Inhaberin Café Bazar

Markus Bachofner spezialisiert sich auf Porträt-, Reportage- und Streetfotografie. Auch Natur und Tiere, vor allem Vögel, zählen zu seinen Lieblingsmotiven.
E-Mail markus.bachofner@aon.at

FOTOS

STECKBRIEF

AUTOR Wolfgang Wenger
LEBT in Adnet bei Salzburg
SCHREIBT Romane, Gedichte und Jugendbücher
ÄRGERT SICH über Vorurteile und Fremdenfeindlichkeit
FREUT SICH über Hilfsbereitschaft und Solidarität

BUCHTIPP

DIE INSEL DER VERSCHWUNDENEN KLÄNGE
Fantasy-Roman
Wolfgang Wenger
Illustrationen: Luka Leben

Edition Tandem 2012
18,20 Euro

Wolfgang Wenger & Halaoui Bogontozen

GUTE LAUNE IST SEIN GESCHENK

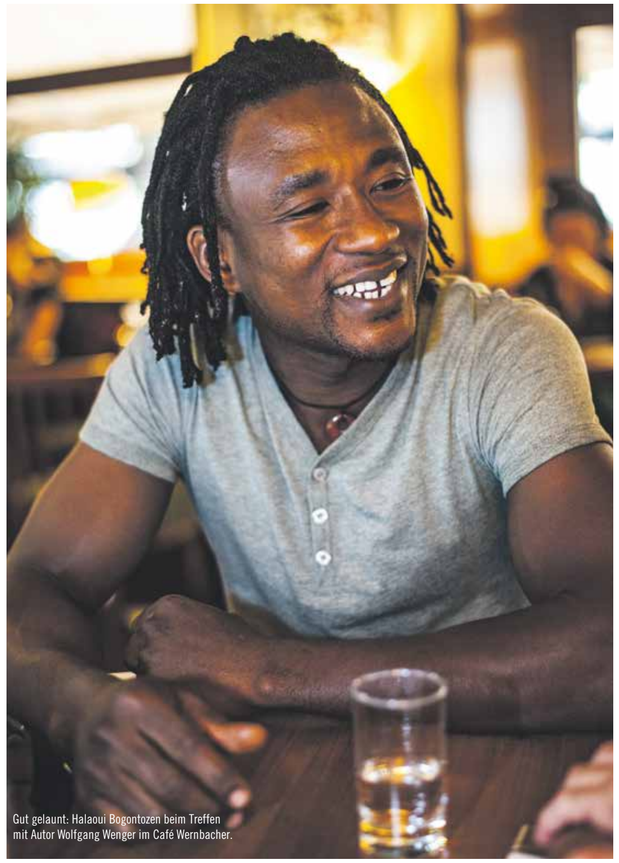
von Wolfgang Wenger

Seine Augen leuchten, als er mir die Hand schüttelt. Vom ersten Moment unserer Begegnung an ist er gesprächig, offen, herzlich. Er ist einer, der das Eis bricht. Seine Lebendigkeit ist ansteckend. Er lacht gerne.

Halaoui Bogontozen wurde 1982 in Kpalimé, Togo, geboren und lebte in der Hauptstadt Togos, in Lomé, bis er aus politischen Gründen das Land verlassen musste. Im Februar 2011 kam er nach Österreich. Seither wartet er auf einen positiven Asylbescheid. Er absolvierte Deutschkurse und war als Saisonarbeiter in Gastronomiebetrieben in St. Johann im Pongau tätig. Dort gefiel es ihm gut, er wurde gebraucht, die Kolleginnen und Kollegen nahmen ihn zum Fortgehen mit, er fand Freunde. Als Asylbewerber bekommt er aber nur eine Beschäftigungsbewilligung als Saisonkraft für maximal sechs Monate. Gerne würde er den Führerschein machen, denn dann könnten ihn die Arbeitgeber noch besser einsetzen. Das größte Problem sei die Unsicherheit und das Warten auf den Asylbescheid.

Seit Mitte Juli verkauft er in der Stadt Salzburg „Apropos" beim Shoppingcenter in Herrnau. Er macht das sehr gerne, denn diese Tätigkeit ermöglicht ihm interessante Erfahrungen. Er kommt mit vielen Leuten in Kontakt und übt dabei, deutsch zu sprechen. Es fasziniert ihn, den unterschiedlichsten Passanten zu begegnen. Dabei kann er auch die einzelnen Charaktere studieren, was er besonders spannend findet. Es gibt Menschen, die gehen offen auf ihn zu, kaufen die Straßenzeitung, kommen hin und wieder mit ihm ins Reden, wenn sie Zeit haben, und manche bringen ihm sogar Wasser oder etwas zu essen. Einige machen jedoch einen Bogen um ihn, weichen ihm aus. Für ihn ist das in Ordnung, er sagt: „Man muss jeden akzeptieren, wie er ist!"

„Seine Augen leuchten. Seine Lebendigkeit ist ansteckend."



Gut gelaunt: Halaoui Bogontozen beim Treffen mit Autor Wolfgang Wenger im Café Wernbacher.

Am Anfang war es nicht einfach für ihn in Österreich, und er meint, der kulturelle Unterschied zu seinem Herkunftsland sei schon sehr groß. Inzwischen kennt er die Österreicher aber und fühlt sich wohl. Es beschäftigt ihn aber immer noch, dass er vielfach nicht weiß, was Menschen, denen er begegnet, über ihn denken. Er ist überzeugt: „Die Österreicher sind nette Leute, aber sie brauchen Zeit, um in Kontakt zu kommen." Er versteht das gut und sagt: „Jeder braucht Vertrauen."

Was ihm großen Halt im Leben gibt, ist sein Glaube. In der „Last Minute Grace Assembly", einer christlichen Gemeinschaft in Salzburg, hat er eine Heimat gefunden, über die er ins Schwärmen gerät. Der Zusammenhalt, das gemeinsame Singen, Beten und Bibellesen gibt ihm Kraft. Er meint, ich solle an dieser Stelle des Porträts unbedingt Pastor Loveday und alle aus der Gruppe grüßen!

Als wir gegen Ende unseres Gesprächs über die politische Situation in Togo reden, wird mir klar, wie wenig bis gar nichts ich über dieses Land weiß. Ich habe zwar von Menschenrechtsverletzungen, Menschenhandel, vor allem mit Kindern gelesen, irgendwie habe ich auch etwas von Wahlbetrug und von der Europäischen Union nicht anerkannten Wahlen gehört, aber das ist auch schon alles. Das konkrete Leben dort kann ich mir nicht vorstellen. Halaoui Bogontozen redet aber dann doch lieber über das Leben in Österreich und über das Glück, in Sicherheit zu sein. Ich kann das gut nachvollziehen und denke an die tausenden Menschen aus Syrien, die ihre Heimat verlassen müssen. Über sie sind wir gut informiert, die Medien bringen täglich Bilder und Berichte. Syrien, Afghanistan, der Irak, das sind Länder, die in den Fokus unseres Bewusstseins gerückt sind. Das ist gut so und wichtig, und es ist zu hoffen, dass die Hilfsbereitschaft vieler Österreicher den Flüchtlingen gegenüber anhält.

Über Zentralafrika erfährt man im Vergleich dazu wenig. Zwar sind die Gräueltaten der Terrorgruppe Boko Haram in Nigeria sicher allen im Gedächtnis, aber was darüber hinaus in anderen Ländern geschieht, findet medial wenig Beachtung. Auch darüber sprechen wir, ohne die Medien damit kritisieren zu wollen. Es wäre unmöglich, die Aufmerksamkeit überallhin zu richten. Und doch ist jeder Mensch ein Zentrum und verdient, dass er beachtet wird. Halaoui lächelt. Es gäbe noch viel zu reden, aber nun muss er wieder Apropos verkaufen. Er versprüht gute Laune und vermittelt, dass es bei einem Menschen auf das Herz ankommt und auf sonst gar nichts. <<

WAS IST IHR LIEBLINGSBUCH?

Mein aktuelles Lieblingsbuch ist „Hochleistung & Menschlichkeit" von Frank Breckwoldt, weil es den Zeitgeist moderner und wertschätzender Unternehmensführung trifft.

KAI HEEP
Geschäftsführer my indigo

HALAOUIS ERINNERT SICH:
„Wolfgang ist ein ruhiger und sehr erfahrener Mensch. Es war ein schönes Gespräch mit ihm."

BUCHTIPP

FUG UND SCHATTEN
Gerlinde Weinmüller, Karl Hartwig Kaltner

Verlag Tauriska 2014
32 Euro

STECKBRIEF

AUTORIN Gerlinde Weinmüller
LEBT in Niederalm bei Salzburg
SCHREIBT Gedichte, Kurzgeschichten, Romane

ÄRGERT SICH über Unrecht
FREUT SICH über Menschen, die einander zugeneigt sind

Gerlinde Weinmüller & Thi Nhin

VERSTEHEN HEISST LEBEN
ODER VON FRAU ZU FRAU

Über Apropos-Verkäuferin Thi Nhin Nguyen,
über offene Augen, Ohren und Hände.

von Gerlinde Weinmüller
Fotos: Andreas Hauch

Sie heißt Thi Nhin Nguyen und kommt aus Vietnam.

Sie hat kein Heimweh, sagt sie. Ihre Kinder sind ihre Heimat. Sie hat drei Töchter, einen Sohn und acht Enkelkinder. Eines davon heißt Hannah. Wie meine Tochter.

Sie lächelt. Ihr Lächeln ist voller Stolz. Voller Stolz auf ihre Kinder, ihre Enkelkinder und ihre Arbeit. Damit kann sie ihre Kinder unterstützen. Und das will sie. Unbedingt. Sie liebt Kinder. Kinder bedeuten Leben. Aufleben. Weiterleben.

„Ich kann nicht nein sagen", sagt sie. „Kann nicht nein sagen, wenn jemand etwas braucht." Sie passt auf ihren Enkelsohn auf. Aber sie nimmt ihn nicht mit. Nicht zum Zeitung-Verkaufen. Denn dann denken die Leute, sie bettelt. Und das will sie nicht. Auf keinen Fall.

Mit ihrer Tochter ist sie 1995 nach Deutschland gekommen. Später dann nach Österreich. Sie mag Salzburg. Der Leute wegen. Die sind nett, sagt sie. Jetzt gilt ihr Lächeln ganz mir. Ich lächle zurück.

Ich sehe sie an. Vor mir sitzt eine schlanke Frau mit dunkelbraunen, warmen Augen und einem großzügigen Mund. Sie sitzt ganz aufrecht, den Körper leicht nach vorne geneigt. Mir zugeneigt. Wir sind einander zugeneigt. Ich spreche. Sie hört zu. Sie spricht. Ich höre zu. Ein Geben und Nehmen. Ein Sich-Austauschen-und-dabei-Lernen. Wachsen. Über sich hinaus wachsen.

„Ich höre gerne zu", sagt sie. Sie hört mit jeder Faser ihres Körpers zu. Sie kann zuhören. Das wissen auch ihre Kunden und Kundinnen. Jeden Tag ist sie da. Frühling. Sommer. Herbst und Winter. Ab acht Uhr früh steht sie auf ihrem Platz in der Altstadt und verkauft Zeitungen. Über dreihundert im Monat. Doch manchmal verkauft sie nur eine Zeitung am Tag. „Ist egal", sagt sie, „Hauptsache, sie kommen."

Und alle kommen sie. Männer wie Frauen. Kaufen eine Zeitung und erzählen ihre Geschichten. Sprechen über ihre Probleme. Über ihre Hoffnungen und Ängste. Ihre Freuden und Sehnsüchte. Ihre Wirklichkeiten und Träume.

Sie alle wissen: Thi Nhin Nguyen ist da. Jederzeit. Bei jedem Wetter. Und sie kann zuhören. Und sie will lernen. Sie will Deutsch lernen. Jeden Tag. Sie hört die Melodie der Sprache. Formt Laute nach. Sammelt Wörter. Prägt sich Sätze ein. Was sie nicht versteht, schlägt sie nach. Im Wörterbuch. Daheim. Sie weiß, verstehen ist wichtig. Verstehen heißt leben.

„Ich brauche Luft und Leute", sagt sie. Thi Nhin Nguyen braucht den Himmel über sich. Sie kann nicht in geschlossenen Räumen sein. Nicht in einer Fabrik arbeiten. „Ich habe immer Angst in der Seele", sagt sie, „und ich weiß nicht, warum. Da hilft nichts. Dann muss ich an die Kinder denken. Ganz fest. Dann wird es besser. Ein bisschen besser."

Alleine sein macht ihr Angst. Sie fürchtet die Geister der Einsamkeit. Auch die Dunkelheit macht ihr Angst. Aber da gibt es ja das Licht, das sie über Nacht eingeschalten lässt. Und den Salzburger Himmel und das Salzburger Wetter und die Salzburger Straßen und die Salzburger selbst. Sie fühlt sich wohl unter Menschen. Denn dann ist sie nicht alleine.

Oft hat Thi Nhin Nguyen Schmerzen. Grässliche Kopfschmerzen. Die hatte sie schon als Kind. In Vietnam. Schlimme Zeiten waren es, erzählt sie. Der Vater tot. Die Mutter immer traurig. Schwestern. Brüder. Überall in der Welt verstreut. Viele versuchten zu fliehen. In Booten. Übers Meer. „Erst Geld bezahlen und dann sterben", sagt sie und sieht mich an. „Drei Millionen Menschen tot." In ihrem Blick ist kein Vorwurf. Und doch, ich fühle, wie sich diese Zahl einen Weg bahnt in meinen Kopf und in mein Herz. So viele. So unvorstellbar viele.

„Aber ich bin da", lacht Thin Nhin Nguyen. Sie reißt mich aus meinen Gedanken. Wir sitzen an unserem Kaffeehaustisch. Es ist weder warm noch kalt. Wie so oft ist das Wetter unentschieden. Der große Schirm über uns schützt vor Sonne und Regen. Schutz für uns beide. Ich bin dankbar.

Es ist spät geworden. Sie zeigt mir Fotos. Fotos von den Kindern. Von den Enkelkindern. Sie macht sich Sorgen. Sie würde so gerne noch mehr für sie alle tun. Doch sie kann nur ihr eigenes Leben leben. Nicht das der Kinder. Loslassen lernen, denke ich und sehe meine Kinder vor mir. Den eigenen Weg finden lassen. Sie sein lassen, wie sie sind. Loslassen, um zu finden. Verlassen, um anzukommen. Lassen, um zu sein.

„Brauchst du irgendetwas?" frage ich.
„Nichts", sagt sie. „Mein Leben ist einfach."

Sie greift sich an den Kopf. Das Haar trägt sie hochgesteckt. Mit einem farbenfrohen Tuch zusammengebunden zu einem kecken, stolzen Knoten. Lang war ihr Haar, erzählt sie. Bis zu jenem Tag, als die Kopfschmerzen unerträglich wurden. Da hat sie es abgeschnitten. Mit der Küchenschere. Schnipp. Schnapp. Und weg. Das müsste man auch mit den Sorgen machen können. Und mit der Angst. Alles weg. Einfach weg.

Doch von Salzburg will sie nicht mehr weg. Hier kommt sie zurecht. Ist zur rechten Zeit am rechten Ort. Kommt alleine zurecht. Sie ist immer alleine zurechtgekommen. Alleinerziehend nennt man das.

„Für Männer habe ich keine Zeit", meint sie und lacht mich an. „Leider", fügt sie hinzu. Ihre Augen lachen. Ihre Hände lachen. „Aber ich bin zufrieden", meint sie. Was für ein Satz, denke ich. Ein Satz voller Mut. Ein Satz voller Demut. Ein Satz, der mich herausfordert. Und was bist du, frage ich mich?

„Danke", sage ich. Danke für das Gespräch. Danke für das Zuhören. Danke für das Entgegenkommen. Danke für die Offenheit. Danke für das Vertrauen. Danke für den Einblick in ein anderes Leben. Danke für den Blick über mein Leben hinaus. Danke für den neuen Blick auf mein eigenes Leben. Danke für die Worte, die sich in meinem Kopf formen:

den kopf auf
die leichte schulter
nehmen
und dann
auf händen tragen
den neuen blick

Thi Nhin Nguyen nimmt meine Hand. Wir halten einander fest. Ein paar kostbare Augenblicke lang. „Danke auch", sagt sie. Der Kaffee ist inzwischen kalt geworden. „Macht nichts", denke ich. Mir ist warm ums Herz. Und ich weiß, warum. <<

WAS WURDE AUS …
Verkäuferin Thi Nhin Nguyen

Eine leidvolle Vergangenheit, Mühsal in der Gegenwart – und trotzdem ein so positiver und liebenswerter Mensch, den man einfach gern haben muss. Das ist Tini. Unsere Tini.

STECKBRIEF

AUTOR O. P. Zier
LEBT im Gebirge. In St. Johann im Pongau und Eschenau im Pinzgau
FREUT sich, dass er sich noch freuen kann
ÄRGERT sich leider noch zu oft

BUCHTIPP

KOMPLIZEN DES GLÜCKS

O. P. Zier
Residenz Verlag 2015
22,90 Euro

O. P. Zier & Dumitru Marin

DAS WEIHNACHTSSCHWEIN, DAS ~~NICHT~~ ZUM GLÜCKSSCHWEIN WURDE

von O. P. Zier | Fotos: Leon Kirkholt

„Die Realität hat ihn heruntergeholt auf den Boden der Tatsachen."

Der Fotograf studierte Spanisch, stammt aus Dänemark, wo es nur eine einzige – dafür aber landesweit vertriebene – Straßenzeitung gibt, für die er auch gearbeitet hat. Jetzt ist er wegen seiner Freundin in Salzburg, wie er mir erzählt, als wir auf den rumänischen Apropos-Verkäufer Dumitru Marin warten, der mit der Dolmetscherin Doris Welther kommt. Sie ist Jahrgang 1970 und war in Rumänien Volksschullehrerin, bevor sie 1990 mit ihren Eltern aus Siebenbürgen nach Deutschland ausgewandert ist. Heute lebt sie mit ihrem Mann, einem evangelischen Pastor, als Kindergärtnerin in Salzburg. Ihre Muttersprache war Deutsch – Rumänisch somit die erste Fremdsprache, die sie in der Schule lernte.

Dumitru Marin ist fünfundvierzig Jahre alt und stammt aus Pitesti, einer im Süden Rumäniens gelegenen Stadt, die gut hundert Kilometer von Bukarest entfernt ist. Die laut Internet derzeit bekanntesten Persönlichkeiten der Stadt sind allesamt Fußballspieler.

Daheim waren sie acht Geschwister. Vier Mädchen und vier Buben, wobei eine Schwester Dumitrus bereits mit fünf Jahren verstorben ist. Auch seine Eltern sind nicht mehr am Leben.

Nachdem sein Vater sich bereits als ungelernter Tagelöhner durchgeschlagen hat und Dumitru in einem Alter, in dem Kinder bei uns heutzutage mit anderen Kindern spielen, in die Arbeit mitgehen musste, erlernte er nach acht Jahren Pflichtschule ebenfalls keinen Beruf, sondern versuchte sich tageweise mit Wald- und Feldarbeit bei Bauern über Wasser zu halten, was vor allem nach dem Ende des Kommunismus immer schwieriger wurde. Mit dreiundvierzig Jahren schließlich erfuhr er von einem anderen Rumänen, dass es im Ausland Straßenzeitungen gibt, durch deren Verkauf sich ein kleines fixes Einkommen erzielen lasse.

Dumitru hat inzwischen selbst eine Frau und sieben Kinder daheim – der älteste Sohn ist vierundzwanzig, der Jüngste sieben. Pro Monat und Kind gibt es zehn Euro Kinderbeihilfe. Bei inzwischen auch in Rumänien gestiegenen Lebenshaltungskosten.

Seine Kinder, erzählt er, würden von Mitschülern und Lehrern gemobbt, da sie arm sind, nicht mit dem Lebensstandard anderer mithalten können. Die Lehrer hätten sie deswegen heimgeschickt – und schließlich seien sie gar nicht mehr hingegangen. Von einer Berufsausbildung keine Rede. Somit ist auch sein ältester Sohn, der nur vier Jahre in der Schule war, darauf angewiesen, in Salzburg Apropos zu verkaufen. Und dies ohne fixe Wohnung: Bei schönem Wetter schlafen sie im Freien, sonst in der Notschlafstelle der Caritas. Auch Dumitrus Bruder ist Straßenzeitungsverkäufer.

Dumitru erzählt das als Teufelskreis, aber es ist natürlich auch eine traurige Weihnachtsgeschichte: Letztes Jahr wollte er seiner Familie zu Weihnachten unbedingt ein kleines Schwein kaufen. Er hat sich bei einem rumänischen Geldverleiher eintausend Euro besorgt – inzwischen soll er zweitausend zurückzahlen!

Sein Verdienst aus dem Zeitungsverkauf geht von null bis so zwanzig Euro pro Tag. Dafür bietet er Apropos von neun Uhr vormittags bis achtzehn, neunzehn Uhr am Abend an, isst keine warmen Mahlzeiten, sondern ernährt sich ungesund zwischendurch möglichst billig aus dem Supermarkt.

Am Nachmittag unseres Treffens hat er zehn Euro erwirtschaftet und sieht deshalb auch immer wieder verstohlen nach seiner Uhr, während ich noch viele Fragen habe wie: Was hätten Sie sich als Kind sehnlich gewünscht? Er denkt nach und schüttelt den Kopf. Er habe keine Zeit dafür gehabt. Und wenn er Wünsche gehabt hätte, so habe er sie längst vergessen. „Die Realität hat ihn ziemlich heruntergeholt auf den Boden der Tatsachen", sagt Frau Welther. Sein größter Traum? „Einen ordentlichen Beruf zu lernen, egal was, nur ein regelmäßiges Einkommen haben." Das hat nie geklappt. Und so sei sein größter Wunsch heute, eine glückliche und gesunde Familie zu haben. Dabei leidet seine Frau an Nierensteinen – aber Rumänien ist korrupt, da gilt es Ärzten und Schwestern Geld zuzustecken, um eine gute Behandlung zu erwirken.

Alle zwei, drei Wochen fährt Dumitru für etwa eine Woche mit dem Bus heim zu seiner Familie, um ihr etwas Geld aus dem Zeitungsverkauf zu bringen. Hin und zurück beläuft sich der Fahrpreis auf einhundertzwanzig Euro.

Wie wünsche er sich den Umgang mit seiner Person beim Verkauf der Straßenzeitung? – Er habe nur positive Erfahrungen. Die Menschen begegneten ihm freundlich und offen. Er kennt seine Stammkunden. Andere lächelten ihn an, kauften aber nicht, doch das sei auch o. k.

Was er denn über die Zeitung unter die Menschen bringen wolle, frage ich ihn. „Einfach nur danke sagen!" Es seien so hilfsbereite Menschen mit großer Seele. Beseelte Menschen. „Suflet – Seele!"

Nein, zum Lesen komme er nicht – das letzte Buch habe er in der Schule gelesen. Vielleicht, wenn einmal alles so weit passe, dass er Zeit zum Lesen habe.

Verschiedene Welten? Verkäufer Dumitru im Gespräch mit dem Salzburger Autor O. P. Zier.

Frau Welther hingegen erzählt, dass sie als Kind – ohne Fernseher aufgewachsen – sehr viel gelesen habe. Über die Sommerferien bekamen sie in Rumänien eine große Liste der Bücher mit, die sie schon für das neue Schuljahr zu lesen hatten. Und was sie mit großer Lust machten.

Heute, nach dem Studium, sieht sie die Probleme der Globalisierung in Rumänien: „Rumänien hätte selber Zuckerrüben, aber es wird billiger Zucker aus China herangekarrt."

Nachdem ich das Lokal „The heart of joy Café" verlassen habe und vor dem nächsten Termin noch einen Spaziergang durch die Innenstadt unternehme, wird mir erst so richtig bewusst, wie weit ein Großteil der Salzburger Bürgerinnen und Bürger von jener Welt entfernt lebt, aus welcher der rumänische Apropos-Verkäufer Dumitru Marin kommt.
Für ihn und seine Familie bedeutet Leben zuallererst den täglichen Kampf um das pure Überleben. In Salzburg geschieht der inmitten großen Überflusses. Erst recht jetzt, wo der Einzelhandel sich gerade auf sein größtes Fest des Jahres vorbereitet. Das Glitzern der Vorweihnachtszeit kennt kein Halten mehr; so wie überall in der westlichen Konsumwelt.

Ein wenig schaudert es mich bei dem Gedanken, dass die Familie meines lieben Primar-Schwagers und seiner bezaubernden Arzt-Gattin, sobald sie eine Urlaubsfernreise antritt, den Hund im Hundehotel einquartiert – und dafür ganz selbstverständlich pro Tag um einiges mehr auszugeben gewohnt ist, als Dumitru Marin an einem ganzen Tag durch seine Arbeit als Zeitungsverkäufer verdienen kann! Und da sind gewiss Gesichtspackungen und andere Wellness-Anwendungen für das Hundi noch gar nicht inkludiert, ganz zu schweigen von möglichen Therapiestunden bei der Hundepsychologin, wenn danach der Trennungsschmerz aufgearbeitet werden muss … <<

WAS IST IHR LIEBLINGSBUCH?

Da kann ich mich fast nicht entscheiden. Mein Lieblingssachbuch ist jedenfalls „Die Kunst des klaren Denkens. 52 Denkfehler, die Sie besser anderen überlassen" von Rolf Dobelli. Der Titel sagt eigentlich schon alles.
Sehr empfehlen kann ich auch „Der Atem des Himmels" von Reinhold Bilgeri. Die wirklich sehr berührende Geschichte der Bewohner eines Dorfes in Vorarlberg, das durch eine Lawine zerstört wird.

GERHARD DREXEL
Vorstandsvorsitzender Spar Österreich

DUMITRU ERINNERT SICH:
„Ich habe das Treffen mit dem Autor sehr genossen. Es war schön, dass sich jemand für mich interessiert hat."

Literaturhaus Salzburg

LESEN IST ABENTEUER IM KOPF

Texte, Tipps und Statements von AutorInnen & BuchliebhaberInnen

Ich bin auf einem kleinen Bauernhof aufgewachsen und das schönste Geschenk meines Lebens war, als ich lesen lernte und meine kleine Welt plötzlich groß und weit wurde. Und diese Empfindung und Dankbarkeit fühle ich immer wieder, wenn ich ein gutes Buch lesen darf, neue Autoren entdecke: z. B. **Ljudmila Ulitzkaja** „Das grüne Zelt“.
Maria Hofstätter, Film- und Theaterschauspielerin

Sepp Forcher, österreichischer Radio- und TV-Moderator

Ein Leben ohne Bücher kann ich mir nicht vorstellen. Was vor 75 Jahren mit Robinson Crusoe und den griechischen Heldensagen sozusagen als Lese-Bacherl begann, strömt heute als unendlicher Fluss durch mein Leser-Leben. Bücher sind mir Inbegriff des geistigen Fortschritts für Einzel-Menschen. Vorgelesen sind Bücher eine nochmalige Erweiterung, damit ist das Literaturhaus in seiner generösen Vorbildlichkeit ein Geschenk für die wissenshungrigen Menschen in unserer Stadt Salzburg.

Beim Lesen eines Buches wird man in eine andere Welt geführt, diese kann schöner sein, aber auch viel schrecklicher als diese, in der wir zurzeit leben. Der Schriftsteller kann uns auch zeigen, wo und wie er seine Zukunft sieht bzw. wie er dorthin gelangen kann und will … Manchmal wache ich nachts auf und weiß nicht, wie ich wieder in mein Traumland komme, da hilft mir immer ein Buch, das neben meinem Bett liegt. Das Literaturhaus besuchen wir regelmäßig, weil wir über neue Bücher informiert werden wollen, weil wir dort gleichgesinnte und interessante Menschen und Leser treffen – und manchmal wird uns auch der Gspritzte bis zum Tisch getragen.
Marko & Hanna Feingold, Israelitische Kultusgemeinde Salzburg

Das Schreiben ist für mich vergleichbar mit dem Angeln. In beiden Fällen sitzt man stundenlang am (Schreib)Fluss oder am (Wörter)See und hofft, dass man am Ende des Tages sagen kann: Ich habe nicht nur im Trüben gefischt.
Kurt Palm, Autor & Angler

Meine Eltern waren beide Handwerker, mein Vater arbeitete mit Holz, meine Mutter mit Leder. Ich sehe mich als Handwerker, dessen Material die Wörter sind.
Peter Blaikner, Autor & Kabarettist

Täglich erlebe ich, wie Erwachsene, die Lesen lernen, ihr Leben Schritt für Schritt in die Hand nehmen. Sie erobern sich Freiräume und erfahren sich als gestaltende Menschen in unserer Gesellschaft. Lesen wandelt sich nach und nach von der zwingenden Notwendigkeit zum freudvollen Selbstzweck und motiviert viele, ihre Biografie neu fortzuschreiben. Besonders freut mich, dass das Literaturhaus Salzburg unseren Lernenden immer wieder eine Plattform bietet, ihre selbstverfassten Texte in der Öffentlichkeit vorzutragen.
Brigitte Bauer, Leiterin des Basisbildungszentrums abc-Salzburg

Buch lesen (mit Muße) = super
Buch lesen (weil schlaflos) = nicht ganz so super
Buch vorlesen (den Kindern, noch) = unüberbietbar
Andreas Gfrerer, Salzburger Hotelier „Blaue Gans“

Michael Köhlmeier

Der Jäger

Die scharfen Speisen und den Schnaps
Halte ich bereit, wenn du kommst.
Teilen wir uns das Fell und die Leber.
Die Klauen ziehe ich auf die Schnur.

Ich bin der Demokrat. Viele Zähne
Beißen besser. Ich nehme die Toten
Auf ins Recht. Was sie einst sagten,
Ist heute noch ihre Stimme.

Barbara kommt mit Blumen.
Ich soll ihre Hunde kennenlernen.
Sie behauptet, es seien irische Wölfe.
Glaub's ihr einfach, sagt meine Frau.

Ihr Mann steht manchmal vor ihrer Tür.
Nie meldet er sich an. Er bleibt
Zwei Tage. Dann geht er wieder.
Ein Rucksack sei sein ganzer Besitz.

Mein Lieblingsbuch ist „Erotik der Distanz“, in dem die junge Salzburger Schriftstellerin **Meta Merz** witzig und sprachgewaltig Prosa-und Lyriktexte versammelt, die nach ihrem frühen Tod 1989 herausgegeben wurden. – Literarisches Schreiben ist mir wichtig, seit ich denken kann und es freut mich, dass auf dem nun so benannten H.C. Artmann-Platz ein vielseitiges Literaturhaus steht, das ich vor 25 Jahren mitbegründet habe, wo fast abendlich „das Leben zur Sprache kommt“ und reger Meinungsaustausch zwischen Schreibenden aller Genres aus vielen Ländern und ihren Zuhörerinnen und Zuhörern stattfindet, aber auch ein tolles Kinder- und Jugendprogramm eine Selbstverständlichkeit ist.
Christine Haidegger, Autorin

Lesen ist wie Trinken für mich – lebensnotwendige Nahrung für den Geist. Ich bewundere das Literaturhaus Salzburg, weil es für ebenso durstige Menschen wie mich ein Quell der Seelennahrung ist.
Julia Stemberger, Schauspielerin

Das Literaturhaus ist in Salzburg nicht mehr wegzudenken. Es steht für kulturelle Kontinuität im Stadtteil Lehen, ist ein wichtiger Begegnungsraum und einer unserer liebsten Nachbarn!
Sarah Untner, Verein STADTWERK

Warum lesen?
Die Literatur wirft uns aus der Bahn, wo wir auf den Schienen der Gewohnheit dahinrollen, und setzt uns auf neue Spuren, wenn wir in der Unübersichtlichkeit unserer Existenz nicht mehr recht wissen, wohin es mit uns geht. Lesen ist Entrückung, wir geraten außer uns und gelangen gerade dadurch erst wieder ganz zu uns, und indem wir uns in den Biographien, den inneren und äußeren Konflikten, den Gefühlen fremder Menschen verlieren, werden wir uns unserer eigenen bewusst. Wer liest, führt viele Leben, probeweise, tageweise, und Lesen kann heilsame Irritation bedeuten, aber ebenso: Bestärkung, Ermutigung.
Karl-Markus Gauß, Autor & Herausgeber der Zeitschrift „Literatur und Kritik“

Grenzen,
Sperren,
Drähte,
Reisepässe.
Und bis zum Ende der Erde
ohne Mauern
schwebt die Schwalbe
schweifen die Füchse.

Brita Steinwendtner, Autorin

Dieses Gedicht von Fuad Rifka hat Marica Bodrožić ihrem wunderbaren Buch „Sterne erben, Sterne färben. Meine Ankunft in Wörtern“ vorangestellt. Aus Dalmatien kam sie als Neunjährige nach Deutschland, wohin ihre Eltern schon als „Gastarbeiter“ gezogen waren. Inzwischen ist **Marica Bodrožić** zu einer der wichtigsten deutschsprachigen Autorinnen geworden, bildreich, mutig und immer der Hoffnung Raum gebend:
Lassen wir Fahnen Fahnen sein.
Seien wir Menschen.

Manfred Koch, Autor & Kolumnist

Jeder Mensch braucht Freunde. Wirkliche Freunde, denen man gern zuhört, wenn sie was erzählen. So ein Freund begleitet mich seit nun bald fünfzig Jahren. Sein Name: **Jacques Prévert**. Der findet immer die richtigen Worte. Bringt mich zum Lachen, wenn's mir schlecht geht; ist mit mir fröhlich, traurig, verliebt, zornig, nachdenklich und verrückt; aber vor allem ist er weise, was weit mehr ist als bloß gescheit. Er ist nämlich ein Poet. Deshalb redet er in Gedichten, die so schön und leicht daherkommen wie Schmetterlinge im Sommer. Und damit ist es für jeden leicht, Jacques Prévert zum Freund zu haben.

Root Leeb, Autorin & Zeichnerin

Michael Hagners „Zur Sache des Buches“ ist ein spannend zu lesendes Plädoyer für das gedruckte Buch! Auf die Idee, dass es ein Sachbuch ist, kommt man erst, wenn es bereits zu spät ist. Man ist dann mittendrin und begeistert von dieser Gegenüberstellung von gedrucktem Buch und digitaler Welt mit ihrem „Open Access“ zu allem, was je gedacht und aufgezeichnet wurde. Dabei ist Michael Hagner (natürlich) parteiisch, aber fair und sichert beiden Seiten einen durch sorgfältige Recherche abgesicherten Auftritt zu.

Ines Schütz, Lehrerin & Co-Leiterin der Rauriser Literaturtage

„Welche Bücher würden Sie mitnehmen, wenn Sie allein auf eine Insel müssten?“ Nie hatte ich mir überlegt, dass eine Frage wie diese fürchterlich naiv, überheblich, ja sogar zynisch wirken kann, bis ich Herta Müllers Reaktion darauf in „Der König verneigt sich und tötet“ gelesen habe. Für jemanden, der über dreißig Jahre in einer Diktatur gelebt hat, schwingt bei dem Wort „Insel“ immer auch „Gefängnis“ mit. MÜSSTE man auf eine Insel, so **Herta Müller**, dann hätte man keine Wahl, schon gar nicht in Sachen Lektüre. Vielleicht müsste man sogar dorthin, weil man bestimmte Bücher gelesen hat.

Ich hab es ja nicht so mit den „Rankings“, schon gar nicht, wenn es um Bücher geht. Jedes Buch ist eine eigene Welt, wie will man Welten vergleichen? Aber es gibt Bücher, die mich schon seit Jahrzehnten begleiten. Eines davon ist „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“ von **Heinrich Böll**. Es geht um den ganz normalen Umgang der Boulevardpresse mit Menschen und Schicksalen. Böll erzählt schnörkellos, spannend und mit trockenem Spott, was Medien anrichten können. Und was Menschen bereit sind, der *ZEITUNG* zu glauben. Selbst im Zusammenhang mit der Berichterstattung über Kriegsflüchtlinge zeitlos aktuell. – Und übrigens auch als Krimi zu lesen!

Eva Rossmann, Autorin & Köchin

Foto: Sabine Bruckner

Brigitte Promberger vom Literaturhaus Salzburg

Gelungenes Projekt

„Seit Juli 2012 kooperieren das Literaturhaus Salzburg und die Salzburger Straßenzeitung Apropos für die Reihe „Schriftsteller/in trifft Verkäufer/in“.
„[…] Können Sie sich vorstellen, während Ihres Salzburgaufenthalts ein Gespräch mit einer Straßenzeitungsverkäuferin/einem Straßenzeitungsverkäufer zu führen und darüber einen Artikel zu verfassen?“ So lauten die Anfragen an Autorinnen und Autoren, die das Literaturhaus Salzburg zu Lesungen nach Salzburg lädt. Das Echo erfreulich: „Was für ein tolles Projekt“, „Das mache ich sehr gerne“, „Leider schaffe ich es zeitlich nicht, gratuliere euch aber zu dem großartigen Projekt“ …

Die Reaktionen waren bisher ausschließlich positiv, Absagegründe liegen einzig im zu kurzen Aufenthalt. Es gibt sogar Angebote, extra für das Interview nach Salzburg zu kommen, da es bei den Lesungen immer etwas eng mit der Zeit hergeht.

Spannend ist es dann für mich, die Porträts zu lesen. Kaum eines gleicht dem anderen. Die Gespräche und die Artikel so unterschiedlich und bunt wie die Menschen, die daran beteiligt sind.

Beeindruckend, wie die GesprächspartnerInnen es schaffen, in so kurzer Zeit Vertrauen aufzubauen, sich einzulassen. Aufeinander. Denn ein gelungenes Interview kann nur auf dieser Basis in einem Miteinander funktionieren. Da finden sich Artikel, in denen sich der Blick rein auf das Gegenüber konzentriert, und andere, in denen sich die interviewende Person mit ins Geschehen stellt. Da gibt es InterviewpartnerInnen, die schnell das Vertrauen gefunden haben und richtig loslegen. Erzählen wollen, was sonst kaum jemand fragt. Und es gibt diejenigen, die in ihrer Schüchternheit bleiben und in leisen Tönen ein wenig Einblick in ihre Welt gewähren.
Eine bedeutende Rolle kommt auch den Übersetzerinnen zu. Oft sind sie diejenigen, die Eis brechen und mehr als nur die Worte übersetzen.

Für mich ist die Reihe „Schriftsteller/in trifft Verkäufer/in“ ein sehr gelungenes Projekt, es ermöglicht den Beteiligten Sichtweisen auf die jeweils andere Lebenswelt und das Finden einer gemeinsamen Sprache. Und das hat viel mit gegenseitiger Wertschätzung zu tun.

Foto: Bertram Wagner

Redakteurin Katrin Schmoll

Geschichten, die erzählt werden müssen

Seit rund zwei Jahren organisiere ich nun schon die Serie und kann mit Fug und Recht behaupten: Sie ist mir ans Herz gewachsen.

VerkäuferInnen, SchriftstellerInnen, FotografInnen und oft auch Dolmetscherin zur gleichen Zeit an den selben Ort zu kriegen, ist manchmal keine so leichte Aufgabe. Am Ende klappt es dann aber irgendwie immer – und zahlt sich mehr als aus. Bisher war das Feedback sowohl von den AutorInnen als auch den VerkäuferInnen immer positiv. Berührungsängste – falls vorhanden – sind meist schnell verflogen, dann siegt die Neugier und in vielen Fällen auch die Sympathie. Am Ende ist die Begegnung auf durchschnittlich 6.500 Zeichen und drei Fotos dokumentiert. Bis auf die Textlänge machen wir den AutorInnen bewusst keine Vorgaben. Jeder und jede von ihnen findet so einen eigenen Zugang – optimistisch, gesellschaftskritisch, wertschätzend …

Waren anfangs manche Verkäufer noch skeptisch, ob sie sich porträtieren lassen sollten, gibt es inzwischen eine Warteliste für diejenigen, die gerne drankommen würden. Schließlich ist es ein schönes Gefühl, wenn sich jemand für einen interessiert und einem eine ganze Doppelseite in der Zeitung widmet.

Auch mir hat die Serie immer wieder schöne Momente bereitet: VerkäuferInnen, die nach dem Treffen übers ganze Gesicht strahlen, AutorInnen, die mir sagen, wie tief sie von der Begegnung beeindruckt sind, und LeserInnen, die sich bei uns erkundigen, wie die Geschichte weitergegangen ist.

Manche Texte berührten mich mehr als andere – kalt gelassen hat mich bisher aber keiner und oft war ich überrascht, manchmal sogar geschockt über die Dinge, die ich darin über unsere VerkäuferInnen erfahren habe.

Ich finde, dass die Serie einen wichtigen Beitrag für die Zeitung leistet, weil dabei mehr entsteht als nur schöne Texte. Wir setzen zwei Menschen miteinander an einen Tisch, die sonst wahrscheinlich nicht zueinander gefunden hätten. Wir ermöglichen damit einen Austausch, der im Alltag oft fehlt, und wirken so hoffentlich dem einen oder anderen Vorurteil entgegen.

Bei „Schriftsteller/in trifft Verkäufer/in“ werden Geschichten erzählt, die erzählt werden müssen. Über Menschen, über Erinnerungen und über Hoffnungen. Jeder verdient es, angeschaut zu werden. Genau das wollen wir mit der Serie erreichen.

LITERATURHAUS SALZBURG

wo das Leben zur Sprache kommt

www.literaturhaus-salzburg.at

Abenteuer Literatur live erleben

300.000 Besucherinnen und Besucher seit der Eröffnung im Herbst 1991! Das Literaturhaus Salzburg im historischen Eizenbergerhof leistet mit rund 270 Veranstaltungen pro Jahr einen wertvollen Beitrag zum kulturellen Geschehen Salzburgs und darüber hinaus.

Seit der ersten Ausgabe der Salzburger Straßenzeitung findet ein reger Austausch zwischen der Redaktion und den Vereinen des Literaturhauses statt.

Die Einbindung aktueller Themen hat bei *Apropos* sowie im Literaturhaus einen hohen Stellenwert. Ein professionelles, buntes, engagiertes Programm für ein junges & erwachsenes Publikum lässt neben österreichischen Schriftsteller/inne/n auch viele internationale Autor/inn/en regelmäßig zu Wort kommen – im Literaturhaus und in der Straßenzeitung.

Brisante Themen im Herbst 2015 und Winter 2016 sind neben der Ukraine Flucht und Exil. Dazu finden demnächst im Literaturhaus u.a. zwei Veranstaltungen statt:

- *Donnerstag, 3. Dezember, 19.30 Uhr*
  Ein Themenabend über Flüchtlinge in Europa heute – mit den beiden Autoren Livia Klingl und Daniel Zipfel
- *Dienstag, 15. Dezember, 18.30 Uhr* in Kooperation mit der Caritas
  Eine Begegnung mit arabischen Autoren, die nach Salzburg geflüchtet sind: Lesungen, Oud-Spiel, Buffet

Unterstützen Sie bitte unsere Arbeit!

Freunde und Förderer sind für alle Vereine im Literaturhaus Salzburg eine unverzichtbare ideelle und finanzielle Stütze. Werden Sie Mitglied und setzen Sie mit ihrem Jahresbeitrag ein Zeichen für die Literatur!
Informationen finden Sie im Internet auf unserer Homepage www.literaturhaus-salzburg.at, gerne geben wir Ihnen auch telefonisch Auskunft: (+43 662) 422 411-14.

Foto: Bernhard Müller

Rumänisch-Dolmetscherin Doris Welther

Spannende Begegnungen

Vor einiger Zeit, ich weiß schon gar nicht genau, wann damit gestartet wurde, entstand bei Apropos die Reihe „Schriftsteller/in trifft Verkäufer/in“. Die Idee klingt nicht spektakulär, ist aber einzigartig und sehr interessant, weil jedes Treffen etwas ganz Besonderes ist.

Vor jedem Zusammentreffen baut sich bei mir immer eine leichte Spannung auf. Ich frage mich jedes Mal: Welcher Schriftsteller/welche Schriftstellerin wird mir gegenübersitzen? Wie wird die Stimmung sein? Wird sich eine gute Gesprächsbasis entwickeln? Ich muss sagen, bis jetzt ist immer alles gut gelaufen und nach Beendigung des Gesprächs macht sich ein entspanntes Glücksgefühl in mir breit.

Im Laufe der Monate durfte ich viele AutorInnen aus den verschiedensten Genres kennenlernen. Auch wenn die gestellten Fragen durchaus ähnlich waren, so hat doch jeder Autor die erhaltenen Informationen anders wiedergegeben, anders „verpackt“. So kommt es, dass auch ich voller Neugier auf die neue Ausgabe von Apropos warte, um zu sehen, wie der Artikel „Schriftsteller trifft Verkäufer“ ausgefallen ist.

Einige Treffen sind mir besonders in Erinnerung geblieben, weil es ganz besondere Situationen waren, bei denen ich dabei sein durfte.

Einmal waren Schriftstellerin und Verkäuferin im gleichen Alter. Nach dem Gespräch waren beide sehr beeindruckt voneinander. Die Autorin konnte nicht glauben, dass die Verkäuferin schon eine Familie mit zwei Kindern hat und trotz Existenzängsten relativ gelassen und mit viel Lebenserfahrung ihre Frau im Leben steht. Umgekehrt war die junge Verkäuferin beeindruckt von der Karriere der Autorin, die nach abgeschlossenem Studium schon im Lehramt tätig war. Zwei junge Frauen aus zwei verschiedenen Welten. Eine andere Verkäuferin beeindruckte ihren Gesprächspartner durch ihre schlagfertigen und oft witzigen Antworten. Ein Verkäufer war im Vorfeld so aufgeregt und nervös, dass ich Angst hatte, wir würden nicht viel von ihm erfahren, zumal ihm sein Leben überhaupt nicht spannend vorkam. Zum Glück hatte er einen ganz geduldigen Schriftsteller als Gesprächspartner, der einiges an Informationen aus ihm herauskitzeln konnte.

Seitens der VerkäuferInnen kommen selten Wünsche oder Anregungen. Allerdings wollen sich ausnahmslos alle für die Möglichkeit bedanken, in Salzburg Zeitungen verkaufen zu können. Und dann können sie es kaum erwarten, die Zeitung mit dem eigenen Porträt in den Händen zu halten. Sie freuen sich darauf, ihre Stammkunden auf das Porträt hinzuweisen. Endlich können die Kunden auf diese Weise etwas aus dem Leben des Verkäufers erfahren. Damit erhält der Verkäufer eine Stimme, die Stimme des Schriftstellers, und damit kann er sich trotz mangelhafter Deutschkenntnisse mitteilen. Um die Zeitung mit dem eigenen Porträt nicht zu verpassen, verzichten die Verkäufer manchmal sogar auf die Heimfahrt und bleiben extra länger in Salzburg.

Ich freue mich auch schon auf das nächste Treffen! <<

Foto: Eva Maria Mrazek

Vertriebsleiter Hans Steininger

Schriftsteller trifft Verkäufer trifft Schriftsteller

Anfangs, als diese äußerst beliebte Reihe gestartet wurde, mussten wir die VerkäuferInnen noch sehr einladen und sie auch bitten, sich für ein Interview zur Verfügung zu stellen.
Was sollte das werden? Was wollen die von mir? Was kann ich erzählen, was könnte mir schaden? Und wer ist das eigentlich, wer mich da fragen will? Wieso interessiert das den/die überhaupt?
Dann kamen die ersten Reaktionen: Durchwegs positiv von den LeserInnen, beneidet von den KollegInnen. Und dann noch die sehr ausdrucksstarken Fotos, die das Interview nicht einfach nur schmücken, sondern in Mimik und Gestik den Text verstärken, ergänzen. Unsere VerkäuferInnen spüren jetzt, dass sie nicht nur toleriert werden, sondern dass auch ihr Leben, ihr Schicksal von Bedeutung ist, dass es die Apropos-LeserInnen berührt.

Mittlerweile herrscht Gedränge auf der Warteliste.
„Bitte Interview“. Prominent präsentiert in der Straßenzeitung, das bringt's. Unsere Verkäuferinnen und Verkäufer haben verstanden, was wirksame PR-Arbeit ist. <<

AK SALZBURG
GERECHTIGKEIT MUSS SEIN

CAFÉ BAZAR
FAMILIE BRANDSTÄTTER

GKK SALZBURG

my indigo
eat and smile

LAND SALZBURG
Kultur

LITERATURHAUS SALZBURG
www.literaturhaus-salzburg.at

SALZBURG AG
WO ZUKUNFT INS LEBEN KOMMT.

SPAR

SOZIAL
STADT : SALZBURG